

No 4047.466



*Bought with the income of
the Scholfield bequests.*

2 Weeks

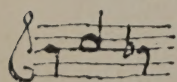
D JUN 30

MAY 13 1938

Richard Graf Du Moulin-Eckart
Hans von Bülow



Wer rißt die Welt in seiner Lenden fests,
Vandern nicht daß sie sein Herz ihr stießt.



4 December 1886

Hans von Bülow

Von

Dr. Richard Graf Du Moulin-Eckart

o. ö. Professor der Geschichte an der Technischen Hochschule
zu München

Mit mehreren Bildern und Facsimiles



1

9

2

1

R ö s l & C i e., M ü n c h e n

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19 20 21 22 23 24 25 26 27 28 29 30 31 32 33 34 35 36 37 38 39 40 41 42 43 44 45 46 47 48 49 50 51 52 53 54 55 56 57 58 59 60 61 62 63 64 65 66 67 68 69 70 71 72 73 74 75 76 77 78 79 80 81 82 83 84 85 86 87 88 89 90 91 92 93 94 95 96 97 98 99 100

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19 20 21 22 23 24 25 26 27 28 29 30 31 32 33 34 35 36 37 38 39 40 41 42 43 44 45 46 47 48 49 50 51 52 53 54 55 56 57 58 59 60 61 62 63 64 65 66 67 68 69 70 71 72 73 74 75 76 77 78 79 80 81 82 83 84 85 86 87 88 89 90 91 92 93 94 95 96 97 98 99 100


1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19 20 21 22 23 24 25 26 27 28 29 30 31 32 33 34 35 36 37 38 39 40 41 42 43 44 45 46 47 48 49 50 51 52 53 54 55 56 57 58 59 60 61 62 63 64 65 66 67 68 69 70 71 72 73 74 75 76 77 78 79 80 81 82 83 84 85 86 87 88 89 90 91 92 93 94 95 96 97 98 99 100

Schol.
Apr. 30. 1923
9

Copyright 1921 by Rösl & Cie., München
Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig

VERBODEN
TEIL TO
NOTES TO

G o r w o r t

urch das Leben jedes echten Künstlers geht ein tragischer Zug, der umso stärker wirkt, je mehr sich sein Träger dem Bannkreise des Genius nähert. Das Genie selbst vermag ihn freilich zu bezwingen und auszuschalten oder sogar seiner eigenen Tatkraft dienstbar zu machen, den Dornbusch zum Blühen zu bringen. So Goethe, dem ein Gott zu sagen gab, was er litt, und der das Weh gleichsam in das Spiegelbild bannte, das er von sich schuf; so Beethoven, dessen ungeheurer Wehruf in erhabenste Klänge sich löste und durch sie heute noch zu uns spricht. Anders Richard Wagner, der ihn mit leidenschaftlicher Energie niederrang und in Trümmer schlug, aus denen er sich die siegbringende Waffe formte.

Zu voller Entfaltung aber kommt, ja zum Verhängnis wird er bei jenen, die das Land der Verheißung von der letzten Höhe aus vor sich liegen sehen, das Große in voller Klarheit schauen, ja ihm in so wundersame Nähe gerückt sind, daß sie wähnen, es mit Händen greifen zu können. Aber da tritt der Größere, Stärkere vor sie hin: sie haben keine andere Wahl, als ihn zu bekämpfen oder sich ihm mit voller Seele zu weihen. Da hilft kein Hirn, kein Verstand, nur das Herz. Die Liebe allein gibt die Kraft zum

Wirken, die bedingungslose, echte Treue, wie sie einst in der deutschen Gefolgschaft gehegt ward, wie sie von Zeit zu Zeit wieder auflebt in dem Verhältniß von Schüler zu Meister. Aber sie ist ein ungeheueres Opfer, wie kein Mönch mit seinem Gelübde je ein schwereres gebracht hat. Jeder Tag schafft neue Pein, jede Stunde fordert den schmerzlichsten Verzicht. Denn während er seine besten Kräfte in den Dienst des überragenden Genius stellt und ihm den Weg bereiten hilft, der jenem auch ohne dessen Mühen, wenn auch schwer, vielleicht sogar unter gewaltigen Eruptionen, ja selbst Katastrophen sich erschließen mußte, ruht in ihm der Drang nicht, Eigenes zu geben. Der unmittelbare Einblick in das Schaffen des Genius regt sogar das Schöpferische in ihm in höherem Grade an. Aber die Naivität des ursprünglichen Schaffens ist ihm genommen, er mißt alles mit dem Maße des Großen, für ihn Allzugroßen. Und da fühlt er sich nur als Unterholz neben dem überragenden Stamme, dessen gewaltige Blätterkrone ihm Luft und Licht zu eigener Entfaltung sperrt.

Wie anders das Talent, das spielend seine kleinen, harmlosen Pflichten übt, sich fern hält von dem Schatten des Titanen, ihm ablauscht, was es für seine eigenen Zwecke zu gebrauchen vermag, und sogar seine Fähigkeiten nützt, den Neuerer zu hemmen: als Fechter für das Alte führt es den egoistischen Kampf gegen ihn oder lehnt ihn auch wohl mit einer mitleidigen Geste ab. Ein gut Theil der Kunstgeschichte und zumal der Musikgeschichte füllt das Ringen der Talente gegen das Genie. Der ganze lange Kampf gegen Richard Wagner ist dafür ein spre-

chendes Zeugnis. Wie viele Talente kleiner und kleinster Art vermochten sich noch auszuleben und Eintagsgeltung dadurch zu gewinnen, daß sie halfen, den vollen Durchbruch des Gewaltigen aufzuhalten. Sie dachten an nichts, als ihre armselige Ernte in die Scheuer zu bringen, ehe das Gewitter heraufzog und alles niederschauerte. Und sie lobten die Vergangenheit, vor allem die Epoche von Beethoven bis Wagner. Da hatten sie ein ruhiges und gesichertes Dasein geführt. Sie brauchten ihr Licht nicht unter den Scheffel zu stellen und auch nicht vor scharfem Luftzug zu schützen. Jedes brannte für sich, brannte bald aus und erlosch. Und die Musikgeschichte ist wie ein Kirchhof — all die kleinen Kreuze und Steine vermodert und zerfallen, die Inschriften verwittert und verlöscht. Nur die großen Denkmäler ragen auf wie die wuchtigen Totenmale der Römer auf der Via Appia. Aber unter den Verschollenen sind nur die Leichten, allzuleicht Befundenen. Doch diejenigen, die ihr Leben und sozusagen ihre eigene Melodie geopfert, schwingen in der Melodie der Großen mit, und nennt man deren Namen, so wird auch der ihre genannt. Sie haben trotz allem nicht umsonst gelebt, und wenn sich die Geschichte weniger mit ihren Werken beschäftigt, so muß sie es umsomehr mit ihren Taten tun und mit ihrem Wirken und vor allem mit dem Geiste, der sie beseelte, und so kommt ihre ganze geistige Persönlichkeit zu vollem Recht. Da erweist es sich, wie wahr es ist, daß in der Beschränkung sich der Meister zeigt. Und noch ein anderes: „Alle Größe kommt von Treue.“

Dem Leben Richard Wagners sind drei wunderbare Gestalten verknüpft, die durchaus unter sich verschieden,


doch sich bis zu einem gewissen Grade gleich in ihren tiefen Beziehungen zu dem Meister von Bayreuth und seiner Kunst: König Ludwig II., Friedrich Nietzsche und Hans von Bülow. Wer ihr Leben ergründet, wird finden, daß ihr schweres Schicksal anhebt mit der Lösung von ihm, dem sie sich einst mit höchstem jugendlichen Enthusiasmus zugewendet. Der lichteste war dieser junge, blühende König selbst; der begabteste, zumal als Dichter, der verbitterte Einsiedler von Sils-Maria. In beiden klang eben doch eine unheilvolle Saite aus der Seele des reichen Jünglings. Vor allem in letzterem, von dem Friedrich Brockhaus einst schon in Triebschen, da dessen Begeisterung für Wagner noch in hellen Flammen loderte, prophezeit: „Wenn Nietzsche um die Gedanken des Onkels und Schopenhauers herumgekommen sein wird, wird ihm nichts anderes übrigbleiben, als sie zu widerlegen.“ Der Edelste und Reinste von den dreien, der Wagner am tiefsten verstand, wie den Geist der Musik überhaupt, ist Hans von Bülow. Er war der junge kühne Held für Wagner, wie Ulrich von Hutten für den großen Reformator: Aber auch eine Kampfnatur, die der Kampf an sich mehr reizte als Zweck und Ziel. Der Tragik verfallen wie dieser. Aber trotz Akenau und dem stillen Sterbegemach in Agypten: beider Bild leuchtet hell und klar in unsere Zeit herein. Und das Gesamtbild von Hans von Bülows Leben, Werk und Herz sind so bedeutend, so voller Eigenart, die Summe seines Wirkens so groß und reich, daß die Gegenwart davon zehrt, ohne es zu wissen. Und die Zukunft wird ihn ehren als Menschen von der ritterlichsten Art, als einen Künstler, dessen Verstand in sich schloß, was in Mozarts

Seele den Urborn der Musik fließen ließ. Hätte die seelische Kraft der geistigen entsprochen, er wäre der Größten einer geworden. So aber faßte der Ritterliche das Goethesche Wort enger: „Und Künstler heißt Kämpfer sein.“

In diesem Sinne schlag' ich das Buch seines reichen, großen und schweren Lebens auf.

Erster Teil

J u g e n d u n d W e r d e n

ie Bülow's sind so alt wie die Bismarck's, ja viel früher nachweisbar als das Geschlecht, das uns das politische Genie des deutschen Volkes gegeben hat. Wendischen Ursprungs, waren sie seit uralter Zeit sesshaft in den Mecklenburger Landen und haben sich voll und willensstark eingedeutscht. Seit 1230 erscheinen sie mit der deutschen Ritterwürde bekleidet. Im Laufe der Jahrhunderte hat sich das Haus in eine Fülle von Linien gespalten, wie kaum ein anderes. Es hat einen großen Reiz, die mannigfachen Schicksale dieser Zweige zu verfolgen. Neben der Bodenständigkeit, die ihnen eigen, findet sich doch auch jene starke Beweglichkeit, die dem Rittertum überhaupt anhing, ja beide Triebe stehen in einer gewissen Wechselwirkung. Von sicherer Scholle treibt es sie in die abenteuerliche Ferne, aus der Ferne wieder nach sicherer Heimstatt. Im ganzen ein gleichartiges Bild: Steigen und Sinken, Schicksale guter und schlimmer Art. Der eine erklimmt des Lebens Höhe, der andere muß sich mit fast ärmlichem Dasein auf klein gewordener Scholle oder im engen Kreise landesherrlichen Dienstes begnügen. In allen Berufen sind sie tätig, geistlichen und weltlichen Dienstes: vom Bischofe bis zum einfachen Prediger, vom Minister bis zum Vogte; in allen Hofämtern finden sie

sich, vom Oberhofmarschall bis zum schlichten Kastellan, und einen sehen wir selbst in bescheidener Kirche als Kantor walten. Vor allem aber wurden sie Soldaten.

Indessen das ist das äußere Leben. Folgt man den Einzelschicksalen, so findet man doch als einen Grundzug des Geschlechtes das unmittelbare Streben nach Ausbildung und Ausleben der eigenen Persönlichkeit. Sie zeigt sich vielfach in der Mischung mit dem alten Gefühl der Gefolgschaftstreue, das dann am stärksten zutage tritt, wenn es vor äußere und innere Konflikte gestellt wird. Viel Kraft, viel Stäte macht sich geltend, wohl auch Unkraft, Unrast und Siechtum. Aber ritterlich sind sie alle. Reichbegabte Naturen treten in jeder Generation hervor. Vielfach auch produktive Kräfte und, je weiter das Geschlecht zur Gegenwart heranwächst, künstlerische und literarische Neigung und Begabung.

Das Bülow'sche Wappen zeigt über einem mit Goldmünzen geschmückten Felde den Vogel Pirol, der einen goldenen Ring im Schnabel trägt. Der edelartige Sommervogel hat den melodischen Ruf „Bü — Bülow“. Ein reizvoller Zug, an sich voller Poesie, der den liebenswürdigen Georg Hesekeel veranlaßt hat, die Wappensage des Geschlechtes dichterisch zu verwerten. Das Gedicht schöpft zweifellos aus alten Motiven. Es ist echte Sage, und diese ist nie völlig erfunden: Der Ahnherr des Geschlechtes rastet landflüchtig im maiengrünen Walde. Da dringt tröstend der Ruf des Vogels: „Bü—Bülow“ an sein Ohr. Und der kleine Sänger schwingt sich von Baum zu Baum, den Helden lockend und rufend. Dieser folgt ihm bis zu einer alten Eiche. Dort läßt der Pirol den

goldenen Ring, den er im Schnabel trug, fallen und weist ihm so einen Hort, der dem Glücklichen des Hauses Herrlichkeit neu begründen half. Das Gedicht schließt:

„Und gehst du durch die Wälder
Zur lust'gen Pfingstzeit,
Klingt's: Bülow, Bülow helle
Vom grünen Zweig noch heut!
So lang der Ruf noch klinget
Vom Baum im Deutschen Reich,
So lange sind die Bülows
Auch noch auf grünem Zweig.“

Anwillkürlich gemahnt der Gedanke an das „Waldvögelein“ im Siegfried, und man könnte versucht sein, in dem Bülow'schen Wappenvogel das Urbild desselben zu sehen, wenn das Gedicht nicht erst 1855 entstanden wäre. Aber schon die Ähnlichkeit ist voller Reiz, die Sage selbst voller Anmut.

Doch wenden wir uns den unmittelbaren Vorläufern Hans von Bülow's zu. Er entstammt der Linie Gartow, die für sich schon in das vierzehnte Jahrhundert zurückreicht und von einem Heinrich von Bülow gegründet worden ist. Dessen Nachkommen erscheinen reich mit Grundbesitz begabt und finden sich in angesehenen Stellungen der Fürsten von Brandenburg, Braunschweig und Sachsen. Ein Heinrich Sigismund vermählt sich 1717 mit einer Freiin von Almann, deren Mutter der sächsischen Theologenfamilie Geher entstammt. Es ist nicht ausgeschlossen, daß sich von dieser verwandtschaftliche Beziehungen zu dem Maler, Dichter und Schauspieler Geher,

dem Stiefvater Richard Wagners, hinziehen. Jedenfalls tritt Heinrich Sigismunds Sohn Johann Heinrich in sächsische Dienste, ebenso dessen ältester Sohn Ernst, während dessen Bruder Karl als preussischer Major in der Schlacht von Großgörschen den Heldentod stirbt. Ernst aber war begeisterter Anhänger des Kaisers Napoleon und blieb es auch über die Befreiungskriege hinaus. Als der Rheinbund zerfiel, nahm er den Abschied und führte ein stilles beschauliches Dasein in der sächsischen Hauptstadt. Er hatte sich mit Dorothea von Kessinger geb. Blühhmann vermählt. Sie brachte ihm das Schloß Berg bei Eilenburg zu, auf dem sie ihm am 17. November 1803 den Sohn Karl Eduard gebaar, den einzigen, der dem Paare verblieb, denn zwei weitere sind ihnen in frühem Alter gestorben. Es zog sich nach Dresden zurück und widmete sich völlig der Erziehung des Sohnes. Aber diese scheint keine heilvolle gewesen zu sein. Der alte, über die politischen Verhältnisse aufs tiefste verbitterte Soldat, dessen Pünktlichkeit und Formlichkeit ebenso gerühmt wird wie seine verbindliche Höflichkeit und Herzlichkeit, bestimmte Eduard zum Kaufmann und schickte ihn in die Lehre. So arbeitete er in mehreren Bankhäusern. Aber schon den Dreiundzwanzigjährigen machte er selbständig und erwarb ihm in Leipzig ein Verlagsgeschäft: eine merkwürdige Verquickung des elterlichen Willens, den Sohn von Armee und Staatsdienst fernzuhalten und zugleich seinen hervortretenden literarischen Neigungen entgegenzukommen. Das mußte zum Zwiespalt führen. Vielleicht lag er in dessen Wesen selbst begründet. Denn Eduard von Bülow's bedeutende literarische Begabung

zeigt einen merkwürdig philiströsen Einschlag, der gerade in den Augenblicken, wo sich seine Produktivität zu innerer Befreiung, ja Erlösung durchzuringen beginnt, in beflagenswerter Weise zutage tritt und wohl als stärkste Hemmung seiner sonst so sympathischen Art zu betrachten ist. Erst in späten Jahren, als andere Einflüsse sich geltend machen, scheint dieser Druck zu weichen. Doch genug. Das buchhändlerische Unternehmen schlug fehl. Er mußte es aufgeben, nach allem mit schweren finanziellen Verlusten, an deren Folgen er auch späterhin noch zu leiden hatte. So verließ er die kaufmännische Laufbahn überhaupt und begann zu studieren. Er widmete sich den alten Sprachen und der Literatur. Ob die Anregung hierzu eine rein innerliche war oder auf fremde Einflüsse zurückzuführen, läßt sich nicht feststellen. Nur zwei Persönlichkeiten treten jetzt in seinem Leben stärker hervor. Die eine ist Elisabeth von der Recke, die in ihrer seltsamen Art durch den deutschen Dichterwald irrlichterte und eine eigenartige Rolle in Sinn und Geist des achtzehnten Jahrhunderts spielt, — als Freundin der Herzogin von Sagan, von Theodor Körners Vater, und die auch mit der romantischen Schule ihren Pakt geschlossen hatte, zumal mit deren Haupt Ludwig Tieck. Ihm soll sie den jungen Bülow zugeführt haben. Die zweite aber ist Eduards Gemahlin Franziska Stoll, mit der er sich im Jahre 1828 vermählte. Die Heirat des Fünfundzwanzigjährigen ist ein Stück Romantik, zugleich aber auch ein Akt echter Ritterlichkeit. Die hochbegabte, um drei Jahre ältere Frau war mit dem Dresdener Bankier Raschel in der unseligsten Weise vermählt. Aus den unwürdigen

Fesseln hat der Jugendliche sie befreit. Ihre verwandtschaftlichen Beziehungen aber führten nach Leipzig, zu der Familie des Rammerrats Frege, dessen Person und Haus sich dort besonderer Sympathie erfreute. Hatte er doch während der Befreiungskriege eine für Staat und Stadt bedeutende Rolle gespielt und unter anderem mit großer Klugheit die nach Holland geflüchteten Kostbarkeiten des grünen Gewölbes wieder glücklich nach Dresden zurückgebracht. Auf der Vatenliste Otto von Bismarcks steht auch sein Name. Und dieser hatte Franziskas ältere Schwester heimgeführt. Sein Haus war ein Asyl, sein Salon einer der geistigen Mittelpunkte Leipzigs, auch für Franziska die Quelle reichster Anregungen. Ihr reger Geist fühlte sich in dieser Atmosphäre unsagbar wohl, und sie hat sich von diesen Einflüssen auch späterhin nie völlig befreien können. Denn von Mendelssohn und Moscheles bis auf Robert Schumann, von Henriette Sontag bis auf Klara Wieck, von Wilhelm Guckow bis auf Gustav Freitag verkehrte alles, was zu Leipzig in Kunst und Literatur sich einen Namen gemacht oder im Aufstieg zum Parnass begriffen war, im Fregeschen Hause. Und jeder war willkommen, der nicht gegen den zumal in musikalischen Fragen waltenden konservativen Sinn verstieß.

Auch Franziska war hoch begabt, und nicht minder ehrgeizig. Sie war sprachenkundig und vertraut mit Musik und Literatur. Bedeutend und engherzig zugleich; dämonisch und von unbeugsamer seelischer Härte. Voll Sarkasmus und Schärfe, aber auch fähig begeisterter Hingebung. Diese Härte und Schärfe ihres Wesens war wohl auch gesteigert durch die natürliche Verbitterung, die ihr

die ersten furchtbaren Enttäuschungen ihres Lebens gebracht. Doch genug — Eduard von Bülow suchte in ihr die Geistesverwandte und führte sie als Gattin heim nach Dresden, wo er den Hausstand auf die Früchte seiner geistigen Arbeit zu gründen suchte. Zunächst als Übersetzer. Noch im Jahre der Vermählung erschien die Übertragung von Manzoni's „I promessi sposi“, dem der junge Romanist die Bahn bereitet hat. Es mag dahingestellt bleiben, ob er von Tieck zu Manzoni hingeführt worden ist. Jedenfalls begrüßte und begünstigte jener in der Folgezeit die Tätigkeit des jungen Freundes in besonderem Maße. Und auch der Erfolg schien sich einzustellen. Schon 1837 erschien die zweite Auflage der „Verlobten“, zugleich mit den „Romantischen Erzählungen aus der Geschichte Englands“, mit denen er dem Arbeitsgebiet des Meisters immer näher kam. Wir müssen es uns leider versagen, der schriftstellerischen Tätigkeit Eduards von Bülow weiter nachzugehen. Sie ist jedenfalls einer besonderen Behandlung würdig. Er hat vieles und Bleibendes geschaffen und sich selbst ohne Zweifel eine breite und tiefe Grundlage der geistigen Bildung gewonnen, obschon er bis zu einem gewissen Grade Autodidakt war. Sein reichhaltiges Novellenbuch, das in den Jahren 1834 bis 1836 in vier dicken Bänden erschien, brachte eine kostbare Auslese aus der Literatur der germanischen und romanischen Völker, und Tieck rühmte die Art der Bearbeitung mit warmen Worten. Auch die Herausgabe von Grimme's „Simplizissimus“ war eine literarische Tat. Doch auch der Dichter regte sich in ihm. Zunächst erschien die „Frühlingswanderung durch das Harz-

gebirge“, welche Karl Hillebrand wegen des klaren Ausdrucks, der diesem Schriftsteller überhaupt eignet, warm würdigt. Seine Novellen aber fanden schon damals bei der Kritik wohlwollende Beurteilung, und ihre künstlerische Gestaltung wird vielfach gerühmt. Und sie zeigen offenbar das ernste Ringen nach dem Kunstwerk. Wir greifen aus den vielen die kleine Erzählung „Das Modell“ heraus. Sie weist freilich alle Schattenseiten der Epoche auf. Die Technik ist philiströs, die eingestreuten Schilderungen erscheinen falsch aufgetragen, vielfach der Handlung aufgedrungen. Und doch ist sie innerlich wahr. Sie schildert das Ringen des Künstlers nach voller Erkenntnis und reiner Wiedergabe der Natur, das Sehnen nach echter Kunst, das mit dem Leben in engstem Zusammenhange steht: „Es bildet den Künstler, indem es den Menschen in seiner Schmerzensflamme verbrennt.“ Ein Hauch Schopenhauerschen Geistes weht durch das Werk. Eine tiefe Verehrung erfasst uns für ihn, den ringenden Künstler und den leidenden Menschen.

Und er ist Vater Hans von Bülow. Als er sie schrieb, war ihm sein Sohn — Hans Guido — bereits geboren. Das war am 8. Januar 1830. Das Kind war zart und schwächlich. Schwere Krankheiten suchten es von früh an heim, und meist war das Gehirn dabei in Mitleidenschaft gezogen. Doch die Lebenskraft war stärker als alles Verhängnis, und gerade sein Geist ging aus den schweren Leiden als Sieger hervor. Aber er war ein Künstlerkind, und deren häufiges Erbteil, Frühreise, war auch sein Los. Und an Eindrücken fehlte es nicht. Beide Eltern hatten einen großen Bekanntenkreis: der Vater die

„Romantiker“; denn wer bei Tieck aus- und einging, der fand auch den Weg nach der Bülow'schen Wohnung am alten Kornmarkt 19 — jetzt Körnerstraße 12 —. Die Mutter drängte es zum Adel. Unter den Frauen, mit denen sie in engeren Beziehungen stand, treten zwei zumal hervor: die Gräfin Ida Hahn-Hahn, die Konvertitin, deren Beispiel sie in späteren Jahren nachgeahmt hat, und die Gattin des Oberhofmeisters und späteren Intendanten von Lüttichau. Wir kennen diese aus den Schilderungen Richard Wagners, dessen Kunst sie im Gegensatz zu ihrem Gatten ein warmes Verständnis entgegenbrachte. Freilich, tief veranlagt war auch sie nicht. Aber sie hegte eine herzliche Zuneigung für das Bülow'sche Haus, zumal für Franziska, die sie ihr bleibend bewahrt hat. Indessen war es doch die spezifische Dresdener Atmosphäre, wie das Haus Frege die Leipziger repräsentiert: Schöngeisterei — Hausmusik — Leseabende, bei denen auch Eduard von Bülow mit seinen Werken hervortrat, mehr wohl auf Veranlassung Tieck's als der eigenen Gattin. Denn die tiefe Anregung, die eine Frau, zumal von solchem Verstand und solcher Bildung, hätte geben können, blieb ihm mehr und mehr versagt. Das Leben lastete schwer auf beiden. Frau Sorge fand den Weg immer wieder in das Haus. Er scheint der Gattin gegenüber stets als der Verbende, bis Stolz und Erbitterung ihn hemmen und schließlich das Band sich völlig löst. Dieser langsam vorwärtsschreitende Prozeß begleitet des Sohnes Kinderjahre und lastet auch auf der Epoche des Reisens und Werdens mit schwerem und schwerstem Druck. Es war keine glückliche Zeit. Er litt unsäglich unter dem

Zwiespalt. Die Mutter war in allem anders geartet als der Vater. Und ihr ganzes Denken ging andere Wege. Der konservative Geist des Hauses Frege widersprach der Weltanschauung des Vatten, die ihn mehr und mehr freihetlichen Bewegungen zuführt. Zwar zeigt er sich auch hierin zwiespältig. Er hatte sich selbst um die Dessauische Kammerherrenwürde beworben, und durch Tieck und Alexander von Humboldt erstrebte er bei König Friedrich Wilhelm von Preußen, dem er sein Novellenbuch widmete, mit Erfolg die Würde als Johanniter. Franziska war streng orthodox, mit starker Neigung für den Katholizismus. Man weiß nicht, wie weit der Einfluß der Gräfin Ida Hahn-Hahn ging — aber schließlich hat doch auch sie den Weg nach Rom gefunden. Es scheint indessen, daß wenigstens auf diesem religiösen Boden die beiden Vatten sich eine Zeitlang begegneten. In diesem Sinne ist wohl die seltsame Publikation zu erklären: „Zur Nachfolge Christi: Eine Legendensammlung.“ Das Buch trägt den für einen protestantischen Herausgeber merkwürdigen Vermerk: „Mit der nachgesuchten Approbation des hohen katholisch-geistlichen Konsistoriums im Königreich Sachsen.“ War es ein Versuch geistig-geistlicher Annäherung an die Vattin, so ist er mißlungen.

Auch der Sohn, so hoch er sie verehrte, so ritterlich sein Verhalten bis zu ihrem Ausgang, litt unsäglich unter dem Mangel mütterlicher Zärtlichkeit. Nicht, als ob sie nicht zeitlebens eine treubeforgte Mutter gewesen wäre. Aber ihr fehlte die Weichheit, die das kranke, zarte Kind am meisten bedurft hätte. Ihr fehlte vor allem das Gefühl für seine Art, und wo dessen schwächliche Konstitution sie

hätte zur mildesten Behandlung veranlassen müssen, fand sie in ihrer Reizbarkeit nur tadelnde Worte. Sie warf ihm sogar körperliche Gebrechen vor und verletzte ihn damit aufs tiefste, schlug Wunden, die nie völlig vernarbt sind.

Umso näher mußte es liegen, daß er sich mit voller Seele an den Vater anschloß, den er rastlos sich mühen sah, von dessen Erfolgen der frühreife Knabe manches hörte, hören mußte. Aber auch bei ihm fand er nicht das Verständnis für die Knabenzeit. Er nahm ihn wohl mit zu den Vorlesungen Tiecks, die auf das Kind nur ermüdend einwirken konnten: er schloß dabei ein. Der Vater hatte wirklich Freude an den reichen Fähigkeiten seines Sohnes, die frühzeitig genug hervortreten begannen. Aber statt sie zu schonen, sich langsam entwickeln zu lassen, ihm die Freude am Spiel mit den Altersgenossen zu gönnen, suchte er sie zu formen. Hans mußte das „Spehtersche Fabelbuch“ in schnellster Folge vollkommen auswendig lernen. Und mit acht Jahren ging es an den Faust, — den ganzen Faust. Und das alles bei einem Kinde, das, wie die Ärzte feststellten, fünf Gehirnentzündungen durchzumachen hatte. Kein Wunder, wenn das Kindliche sich früh verlor, trotz der großen und tiefen Herzensgüte, die ihm eigen war, wenn er vor Fremden schroff und scheu erschien, und von früh an eine tiefe Reizbarkeit hervortrat, die sich auch vor den Eltern nicht verbarg. Sein erwachendes Selbstbewußtsein, das auf diese Art in übertriebener Weise geweckt und durch die Tortur der Erziehung wieder gedämpft werden sollte, ließ sich nicht beugen. Seine Anschauungen vertrat er in Haus und Schule mit

fast männlicher Bestimmtheit. Auch den Schulgenossen gegenüber, die er vielfach von sich abschreckte, freilich mit mehreren bedeutsamen Ausnahmen. Und bei diesen hielt die Freundschaft bis in späte Jahre. Sein liebster Spielkamerad war seine drei Jahre jüngere Schwester Isidora, denn sein jüngerer, 1834 geborener Bruder Odo war geisteschwach. Er ist 1876 in Niesky, der bekannten Herrnhuterkolonie, gestorben.

Mit besonderer Aufmerksamkeit und gewiß mit Freude und Verständnis verfolgte die Mutter die erwachenden musikalischen Anlagen des Sohnes. Da war von Hemmung keine Rede. Im Gegenteil. Das Bülow'sche Haus hatte auch der Musik sich aufgetan. Sie selbst musizierte fleißig mit dem Hofcellisten Hänsel, der wohl als erster die Entwicklung des jungen Talentes beobachtet und auch sein erster Lehrer wurde. Ihn aber fesselt der Ton wie das Werk. Der kränkelnde Knabe liebt, wenn er ans Bett gebannt ist, statt Kindergeschichten Noten. Sein scharfer Sinn vermag sie innerlich erklingen zu lassen. Diese Fähigkeit hat er in der Folge bis zur Vollendung ausgebildet. Wie oft hat er auf seinen Konzertreisen im Eisenbahnzuge die Werke, die er zu spielen hatte, lesend auswendig gelernt. So wurde der so frühzeitig geübte Intellekt förmlich zum Herrscher über seine Technik. Da war freilich der Cellist Hänsel mit seiner „Klavierweisheit“ bald zu Ende. Er überließ den Unterricht berufeneren Händen. Seiner Lehrerin Cäcilie Schmiedel hat Hans ein gutes und freundliches Andenken bewahrt, und aus späteren Äußerungen ist recht wohl zu erkennen, daß er ihren Einfluß als einen guten und gesegneten Zeit seines Lebens

empfundnen hat. Fünf Jahre war sie seine Lehrerin, auch dann noch, als er den Unterricht von Friedrich Wieck genoß. Sie vermählte sich später mit seinem ersten Lehrer in der Theorie, Karl Eberwein, starb aber schon im Sommer 1848. Ihr Tod ergriff ihn sehr. „Ich werde,“ schrieb er damals an die Mutter, „es nie vergessen, was ich ihr für Dank schuldig bin, und es tut einem sehr leid, wenn man die wahren Freunde, die so viel Theilnahme und Freundlichkeit wie Madame Eberwein für mich gehabt haben, aus der Welt gehen sieht.“ In den Stunden bei ihr aber hatte er eine Kinderfreundschaft mit der jungen Miß Taylor geschlossen, an der beide auch in ferneren Jahren festgehalten haben.

Die Mutter freute sich an dem glänzenden Spiel ihres Sohnes, an seinem reifen musikalischen Verstandnis. Aber der Geist der Musik saß bei ihm schon tiefer. Er horchte und lauschte, wo er Musik vernehmen konnte: in der katholischen Hofkirche und im Theater.

Am 12. Oktober 1842 wohnte er als Zwölfjähriger der ersten Aufführung des „Rienzi“ bei. Sie weckte ihm einen Eindruck von überwältigender Gewalt. Eine völlig neue Klangwelt erschloß sich ihm, die auf den so durch und durch Musikalischen physisch und psychisch bedeutend wirkte, daß ihm während des dritten Actes das Gehör völlig versagte. Er sah nur die Handlung auf der Bühne, jeder Ton blieb seinem Ohr verschlossen. Erst im vierten Act gewann er die volle Hörkraft wieder. Dieses Erlebnis ist umso wunderbarer, als er ja dem Theater in keiner Weise ferngehalten wurde, zumal in Leipzig, wenn er dort zum Besuch des Fregeschen Hauses weilte. So hatte er schon

des öfteren die Oper besucht: er kannte den „Don Juan“, den er noch später die Oper aller Opern nannte, und hatte schon im Mai 1841 Bellinis „Capuletti und Montecchi“ gehört und sich an der „himmlischen“ Musik begeistert. Konradin Kreuzers „Nachtlager von Granada“ lernte er unter der Leitung des Komponisten kennen. Er urteilte über dieses Werk wie ein erfahrener Musiker. Ihn fesselt nicht das Szenische, nur die Musik. Wo sie in Frage kommt, tritt in ihm alles Knabenhafte zurück. Dagegen vermag er sich mit kindlichem Sinn an den Leistungen der Kunstreiter zu erfreuen.

Und das Neue, Eigenartige in der Musik des „Rienzi“ war es auch gewesen, was auf ihn den tiefen, nachhaltigen, man darf sagen schicksalsvollen Eindruck hervorgerufen hat. Und wenn er später einmal den schlechten Witz nicht unterdrücken konnte, Rienzi sei die beste Oper von Meyerbeer, so war ihm das Werk des jungen Meisters doch eine Offenbarung. Man könnte wohl annehmen, daß der ungeheure Erfolg des Werkes, wie so viele, auch ihn be-
rauscht, daß die außerordentliche dramatische Kraft der Oper in ihm die starke Wirkung hervorgerufen hätte. Das ist mit nichts der Fall. Das Szenische hat bei ihm nie die überragende Rolle gespielt. Was ihn anzog oder ab-
stieß, war das rein musikalische Moment. In dieser Beziehung stand er ganz auf dem Boden der alten Zeit, und sie hat in ihm trotz aller Entwicklung und seines Wirkens für die Zukunftsmusik nachgewirkt. Aber die Verehrung für den Komponisten des „Rienzi“ erfüllte damals schon die Seele des Knaben, und sie befestigte die Schulbankfreundschaft zu einem andern, mit dem er manche Jahre

zusammen gegangen, obschon ihre Naturen und Anlagen von Grund aus verschieden waren, mit Karl Ritter, an dessen Seite er den „Rienzi“ gehört, mit dem gemeinsam er jetzt den Spuren Wagners nachging, in echter Knabenschwärmerei, bis er ihn kennenlernte.

Indessen, für diese Empfindungen war im elterlichen Hause keine Resonanz zu finden. Die Mutter blieb innerlich den Werken des Neuerers immer fremd. Dagegen hegte sie eine warme und tiefe Verehrung für Franz Liszt. Das war nichts Außerordentliches. Wer wäre damals in germanischen und romanischen Ländern nicht unter dem Zauber seines Spiels gestanden. Er kam auf seinen letzten Siegeszügen nach Dresden und fand auch den Weg ins Bülow'sche Haus, umso eher, als sich die Beziehungen zu dem Sohn schon früher geknüpft hatten. Dieser Umstand entbehrt nicht der Romantik. Hans von Bülow hat sie später gern erzählt. Auf einer der vielen Reisen, die der Vater mit dem Sohne unternahm, hatte jener in einer fremden Stadt ein nächtliches Abenteuer. Eine junge Frau ward von zwei Männern bedroht; er schützte sie und brachte sie in seinem Gasthof in Sicherheit. Es war Lola Montez. Sie spielte und sang und tanzte spanische Weisen, die auf den kleinen, etwa neunjährigen Hans tiefen Eindruck machten und in seinem Gedächtnis haftenblieben. Ein paar Jahre später kam Liszt nach Dresden. Hans suchte ihn eigenmächtig im Hotel de Saxe auf. Als er in das Zimmer des Meisters trat, fand er bei ihm Lola Montez. Sie war seine Freundin, um derenwillen die Gräfin d'Agoult mit ihm gebrochen hatte. Liszt fordert ihn auf, zu zeigen, was er könne. Da setzt sich der

Knabe ans Klavier und spielt die gleichen spanischen Tänze, die er vor Jahren von Lola Montez gehört. Das regte Liszt ungemein an, er spielte ihm die Melodien nach, sie auf seine Weise übermütig umgestaltend und bereichernd, bis sie unter seinen Fingern zu einem tollen Zauber- und Geisterspuk gediehen, der den atemlos Lauschenden in einen Zustand völliger Berausung versetzte. Daraus erwachend, war er entschlossen, mit aller Leidenschaftlichkeit an seine musikalische Ausbildung zu gehen. Dem stand im elterlichen Hause nichts im Wege. Auch Mutter Franziska war stolz auf diese Art von Wunderkind. Aber seine Begabung sollte auch nur eine kavalierrmäßige Eigenschaft sein und bleiben. Lebensschmuck, aber nicht Lebenszweck, eine angenehme gesellschaftliche Gabe. In diesem Sinne betrachtete sie auch mit Wohlwollen die ersten Früchte seiner produktiven Kunst. Die Schule machte ihm keine Mühe und blieb ihm bis zum Maturitätsexamen ein wenig berührtes und besprochenes Nebenbei. Er konnte als Gymnasiast seine beste Kraft der Musik zuwenden: im elterlichen Hause ebenso wie bei den mütterlichen Verwandten in Leipzig. Dort hat er als Kind in der Tat schöne und anregende Tage verlebt. Vor allem Tante Frege war ihm eine zweite, treu-, vielleicht allzu treubeforgte Mutter und hat ihm eigentlich alles getan, was sie ihm an den Augen absehen konnte. Und an musikalischen Anregungen war jetzt noch weniger Mangel, als in der schönen Livia Gerhard der Sohn des Hauses, der an der Universität rasch Karriere machte, eine schon in jungen Jahren gefeierte, musikfreudige Gattin heimgeführt hatte. Sie sang selbst sehr schön, und das musikliebende

Haus ward noch musikliebender. Mendelssohn war ihr in hohem Grade zugetan, und sein Geist drückte eigentlich ihrem Salon das Gepräge auf. Er gab in der Verehrung für die junge Hausfrau, die einst in überströmender Begeisterung die Gluckbüste im Museum zu Weimar umarmt hatte, den Ton an, und die musikalischen Familienfeste gipfelten meist in einer Huldigung für sie. Auch der elfjährige Hans hielt es für angezeigt, ihr zwei „Lieder ohne Worte“ zu ihrem Geburtstage zu widmen, der mit großer bürgerlich-romantischer Feierlichkeit begangen wurde: ein Zigeunerlager im Salon mit dem Chor aus „Preziosa“ und dem berühmten „Waldlied“ Mendelssohns! Auch Hans machte die Maskerade und die Musik mit. So lernte er Mendelssohn kennen und viele andere, wie Clara Schumann, deren Vater auch sein Lehrer war, Moscheles und alle musikalischen Größen Leipzigs. Doch auch alle Wandersterne am musikalischen Himmel, welche die Musikstadt berührten, hielten Rast in dem gastlichen Hause.

So wirkte vieles, fast allzu vieles auf Hans ein. Begierig griff er nach allen Noten, die ihm unter die Hände kamen, und spielte sie. Getreulich berichtete er der Mutter die Stücke, die er sich einübte.

Auch über Leipzig hinaus gewinnt er reiche Eindrücke. Denn der Vater nimmt ihn mit ins Bad nach Teplitz. Er darf 1843 nach Thüringen. Da steht er sinnend vor dem Denkmal Gustav Adolfs auf dem Schlachtfeld von Lützen, er betritt Weimar zum ersten Male, das so schicksalsvoll für sein ganzes Leben werden sollte. Er besucht das Grab Herders und die Fürstengruft. Er verweilt in Schillers Wohnzimmer, und der alte Sekretär, der dem Altmeister

24 Jahre lang gedient, führt ihn durch das Goethehaus. Auch auf die Wartburg geleitet ihn der Vater. Seine Berichte über diese Erlebnisse aber entbehren jeglicher Spur von Ergriffenheit und Sentimentalität. Im Gegenteil. An die Schwester schreibt er sogar mit fast forciertem Übermut und spickt den Brief mit den schlechtesten Witzen. Zumal aus Rissingen — über Kurorchester und Kurtheater. Dort hört er mit Kritik und Humor die Leistungen des „Sommertheaters“, lernt aber dabei doch eine Menge von Opern kennen, die ihm in Dresden, nach dessen Hoftheater er sich herzlich sehnt, verschlossen geblieben wären. Er selber aber arbeitet ernst und ehrlich, spielt Studien und vor allem die Cis-Moll-Sonate und richtet Vergolesses „Stabat mater“ für Klavier zu vier Händen ein. Und wenn er im Musiksaal des Kurhauses übt, zieht er die Badegäste an. Sie werden aufmerksam und lauschen seinem Spiel. Die anwesenden Künstler nähern sich ihm, und der Tenorist der Berliner Hofoper, Bader, fordert ihn sogar auf, in seinem Konzert die Begleitung zu übernehmen. Man sieht, sein ganzes Sinnen und Denken gilt der Musik. Wohl auch zu Hause, wo er, wie er aus Leipzig schreibt, endlich Zeit zum Komponieren findet. Dort ist es vor allem Karl Ritter, mit dem er alle musikalischen Fragen erörtert. Zumal wohl das, was Wagner betrifft, denn Karls Mutter ist eine warme und treue Anhängerin des Künstlers geworden, und auch der Sohn tritt ihm näher. Die Dresdener musikalischen Vorgänge verfolgt Hans auch von Leipzig aus, wo er fast den ganzen folgenden Sommer bei Frege's verbringt, mit regstem Interesse, so die Aufführung des „Oberon“, der unter Wag-

ners Agide im Juli 1844 nach längerer Pause seine Auferstehung feiert. Besonders aber beklagt er es, daß er dem Konzerte fernbleiben muß, in welchem die „Faustouvertüre“ zur Aufführung gelangte. Sie ist ein Lieblingsstück für Bülow immer geblieben, der von ihr sagte, daß jede Note mit Dichterblut geschrieben sei. Die Mutter scheint freilich anderer Ansicht darüber gewesen zu sein. Aber Hans erklärt ihr in voller Bestimmtheit: „Sie ist unmöglich so; wie du sie gefunden hast.“ Er scheint in diesem Jahre überhaupt ungemein gereift, und der Drang nach Selbständigkeit macht sich in dem Bierzehnjährigen in merkwürdigem Maße geltend. In Leipzig selbst tritt er Clara Schumann näher. Sie spielt ihm häufig vor, und er fühlt, daß er gerade aus dem Hören außerordentlichen Nutzen zu schöpfen vermag. Sie weist ihn auch auf Chopin hin, zumal dessen Etüden. Er selbst bringt ihr Beethovens „Bußlied“ und Thalberg zu Gehör. Daneben arbeitet und liest er gemäß den Erziehungs Vorschriften der Mutter. Sie befiehlt ihm, ein Tagebuch zu führen. Er tut es, wenn auch ungern. „In mein Tagebuch schreibe ich,“ so berichtet er ihr mit schlecht verstelltem Mißmut, „verstehe aber nicht das etwas denken und aufzuschreiben, was du mir befohlen hast.“ Auch die französische Lektüre betreibt er eifrig, vertieft sich in Racine, Molière, Florian, Voltaire, — alles noch viel zu schwere Kost für den Knaben. Kein Wunder, wenn ihn das alles langweilt und er lieber den Spindlerschen „Ewigen Juden“ liest, der eben im Feuilleton der „Leipziger Zeitung“ zum Abdruck kam. Dagegen begleitet er Livias Gesang mit größter Freude und verfolgt mit Interesse das eben einer vollen Erneuerung unterzogene Stadt=

theater. Jetzt denkt er auch an die Einrichtung der Bühne und deren Dekorationen, und im Zusammenhang damit sehnt er sich, mit dem Puppentheater Waldemar Freges spielen zu dürfen, und freut sich auf das eigene in Dresden, ja er gibt Anweisungen zu etwaigen Reparaturen desselben. Und das alles zu gleicher Zeit, wo seine Phantasie sich mit dem Gedanken an eine Oper beschäftigt. „Ich habe ungeheure Lust,“ schreibt er an die Mutter, „und fast Bedürfnis, Alexander VI. zu komponieren, und ich würde dem alles darum geben, der mir einen guten Text mit diesem Sujet machen würde. Es ist dies freilich eine sehr lächerliche Idee, aber dennoch!“ Man ist geneigt, diese Äußerung leicht zu nehmen. Sie ist aber doch sehr ernster und bedeutsamer Natur. Die Analogie, die ihn zu diesem Stoffe führte, liegt nahe. Es ist „Rienzi, der Letzte der Tribunen“ und der römische Schauplatz, der ihn besonders reizte. Es geht doch von beiden ein Faden zu seiner späteren Musik zu „Julius Cäsar“. Aber auch die Lektüre hat ihn zu dem für einen Musiker völlig extravaganten Stoffe geführt. Es ist ein Zeichen mehr für die falsch angelegte Erziehung. Für einen so hochbegabten und hochveranlagten Knaben war diese völlige Zügellosigkeit in Lektüre, Theater und Musik an sich gefährlich. Umso bedenklicher aber, wenn ihm die Künstlerlaufbahn unter allen Umständen verschlossen bleiben sollte. Alle seine physischen und psychischen Fähigkeiten wurden geradezu überreizt. Sein Gedächtnis war zu einer Schärfe und Aufnahmefähigkeit ausgebildet worden, daß alle anderen Eigenschaften darunter leiden mußten; jetzt kam dazu die Technik des Klavierspiels, der er durch eigenen und frem-

den Impuls geradezu leidenschaftlichen Eifer zuwandte, sodaß er im folgenden Jahre von sich sagen konnte: „Je travaille comme un nègre.“ Und außerdem empfing die Phantasie, die noch fähig gewesen wäre, im kindischen Puppenspiele sich Genüge zu tun, solche Reizungen, daß er mit dem Gedanken einer Oper „Alexander VI.“ spielt.

Es war gut, daß die Musik an sich alle diese Reizungen überbrückte. Und auch die Lebensfreude stellt sich ein. Er gedenkt herzlich der Dresdener Freunde und schließt sich in Leipzig den „Jungen“ an, zumal, als er nach einem arbeitsamen Dresdener Winter im Mai 1845 dorthin zurückkehrte, um den ganzen Sommer bei den Verwandten zu verbringen. Da fühlt er ganz besonders, daß ihm durch die musikalischen Knaben seines Alters große Aufmunterung zuteil wird. Er beginnt sichtlich aufzuleben, sein allgemeines Interesse wächst, vor allem aber nimmt sein Studium ganz andere Formen an und gewinnt System. Seine humanistische Ausbildung wird dabei keineswegs vernachlässigt, er betreibt sie zur Beruhigung des Vaters mit großem Eifer. Im übrigen macht der Fünfzehnjährige durchaus den Eindruck eines fleißigen und begeisterten Konservatoristen. Bedeutsam ist seine Berührung mit Moritz Hauptmann, der zwar ein Gegner der neuen Richtung war und blieb und sich nie mit Wagners Kunst befreunden konnte, aber zweifellos der bedeutendste Theoretiker seiner Zeit war. Bülow hatte ihm die C-Dur-Sonate von Beethoven vorgespielt und mit seiner Auffassung das Wohlgefallen des kritischen Alten geweckt, wie ihn auch die theoretischen Arbeiten des Knaben durchaus befriedigten. Doch den Nachdruck legte Hans auf das

Klavierspiel, und er fand in Louis Blaidy, der 1842 auf Mendelssohns Empfehlung an das neuerrichtete Konservatorium berufen worden war, einen Lehrer, dem er, wie Hauptmann, das größte Vertrauen entgegenbrachte. Auch von dem Mendelssohnschüler Otto Goldschmidt, mit dem er vierhändig spielte, erhielt er mancherlei Anregungen. Im übrigen übte er mit dem größten Eifer, und er meint selbst mit Befriedigung, daß er in seinem Spiel an Ton und Kraft gewonnen, und ist überzeugt, daß er von Hauptmann und Blaidy mehr lernen könne als in Dresden. Daneben studiert er die Partituren der Beethovenschen Symphonien.

Sein ganzes Wesen scheint Frische zu atmen. Er steht unbefangen und außerordentlich aufnahmefähig in der Gesellschaft, interessiert sich für alles und alle die berühmten Persönlichkeiten, die im Fregeschen Hause verkehren, sei es Berthold Auerbach, der Vater der Dorfgeschichten, der zuerst auch auf Richard Wagner einen sympathischen Eindruck gemacht, oder der alte Kanzler Müller, der ihn mit seinen Schilderungen aus den alten Weimarer Tagen und zumal der napoleonischen Zeit lebhaft anregte. Und selbst in Flotows „Alessandro Stradella“ findet er sehr viel hübsche und heitere Melodien, desselben Flotow, dessen „Martha“ er wenige Jahre später mit der äußersten Schärfe verurteilt. Nicht daß er noch ohne Kritik. Sein Urteil ist im allgemeinen reif — aus dem frühreifen Knaben ist ein Jüngling geworden. Er hat Freude an Champagner und Maitrank, ist mit Livia „Vielliebchen“, verliert es mit kavalierrmäßiger Resignation und löst es mit zwei Kompositionen ein. Aber sein Blick geht über Leipzig

und Dresden weit hinaus. Er verfolgt das ganze musikalische Leben der Zeit mit Eifer und persönlichem Interesse. Merkwürdig nur ist, daß seine Briefe über Wagner und Liszt fast völlig schweigen. Und doch wissen wir von ihm selbst, daß seit jener Rienzi-Aufführung seine Verehrung für Wagner stetig gewachsen ist. Er hatte den „Fliegenden Holländer“ kennengelernt, dessen Einfluß in der lebenswürdigsten Weise in seinen Jugendkompositionen hervortritt, und bald nach seiner Rückkehr nach Dresden erlebte er am 19. Oktober 1845 die erste Tannhäuser-Aufführung, die seiner Verehrung für den Schöpfer neue Begeisterung, seinem eigenen künstlerischen Drang eine neue bestimmte Richtung gab. Nicht minder bedeutungsvoll war für ihn die Aufführung der Neunten Symphonie im Palmsonntagskonzert von 1846. Sie war eine musikalische Tat Richard Wagners, die später Bülow in hohem Grade gewürdigt hat, die ihm aber den Komponisten auch als Dirigenten schon damals auf seiner einsamen und vielbestrittenen Höhe zeigte. Und jetzt suchte er seine persönliche Bekanntschaft, die er bisher nicht hatte finden können. Das muß bald nach dem Konzert geschehen sein, denn bereits im Mai nahm Wagner Sommeraufenthalt in Großgraupe. Denn von dort ist der Spruch datiert, den ihm Wagner auf seinen Wunsch ins Stammbuch schrieb: „Glimmt für die Kunst in Ihnen eine ächte, reine Gluth, so wird die schöne Flamme Ihnen sicher nicht entbrennen; das Wissen aber ist es, was die Glut zur kräftigen Flamme nährt und läutert.“ Für den Frühreifen lag eine ernste und neue Mahnung darin, aus der zugleich ein Ton der Besorgnis klingt. Unwillkürlich denkt man dabei an

den Grabspruch, den Wagner später für Carl Taubig gedichtet:

„Reif sein zum Sterben,
des Lebens zögernd sprießende Frucht,
früh reif sie erwerben
in Lenzes jäh erblühender Flucht,
war es dein Los, war es dein Wagen,
wir müssen dein Los wie dein Wagen beklagen.“

Jedenfalls waren die Worte erhebender und ehrlicher als die Verse, die Ludwig Tieck gegen Ende des Jahres 1847 in das gleiche Buch geschrieben:

„Wenn Glucks erhabnes Lied dir winkt
Und Mozarts Dithyrambus klingt,
Wenn Händel, Bach, die großen Meister,
Ausfenden des Gesangs tiefsinnige Geister,
Wenn Leo, Marcell, Balästrina mächtig schreiten,
Prophetisch kündigen den Sang der Ewigkeiten —
Dann habe Mut, den neusten Lärm zu ignorieren
Und dich bescheiden jenen Herrn zu präsentieren.“

Der „Führer“ der Romantiker konnte eben den nicht verstehen, der ihre edelsten und gesündesten Regungen zur Vollendung und zum Siege führen sollte. Aber Tieck war verbittert, und die Rückkehr nach Berlin milderte die Stimmung des Alten keineswegs.

Indessen scheint sein Fortgang von Dresden auch auf Bülow's Vater entscheidenden Einfluß geübt zu haben. Der Verkehr mit ihm hatte ihm zweifellos viel Anregungen gegeben, und der Anteil des Älteren an den Arbeiten

des Jüngeren war immer ein warmer, herzlicher geblieben. Dafür sprechen die Einleitungen, die er für einzelne seiner Publikationen schrieb. Er hatte ihm auch die Herausgabe des dritten Bandes der Schriften des Novalis zugewiesen, sowie die der Kleistschen Werke und Briefe angebahnt, zwei Aufgaben, die in der That zu den schönsten und ehrenvollsten gehörten, die ihm hatten zuteil werden können. Im Sommer 1846 entschloß sich auch Bülow, Dresden zu verlassen und nach Stuttgart überzusiedeln. Der Entschluß hierzu muß vor allem seiner Gattin sehr schwer gefallen sein, während sich Hans, trotzdem er zu den Schwaben zunächst gar kein inneres Verhältniß zu fassen vermochte, merkwürdig rasch in den neuen Verhältnissen zurecht fand. Dem Vater erschloß sich sofort der ganze Pfitzersche Kreis. Mit Wolfgang Menzel, Wilhelm Hauff und Gustav Schwab knüpften sich schöne und nachhaltige Beziehungen. Auch die Hoffnungen, die er auf den Cottaschen Verlag gesetzt, schienen sich zu verwirklichen. Diese Beziehungen wirkten mittelbar auch auf den Sohn zurück. Vor allem aber fand dieser einen Freund, mit dem er trotz allem in guten und schlimmen Tagen verbunden geblieben und der seinen vielverzweigten Lebensweg immer wieder gekreuzt hat: Joachim Raff. Bülow war bei aller Kameradschaftlichkeit mit seinen Freundschaften bisher nicht verschwenderisch gewesen. Außer Carl Ritter war ihm eigentlich nur Heinrich von Sahr nähergetreten. Raff war freilich ganz anders geartet. Er hatte seinen Entwicklungsprozeß zum guten Teil hinter sich und war acht Jahre älter als Hans. Aber er wußte das Vertrauen des Jüngeren und ganz besonders der Mutter zu

wecken, die sich später, zumal in den Weimarer Tagen, vielfach seiner Vermittlung bedient hat, sowohl bei dem Sohn wie bei dem gemeinsamen Meister Liszt. Zunächst war Raff wohl mehr Mentor als Freund.

Von Wieck hatte Hans eine Reihe von Empfehlungen an Stuttgarter Kunstgrößen erhalten, vor allem an den Geiger Molique, von dem er mancherlei Anregungen empfing. Er schätzte, wenigstens damals, auch dessen Kompositionen recht hoch ein. Meinte er doch von dessen Sonaten, daß seit Beethoven keine ähnlichen, so großartigen Duos für Geige und Klavier geschrieben worden seien. Er schloß sich der Familie, vor allem der sehr musikalischen Tochter, freundlich an. Überhaupt umgab ihn jetzt ein reizender Mädchenkreis, in welchem neben den lebenswürdigen Töchtern des Hoftheaterintendanten von Gall die jungen Gräfinnen von Thun besonders hervortraten. Auch an gleichaltrigen Genossen fehlte es nicht. Man musizierte und spielte Theater, wobei sich auch Hans hervortat. Auf den vorhandenen Theaterzetteln finden wir ihn als Major Staubwirbel in Kogebues „Zerstreuten“ und als „Sinkenstein“ in dem „Ersten April“ von Lebrun. Überhaupt war er, wie Clara Molique sehr anmutig erzählt, der alles elektrisierende Mittelpunkt der kleinen Gesellschaft, voll köstlichen Humors und unermüdlicher Neckerei. Karoline, die älteste Tochter Moliques, scheint einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht zu haben. Ihr widmete er das kleine, liebliche Lied: „Klinge, kleines Frühlingslied“. Außerdem hörte er in jenen Stuttgarter Tagen das Musikalische aus dem Tiefsten und Ursprünglichsten des Schwabendichters Ludwig Uhland heraus, der ja auch

durch Pfizer in den Kreis des Bülow'schen Hauses trat. Es war zweifellos das Verdienst Franziskas von Bülow, daß sie auch in Stuttgart ihrer Familie in kürzester Zeit nicht bloß eine geachtete Stellung zu schaffen, sondern unter den schwierigsten inneren und äußeren, materiellen und seelischen Verhältnissen auch der Häuslichkeit den anziehenden Zauber zu geben wußte, der in Dresden seine starke Wirkung geübt und ihren Fortgang als eine gesellschaftliche Lücke empfinden ließ. Jedenfalls war es für Hans eine gediegene Zeit. Am Gymnasium, das er mit ehrenvollem Abgangszeugnis Ostern 1848 verließ, hatte er in Gustav Schwab einen warmblütigen, väterlichen Freund, der ihn aus Schule und Elternhaus kannte und seine künstlerischen Anlagen wohl zu würdigen wußte. Wenn auch Bülow den Wackeren später aus den Augen verloren zu haben scheint, zunächst war er ihm hoch und wert, wie er ihn denn auch bei seiner Durchreise durch Stuttgart im entscheidungsvollen Jahr 1850 aufgesucht hat. Der Dichter aber ahnte den Künstler in ihm, und sein Abschiedswort, das er in das berühmte Stammbuch schrieb, ist beziehungs- und deutungsvoll:

„Wenn Gott sich in der Kunst geoffenbart
Mit seiner heiligen Schöpfergegenwart,
Wird weder Kunst vom Fleisch noch vom Begriff
Und scheitert nicht an dem noch jenem Rißf.“

Die Mutter hatte Schwab vor dem Examen zu einer Umfrage bei den Lehrern veranlaßt, die er mit seltener Güte und Gründlichkeit durchgeführt hat. Die Auskünfte sind recht gut. Charakteristisch ist die des bekannten Philo-

logen Teuffel über Hansens deutsche Aufsätze, „die ziemlich viel Radikalismus atmeten und zuweilen ins Tyrannenfresserische übergingen, was aber der Jugend sehr zu gut zu halten sei“. Sie zeigt, wie Bülow schon im Gymnasium mit politischen Fragen sich beschäftigt, wobei der soziale Gesichtspunkt den nationalen entschieden überwog. Die ersten Anregungen hiezu kamen wohl vom Vater, der trotz der Dessauischen Kammerherren- und der Johannerwürde sehr radikal dachte und seiner Gesinnung durch Nichtführung des Adels äußeren Ausdruck gab. Aber dieser Salondemokratismus war damals häufig genug und fand zumal in Stuttgart ernstes und heiteres Verständnis. Für den Sohn aber waren diese Dinge bedeutungsvoll und haben ihm in der Folge so manche bittere Stunde bereitet. Denn seiner ganzen Natur entsprach nichts weniger als diese Art von radikaler Gesinnung, ja, man darf sagen Weltanschauung, obwohl er sich in die Werke der französischen und später auch der deutschen Sozialisten mit großem Eifer vertieft hat und in seinen Gedanken durch Proudhon und Stirner hindurchgegangen ist, von seiner Freundschaft und Begeisterung für Lassalle nicht zu reden. Zunächst aber war es wohl nur ein Spiel mit Gedanken und Gefühlen, für das in dem demokratischen Stuttgart ein guter und ganz ungefährlicher Boden vorhanden war. Die Mutter ließ dieses Spiel mit dem Feuer und manches andere auch gewähren. Sie glaubte das Lebensschifflein ihres Sohnes schon in das richtige Fahrwasser zu lenken. Denn sie sah in ihm den künftigen Diplomaten, für den er ohne Zweifel alle Fähigkeiten in sich trug, mit Ausnahme einer einzigen, der Selbstbeherrschung.

Im übrigen war sein ganzes Gebahren in Stuttgart das eines Musikers. Und als solcher wurde er von den Fachleuten durchaus gewürdigt, von Raff nicht minder wie Molique, mit dem er regelmäßig spielte und der ihn zugleich in die altitalienische Opernmusik einführte. In den Familien Heinrich und Wallbach — der junge Wallbach war sein Schulfreund und sollte ihm später wieder begegnen — wurde eifrig musiziert; dem Pianisten Krüger und dessen Bruder, dem Harfenvirtuosen, trat er gleichfalls näher. Auch das Theater besuchte er eifrig. Die Loge des Intendanten stand ihm jederzeit offen, doch war er dem freundlichen Entgegenkommen gegenüber sehr zurückhaltend. „Ich lasse es mir lieber noch einmal erst sagen, bevor ich es tue“, schrieb er darüber an die Mutter. Den eigentlichen Klavierunterricht aber besorgte Franz Hölle-
rer, der in Stuttgart als Geiger und Komponist einen gewissen Ruf genoß. Doch gewann er damals selbst schon seine erste Schülerin in der kleinen Scheuten, die ihm freilich wenigstens anfangs viel Not machte. Er schrieb darüber an die Mutter: „Mit meiner kleinen Schülerin geht es jetzt etwas besser als früher; freilich ärgere ich mich noch sehr viel, aber so viel als möglich nur innerlich — man muß seine Effekte aufsparen, denke ich.“ Immerhin spricht es nicht nur für die Güte des Unterrichts, sondern auch seines Gemütes, daß seine Schülerin, zur jungen Dame erwachsen, ihrem inzwischen so berühmt gewordenen Lehrer nach Berlin folgte.

In seinem eigenen Studium macht sich jedoch eine gewisse Zerfahrenheit geltend. Er greift nach allem, was sich bietet. Innerlich aber ist er sich des rechten Weges

wohl bewußt. Und er erfuhr von außen her eine Anregung, die ihn tief beglückte. Sein Freund Karl Ritter hatte ohne sein Wissen Bülow's Kompositionen Wagner unterbreitet, und dieser war nun erst recht auf ihn aufmerksam geworden. Er bezeichnete ihn dem Freunde gegenüber als ein unverkennbares Talent und schrieb ihm selbst die herzlichen Worte: „Ihre Arbeiten, lieber Herr von Bülow, haben mir viel Freude gemacht; ich wollte sie Ihrem Freunde Ritter nicht zurückgeben, ohne sie mit einem ermunternden Zuruf an Sie zu begleiten. Eine Kritik füge ich dem nicht bei, Sie werden auch ohne mich noch genug Kritik erfahren, und ich fühle mich umsoweniger geneigt, Schwächen und Dinge, die mir in Ihren Arbeiten nicht gefallen haben, aufzuzählen, als ich aus allem übrigen ersehe, daß Sie schon bald vollkommen imstande sein werden, Ihre früheren Versuche selbst zu kritisieren; fahren Sie fort und lassen Sie mich bald wieder etwas sehen.“ Der Eindruck der ernstesten Worte war ein tiefer und nachhaltiger. Sowohl im Klavierspiel wie in der Komposition macht sich seitdem gesteigerter Eifer geltend. Er schreibt einen vierstimmigen Männerchor „Emanuel Geibels Deutsches Lied“.

Indessen war er in Stuttgart auch als Klavierspieler so weit durchgedrungen, daß man ihm nahelegte, sich einmal öffentlich hören zu lassen. Die Anregung ging von dem Hofkapellmeister Lindpaintner aus, an den Hans durch Raff empfohlen war, und die „Prätendentenphantasie“ des Letzteren war es, die er sich als Tonstück auserkor. Es entsprach das ganz seiner Natur. Kaum tritt er selbst in die Öffentlichkeit, setzt er sich sofort für einen Freund ein.

Es ist dies umso bedeutungsvoller, als Lindpaintner, der Leiter des Konzertes — es war das 5. Abonnementskonzert am Neujahrstag 1848 — bis dahin noch niemals den Namen Raff hatte nennen hören. Über den Erfolg dieses ersten Auftretens ist bisher ein Bericht nicht bekannt, er muß aber bedeutend gewesen sein, denn bereits am 14. März spielte er (im 10. Abonnementskonzert) das Klavierkonzert in D-Moll von Mendelssohn, dessen Werke ihn in Stuttgart noch lebhaft beschäftigten. Auch hier mochte das Persönliche von Bedeutung sein, zumal die enge Freundschaft des Künstlers zum Hause Frege. Daher ergriff ihn auch der so frühe Tod Mendelssohns doppelt. Luise Molique erinnerte sich später recht wohl, wie Bülow in jenem November 1847 auf der Straße rasch auf ihren Vater zutrat und ihm sehr erregt und tief ergriffen die Trauernachricht mitteilte. Aber schon jetzt scheint auch die innere Auseinandersetzung mit dessen Kompositionsweise begonnen zu haben. Und ehe ein Jahr vergangen, war er in seinen Anschauungen bedeutsam verwandelt. —

Indessen, die Stuttgarter Tage waren gezählt. Bald nach seinem zweiten Auftreten unterzog er sich dem Abiturientenexamen und erhielt das Reisezeugnis. Wer ihn richtig erkannte und ihm ohne Vorurteil hätte raten wollen, durfte ihn auf keinen anderen Weg weisen als auf die Künstlerlaufbahn. Vielleicht hat das auch der Vater gefühlt. Denn gut gemeint hat er es immer, und was er für ihn tun konnte, hat er getan. Noch im Sommer 1847 hat er mit ihm eine Reise an Rhein und Mosel unternommen, wo Hans, der übrigens den Rhein, zumal sein „liebes Bingen“, schon vom Vorjahre her kannte, eine

Fülle neuer Eindrücke gewann. Er hat davon sehr klar und voller Interesse berichtet, aber ohne sonderliches Entzücken und ohne jede Spur von Schwärmerei. Über seiner Reiseschilderung liegt sogar ein Zug von leiser Ironie. Der Vergleich zwischen Schwaben und Rheinländern fällt indes sehr zuungunsten der Württemberger aus, trotzdem er in Stuttgart eigentlich nur Gutes erfahren. Indessen sieht man aus seinem Briefe, welch guter Kamerad und zumal Reisegefährte der Vater für den Sohn war. Aber in der Berufswahl hatte doch die Mutter das Wort, und sie bestimmte Hans für die juristische Laufbahn. Der Vater begnügte sich, ihn wiederum in recht pedantischer Weise auf ein Übermaß strengphilosophischer Vorlesungen festzulegen, die der Sohn unmöglich alle bewältigen konnte.

Doch in der Berufswahl selbst lag nicht das Entscheidende, sondern in der Wahl der Universitätsstadt. Das war und konnte mit Rücksicht auf die Verhältnisse der Familie nur Leipzig sein, wo sich ihm das Haus Frege wiederum mit seiner — diesmal höchst verhängnisvollen — Gastlichkeit öffnete. Man nahm den Nessen mit Liebe und Herzlichkeit auf, aber doch mit einem gewissen Gefühl des Mitleids, das für den Vater einen starken Vorwurf in sich schloß, weil dieser „von Bülow“ mit seinem Singen auf keinen grünen Zweig gekommen und trotzdem in politischen Schwärmereien sich erging, der neuen Zeit und ihren Freiheitsgedanken entgegenjubelte, kurzum, in Gedanken, Worten und Werken im Gegensatz stand zu dem Geiste des Leipziger Bankier- und Professorenhauses. Der Vater empfand den Zustand recht wohl als eine Demütigung, nicht minder der Sohn. Aber dieser war zu feinfühlig, als

daß er jetzt, wo nicht bloß im Staate, sondern auch im Bülow'schen Hause alles zu wanken begann, irgendwie auf sich Rücksicht genommen und es gewagt hätte, auf Verwirklichung seiner innersten Wünsche zu dringen. Auch war er sich nach allem über seine musikalischen Pläne und Ziele noch keineswegs klar. Der große produktive Drang, der sich zunächst in der Schöpfung eines Werkes äußert und durch dieses sich den Weg zu bahnen sucht, fehlte bei ihm. Und das Bangen vor der eigenen Anzulänglichkeit hemmte seine Entschlußkraft ebenso, wie die zarte Rücksichtnahme auf die Eltern, zumal die Mutter. Was er jetzt bedurft hätte, das war ein Meister und Lehrer, der ihm die richtige Bahn wies. Man darf dabei nicht vergessen, daß er erst achtzehn Jahre alt war. Das Beste wäre wohl gewesen, nach Dresden zu gehen und sich Wagner rückhaltlos zu erschließen. Dieser hätte gewiß auch damals schon das Richtige getroffen, und Hans wäre dadurch manche Enttäuschung erspart geblieben und hätte sich mit vollem, durch keine äußeren Beengungen und Demütigungen beeinträchtigten Verständnis frisch und frei der Musik in die Arme werfen können. Aber es war auch begreiflich, daß er die Tragödie, vor deren Ausgang sich sein Herz schmerzlich zusammenkrampfte, im eigenen Hause nicht verschärfen oder gar beschleunigen wollte. Denn die Übersiedelung nach Stuttgart war der letzte Versuch gewesen, Anhaltbares zu halten. Und dazu die neue Zeit! Deutschland stand mitten in der Revolution. Und Bülow jubelte ihr zu, umsomehr, als ihn nicht sein musikalischer Beruf davon ablenkte. Er sehnte sich mit voller Seele, in dieser aufregenden Zeit die Universität zu

beziehen. Denn in den Hochschulen regte sich nach seiner Meinung der neue Geist am lebendigsten. Akademische Freiheit, Lebensdrang und Lebensmut, Freude an Geselligkeit, alles das lebte in ihm und forderte sein Recht. Aber in Leipzig harrte seiner das Haus Frege wie eine Burse mit allen Beschränkungen und Engen eines strengen Internats: dazu der alte Geist, der einst den Zwölfjährigen erfreute, das alte Musizieren und Dilettieren. Livia stand im Zenit der Verehrung in Familie und Stadt. Kurz, alles fand er wie ehemals: nur er selbst war ein anderer geworden, voll Lebensdrang und Lebensmut, voller Kraft und voll Temperament, freiheitsfreudig nach innen und außen, reif und süchtig, sich auszuleben. Da wurde ihm bei seinem Erscheinen mit wohlwollendem Rächeln die sicher aus aufrichtiger Sorge und reinsten Güte geschaffene, aber durch und durch mit philiströsem Geiste erfüllten Hausgesetze verlesen. Sie wirkten wie Kriegskriegsartikel. Und von Anfang an das Mitleid und immer der leise Vorwurf, er sei seines Vaters Sohn und könnte werden wie der Unselige, der es nicht verstanden, ein guter Hausvater zu sein, und jetzt sogar mit den Neuen sich vertragen! Noch mehr! Als bald kam die Nachricht, daß Eduard Bülow nach Berlin gegangen und die Vertretung der „Leipziger Allgemeinen Zeitung“ übernommen, in der man nun Tag für Tag seine Artikel und radikalen Anschauungen lesen konnte. Das war die reine Tragikomödie für Hans. Der Vater schrieb ihm als bald nach seiner Ankunft in Leipzig: „Ich korrespondiere fast alle Tage aus Berlin an die ‚Leipziger Zeitung‘. Das kannst Du immer lesen. Schreibe mir gelegentlich, was Freges dazu meinen.

Ich erhalte für jeden Brief drei Reichstaler.“ Man kann sich diese Meinung vorstellen und dazu des Sohnes Lage! Aber das Schmerzlichste für ihn war doch, daß sein armer Vater jetzt um Geld schreiben und Journalistendienste leisten mußte. So durfte er schließlich dankbar sein für diese Gastlichkeit, die seinen Eltern wenigstens die Sorge für sein Weiterkommen abnahm. Und er richtete sich in dem Zimmer, wo er als Knabe gehaust, so behaglich wie möglich ein.

Der Vater hatte ihm aus Berlin das Urteil Tiedts über die Lohengründigung mitgeteilt. Es lautete vernichtend. Zu verwundern war das nicht. Denn Tiedt gehörte zu jener Clique in Berlin und Tegel, welche sogar Liszts Beleihung mit dem „Pour le mérite“ hatte verhindern wollen, doch an des Königs festem Entschluß gescheitert ist. Aber Hans war empört, und er macht auch der Mutter gegenüber kein Hehl aus seiner Stimmung: „Tiedt verwirft den Text zu Lohengrin ganz. Das erregt mir nur ein achselzuckendes Gefühl ‚Schuster bleib bei deinem Leisten‘ und zweitens das Schmerzhafte über die Hartnäckigkeit und Trägheit gegen alles Neue, was die Menschen nicht sogleich verstehen und deshalb geringschätzen. Doppelt traurig ist mir das, wenn ich daran denke, daß ich einmal später nicht besser sein werde, in anderer Hinsicht vielleicht. Doch ich will weder in Gedanken noch Worten mich über das Urteil dieser Art ästhetischer Kenner ärgern; es ist das nicht wert, und Wagners Heiligkeit bleibt unangetastet.“ So energisch hatte er der Mutter gegenüber noch nicht über Wagner geschrieben. Man sieht daraus, wie sich sein inneres Verhältnis zu ihm weiter ausgestaltet hatte. Es

fehlte nur die äußere Brücke zwischen beiden. Und es lag nur an seiner scheuen Zurückhaltung, die deren vollen Ausbau verzögerte. Aber er hatte auch in Leipzig, zumal im Frege'schen Hause, die Propaganda begonnen. Zunächst bei Livia und ihrem Gatten. Diese war gern bereit, mit ihm den „Tannhäuser“ durchzugehen. Verlorne Liebesmühe! Sie findet die Sache schlecht oder verrückt. Und Waldemar fährt, wenn er Wagner spielen hört, in der Regel zur Türe hinaus. Er selber aber besucht in Leipzig mit seinem Freunde Rhode ein Gartenkonzert, weil man dort den Chor aus „Tannhäuser“ spielte. Die geistige Verbindung mit dem großen Einsamen in Dresden hält indessen Carl Ritter aufrecht. Im übrigen ist Bülow wie eine Seele in Pein. Er begleitet Livia, wenn sie mit Vorliebe Mendelssohn'sche Lieder singt, zu Hause und in der Öffentlichkeit, in der sie zum Besten brotloser Arbeiter ein festliches Konzert gibt, er besorgt dafür die Anzeigen und Subskriptionslisten. Er widmet ihr sechs neue Lieder, freilich in dem Gefühl, daß sie im ganzen nicht viel von seiner Musik hält. Sie sang sie mezzavoce durch und meinte, sie seien ein wunderbar Gemisch von Schumann, Chopin, Döhler usw. und nennt ihn ein höchst verrücktes Haus. „Sie will mich wahrscheinlich nicht durch Lob verderben“, setzt er mit bitterer Ironie hinzu. Er selbst findet diese neuen Lieder viel besser als die früheren, aber gar nicht „à la Mendelssohn“.

Noch schlimmer stand es mit der Politik. Da blieb ihm nichts anderes übrig als zu schweigen „und bei Tische seine ganze Merksamkeit auf das Essen zu lenken, trotz seiner Appetitlosigkeit“. Er hatte freilich die „Unbescheidenheit“ be-

gangen, sich die Haare „à la mécontent“ schneiden zu lassen, Das mußte er schwer büßen. So führte er ein Doppelleben, das ihn vor allem deshalb schmerzte, weil sein musikalischer Sinn gar keine Förderung erfuhr. Nur bei den Freunden fand er Trost, so bei Thode, der ihm wärmstes Interesse entgegenbrachte, ohne ihm zu schmeicheln. Auch Carl Ritters Briefe waren ihm besonderes Labfal, bis beide Brüder zur Fortsetzung ihrer Studien nach Leipzig kamen. Da erweiterte sich der Kreis. Freilich gaben die jungen Leute alsbald auch „zum Ladel Anlaß“. In einer Aufführung des „Prinz Eugen“ züchteten sie den demonstrativen Beifall nieder, während sie in Gustav Frehtags „Valentine“, die auf Bülow starken Eindruck gemacht zu haben scheint, die freiwillige Claque bildeten. Im übrigen war er in seiner Freiheit außerordentlich beschränkt. Er klagt es Raff, daß es ihm völlig verwehrt sei, zu kneipen, wie sie's wohl in Stuttgart getan. Dazu kam wie vorher die unsinnige Belastung mit mehr oder minder überflüssigen Vorlesungen, in die ihn der Übereifer des Vaters schickte. Nicht weniger als sechsundzwanzig Stunden sollte er hören und daneben noch seinen musikalischen Studien obliegen. Kein Wunder, wenn tiefer Mißmut ihn ergriff, zumal der Unterricht bei Moriz Hauptmann, auf den er jetzt besonderen Wert legte, durch Krankheit des Alten und andere Umstände monatelang ausgesetzt blieb. Er arbeitete freilich viel für sich, spielte sehr eifrig, vor allem auch, um das sich wieder regende Angstgefühl vor dem öffentlichen Spielen zu bekämpfen, eine nervöse Folge der unfreundlichen Art, wie man zu Hause seiner Kunst begegnete. Dagegen fand er in Moscheles einen Bewunderer

seines Klavierspiels; — dieser lobt Anschlag und Vortrag in hohem Maße. Auch in der Wagnerfrage scheinen sich beide näherzukommen. Moscheles war vor kurzem dem jungen Meister in Dresden begegnet und begierig, seine Musik kennenzulernen. Bülow war natürlich gerne bereit, ihn in dieselbe einzuführen. Es ist wohl nie dazu gekommen, und Bülows Saat wäre wohl auf unfruchtbaren Boden gefallen.

Aber er fand Gelegenheit, in der Öffentlichkeit die erste Lanze für Wagner zu brechen. Der Leipziger Theaterdirektor hatte bereits die Vorbereitungen zur Aufführung des „Fliegenden Holländer“ begonnen, da intrigierte Kapellmeister Riez dagegen und rühmte sich dessen bei Frege mit den salbungsvollen Worten: „Ich kann zwar nichts Gutes wirken, aber ich will doch Schlechtes verhindern, nämlich die Einstudierung der Oper, die am Ende doch nicht gefallen würde.“ Diesem Intrigenspiel machte Bülow durch Notizen in den Leipziger Blättern ein Ende, durch die er Riez, freilich mit Recht, bloßstellte. Darüber aber war der junge Frege arg ergrimmt. Das kummerte Hans wenig, denn seine Begeisterung für Wagner stieg in hohem Maße und hielt auch der Mutter gegenüber nicht mehr zurück, die übrigens ihn stets aufforderte, ihr zu schreiben, wie ihm ums Herz sei. Das tat er denn einmal: „Am Donnerstag war ja in Dresden ‚Tannhäuser‘! Ein starkes Wonne- und Wehegefühl ergriff mich! Was hätte ich gegeben, um da anwesend zu sein! Ich wäre zu Fuß hingegangen, wenn die Möglichkeit vorhanden gewesen wäre, und wäre, wie Tannhäuser selbst nach Rom, ins Theater gewallfahrtet, um mich auf lange Zeit zu erquicken

und zu erholen! Ich muß oft sagen: Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie die (d. h. nicht die Zöllner, sondern die Pharisäer); daß ich imstande bin, die Heiligkeit und Göttlichkeit der Musik, die dieses Werk zur inneren Anschauung bringt, zu erfassen und die Sendung des Apostels Wagner zu verstehen.“ Es ist in der That die gleiche Stimmung, die den Knaben beim Anhören des „Rienzi“ gepackt hatte. Ihm war seine Musik eine Art von neuer Religion. „Aber,“ meinte er, „deshalb verachte ich nicht die Feinde Wagners, wenn nicht ein persönliches Vorurteil sie gegen ihn einnimmt; aber ich bedaure sie, daß sie unfähig sind, sich aus dem Staube zu erheben.“ Dabei schreibt er der Mutter doch sehr ernst und leidenschaftlich: „Ich hoffe, du bist neulich im ‚Tannhäuser‘ gewesen; das allein würde mich beruhigen, daß ich nicht darin war; hättest du ihn nochmals vorübergehen lassen, nimm es mir nicht übel, ich wäre wütend.“ Bald darauf ist er für die Weihnachtstage in Dresden. In dieser Zeit las Wagner vor einem engen Kreis die Dichtung von „Siegfrieds Tod“. Dazu war auch Hans mit seinem Freunde Ritter geladen. Kurz nachher wohnte Wagner einem Quartettabend des letzteren bei, wo auch ein Teil von Bülow's Streichquartett vom Blatt gespielt werden sollte. Der Meister verhinderte dies mit dem Bemerkten, er fände es zweckmäßiger, wenn es in Anwesenheit des jungen Komponisten gespielt würde.

Inzwischen hatte auch der Unterricht bei Moritz Hauptmann begonnen, und nun ist Hans in hohem Maße davon befriedigt. Der alte Sonderling und glänzende Pädagoge gefiel ihm, wie er selbst mit seinen Arbeiten jenem. Drin-

gend riet ihm der Alte, sich seine Kompositionen vorspielen zu lassen. Denn durch Selbsthören lerne man viel mehr und besser als durch Papierverschwendung. Damit sprach er ihm aus der Seele. Denn Hans wünschte nichts sehnlicher, als eine gute Wiedergabe seiner Werke und deshalb Beziehungen zu Menschen, die ihm dies ermöglichen könnten. Doch mußte er sich vorläufig begnügen, sie Thode und den anderen Freunden vorzuspielen.

Indessen hatte er während des letzten Aufenthaltes in Dresden auch die Bekanntschaft Robert Schumanns gemacht und dieser ihm Empfehlungen an Franz Brendel übergeben, der die Redaktion der „Neuen Zeitschrift für Musik“ übernommen hatte. Eine lautere und kenntnisreiche Persönlichkeit, ein treuer Freund seiner Freunde, der sich mit furchtloser Gesinnung der neuen Richtung zuwandte. Damals hatte sich diese Wandlung in ihm noch nicht völlig vollzogen, und es scheint, daß er in dieser Beziehung mehr noch von den Jüngeren angeregt worden ist, besonders von Uhlig, aber auch von Bülow selbst, der in der Folge sehr viel für seine Zeitschrift, die sich mehr und mehr in den Dienst der Zukunftsmusik stellte, gearbeitet hat. An ihm hatte Bülow wirklich einen Freund, denn trotz aller äußeren Philistrosität war Brendel eine warmblütige Natur, und was ihm an Feuer fehlte, ersetzte er durch Furchtlosigkeit und Lauterkeit der Gesinnung. Bülow selbst bewahrte sich bei aller Begeisterung in allen musikalischen Dingen eine starke Unbefangenheit des Urteils allen Musikern und ihren Werken gegenüber. Es war dies in seiner ganzen Anlage begründet und ist in der letzten Periode seines Lebens wieder stärker hervorge-

treten. Für jetzt aber nahm er tiefere Fühlung mit Chopin, mit Weber, dessen Witwe übrigens seiner Mutter befreundet war, und mit Cherubini. Vor allem machte dessen Requiem auf ihn einen tiefen Eindruck: „ein geistvolles, großartiges, dabei klares kirchliches Werk; es ist wunderschön, und was ich aus Bescheidenheit zuerst nicht auszusprechen wagte, daß es als Ganzes viel erhabener ist als das Mozart'sche, ich zaudere nicht mehr, es zu tun“, schrieb er unter dem ersten Eindruck der Aufführung, die ihn freilich noch in anderer Beziehung tief erregte. Denn er hörte es bei der Totenfeier für Robert Blum, der in Wien als Opfer der blutigen und brutalen Reaktion des Fürsten Windischgrätz gefallen war. So wohnte Bülow dieser Feier nicht bloß als Musiker bei. Denn er lebte trotz des Fregeschen Milieus, oder vielmehr im vollen Gegensatz dazu, ganz in der revolutionären Stimmung des tollen Jahres und nahm an den Vorgängen den leidenschaftlichsten Anteil. Aber befriedigt hat ihn die Entwicklung in keiner Weise. Die Wahl des Reichsverweisers schien ihm Torheit und Verbrechen, dieser selbst ein „Reichsverwüster“. Im Juli beklagt er den Sieg der Reaktion und besucht seitdem den republikanischen und demokratischen Klub, der zweiten Revolution harrend. Freilich, wenn Arnold Ruge seiner Polonomanie Ausdruck gab, vermochte ihm Bülow nicht zu folgen. Für Polen konnte er sich nicht begeistern. Dazu fühlte er sich doch „zu deutschtümelnd, bedenklich“. Der nationale preußische, oder besser gesagt bismarckische Zug tritt bei ihm immer wieder hervor. Persönlich zieht er sich, wie er schreibt, so viel wie möglich zurück. Und doch muß er in Leipzig Aufsehen

erregt haben. Er war freilich nicht wenig darüber erstaunt, daß die Stadt sich mit seiner Wenigkeit, die niemandem sich nahte, so sehr beschäftigte. Konnte er doch aus anderer Munde über sich Details hören, deren Quelle ihm höchst mystisch erschien. Ursprünglich hatte er an den Exerzierübungen der Studenten teilnehmen wollen. Indes mußte er es aus pekuniären Gründen unterlassen. Die Ausrüstungskosten waren zu groß. Überdies hielten es Onkel und Tante für unverantwortlich. So blieb er fern und lächelte wohl über die Angst der Frau Frege um ihren Sohn Waldemar, wenn er auf Wache zog. Aber er fühlte sich peinlich berührt durch den Jubel des Onkels über die Reaktion. „Ich,“ schrieb er an die Mutter, „habe weniger Freude am Blutvergießen und der Schändung der Ehre und Freiheit der deutschen Nation und jedes Rechts.“ Ein seltsames Dasein: solch starkes Innenleben und leidenschaftlicher Betätigungsdrang in engster äußerer Gebundenheit! Er wäre mit Leib und Seele Student gewesen. Das Korps stieß ihn zwar ab — dagegen hegte er ein starkes und heftiges Vorurteil. Doch wäre er gern in eine „radikale“ Burschenschaft eingetreten, in der er sich wiederum seiner ganzen Natur nach nicht hätte wohlfühlen können, ebensowenig wie Bismarck. Aber — die Mutter, das Haus! So beschränkte er sich auf mündliche und schriftliche Wühlerei, zu der sich ihm in Leipzig täglich neue Gelegenheit bot. Es scheint, daß er nicht bloß für Wagner seine ersten schriftstellerischen Versuche gewagt, sondern auch politische Artikel den Weg in die Presse gefunden haben.

Da wirkte das Beispiel des Vaters. Dieser hatte sich fast völlig in das politische Fahrwasser geworfen. Eine

„deutsch-preußische Phantasie“, die er noch von Berlin aus geschrieben, fand vielen Beifall, auch in Dresden. Aber sofort nach Eröffnung des Parlaments hatte er sich nach Frankfurt begeben, um sich dort, wie der Sohn meinte, „das Narrenfest mit anzusehen“ und darüber an sein Leipziger Blatt zu berichten. Auch seine Novelle „Die allerneueste Melusine“ behandelte die Revolution als einen Läuterungsprozeß. Er kombinierte damit sein anderes, viel angewendetes Motiv des Künstlerlebens.

Sein Sohn aber kombinierte nicht. Wohl interessierte ihn Wagners Rede in der Vaterlandspartei, wohl las er Lamartine's „Geschichte der Girondisten“ und vertiefte sich weiter in die sozialistische Literatur. Aber ein Buch wie Theodor Hagens „Zivilisation und Musik“ lehnte er entschieden ab. „Ich bin dazu, auch in bezug auf Musik, zu aristokratisch, wenn auch nicht im gewöhnlichen Sinne dieses Wortes, d. h. nicht exklusiv“, schrieb er darüber an Raff. Doch er litt ohne Zweifel unter dem Zwiespalt mehr, als er damals selbst erkennen konnte. Er hatte seine juristischen Studien mit Eifer begonnen, beschäftigte sich mit Philosophie, fand Geschmack am Hegelschen System, noch mehr an den Feuerbachschen Ableitungen. Aber Befriedigung gewährte ihm dies alles nicht. Die äußere Entwicklung der Dinge, der „Gang der Revolution“ brachte ihm grenzenlose Enttäuschung. Er durchschaute das Spiel und das Gegenspiel, und es ergriff ihn ein tiefer Ekel. „Ach,“ schrieb er im Februar 1849 an die Mutter, „ich bin so leipzigmüde, noch mehr deutschlandmüde, d. h. ich schauere bei dem Gedanken an Deutschlands schmachliche Knechtung und die Feigheit seiner Bewohner und finde jetzt

immer weniger Interesse an Politik. Da es nicht besser wird, als bis man in Frankreich die souveräne Frechheit entthront hat, und da es bis dahin noch lange dauern kann, so kannst du vollkommen beruhigt sein über meine nicht einmal passive Teilnahme an den Unwürdigkeiten unserer Zeit.“ Kein Zweifel, die Stimmung entsprang der Unzufriedenheit mit sich selbst und seinen Lebensverhältnissen. Er verlangte nach An- und Aufregung. Aber auch das wäre nur äußerlich gewesen. Was er innerlich wollte, war die volle, freie Hingabe an die Kunst. Er fühlte sich unglücklich in Beruf und Dasein, aber auch das Unproduktive seiner verdrießlichen Stimmung, die er nicht zu meistern vermochte. Er war mit sich selbst nicht zufrieden, und deshalb grollte er mit sich und der Welt. „Mein Studentenleben ist hier Null, mein musikalisches Leben auch Null“, meint er, „wenigstens für die Ansprüche, die ich mache, selbsttätig sein zu wollen; eines oder das andere bedarf ich für mich, sonst mache ich allerhand dumme Streiche.“ Und an solchen scheint es in der Tat nicht gefehlt zu haben. Dies machte aber die Sache noch schlimmer. Und er klagt über „das Unnütze, Unproduktive, Negative seiner ihm angeborenen, vielseitigen, quecksilberigen Beweglichkeit.“

Mit solchen Gedanken ging er in die Osterferien nach Dresden, ohne aber mit Wagner Fühlung zu nehmen, trotzdem dessen politische Richtung und Betätigung ihm neue Berührungspunkte geboten hätte. Vielleicht geschah es mit Rücksicht auf die Mutter, die ihn hierin wie in so vielen anderen Dingen zurückhielt. War doch Wagner damals schon politisch kompromittiert, und Frau von Lüttichau war wohl in der Lage, sie über dessen verschlechterte

Beziehungen zu Hof und Intendanz zu unterrichten. Dazu kamen die häuslichen Verhältnisse, die ihn veranlaßten, alles zu vermeiden, die leidende Mutter durch irgendeine, wenn auch an sich selbstverständliche Betätigung des eigenen Willens zu kränken. Mit Rücksicht auf sie ging er auch wieder nach Leipzig zurück in das Fregesche Haus. Aber da verschärften sich bald die Gegensätze in allerschwerster Weise. Die neue Wendung in der Revolution wirkte auch auf die ängstlichen, aufgeregten Menschen zurück. Und sie ließen Hans gegenüber eine Zeitlang alle Rücksicht fallen. In höchster Erregung schreibt daher dieser der Mutter: „Ich kann es in diesem Hause nicht mehr aushalten, denn ich bin ein Mensch und keine Maschine. Jede Minute ist mir eine Qual. Die konservativen Verwandten sticheln gegen den Demokraten — das Mißtrauen geht so weit, daß sie den Onkel bitten, er solle sich vor mir mit Reden in acht nehmen, weil ich diese den Demokraten hinterbrächte.“ — Die Demütigung war furchtbar für dieses edle, jeder unfeinen Handlung unfähige Herz. Dazu kam die Aufregung über den Vater, dessen Durchreise gemeldet wurde. Die Erwartung war ebenso aufregend, wie ein Zusammentreffen mit ihm in diesem Augenblick schmerzlich. So verschlimmerte sich Hansens Zustand in besorgniserregender Weise. „Ich fürchtete, verrückt zu werden. Ich wollte, ich wäre kein Mensch, sondern ein dummes, unvernünftiges Tier, um nicht die Empfindungen zu fühlen, die mich durchpeitschen.“ So schreibt er an die Mutter und preist die Kameraden glücklich, die in Dresden fielen, wo ja der Aufstand in hohen Wogen ging. Die Nachrichten von dorthier lauteten freilich so düster wie möglich. Er bangt

daher für die Sicherheit der Eltern und vor allem um das Leben Richard Wagners. „Wenn nur nicht Wagner erschossen ist! Ich kann nicht ohne die heftigsten Tränen daran denken, er steht, glaube ich, in dem vierten Bataillon der Kommunalgarde und versäumt seine Pflicht nicht, auch wenn sie zum Tode ruft.“ Dazu die Schrecknisse des Bürgerkrieges, die er so ganz in der Nähe erlebte, die Ungewißheit über den Ausgang des Kampfes und die nicht unbegründete Furcht vor der Brutalität der Sieger! Die Begegnung mit dem Vater wirkte zwar etwas beruhigend auf ihn, und er gab ihm auch das Ehrenwort, sich bis Michaelis auf keine Weise in politische Demonstrationen einzulassen. Dies Versprechen ist ihm nicht leicht geworden. Denn er meinte: „Der einzelne, selbst der bedeutendste Mann, darf sich nicht so hoch schätzen, daß er zu gut für Kanonensfutter sei; wenn nun jeder also denken wollte! Wo wäre dann ein Schimmer von Aufopferung? O der heillose Egoismus, der Grund alles Übels, das die Welt verheert; da muß man wirklich wünschen, daß alle materiellen Güter zugrunde gehen, damit die Menschen human werden, wenn sie nichts mehr zu konservieren haben.“ Im übrigen ward er bald über Wagners Schicksal beruhigt, so widersprechend und falsch die Gerüchte waren, die über ihn umliefen. Auch über das Haus Frege begann er wieder milder zu denken und erklärte es selbst für das Beste, wenn er vorderhand noch dort verblieb. Die Mutter war von den Mitteilungen des Sohnes doch aufs tiefste erschüttert und fühlte, daß zur Beruhigung seiner Nerven und Ablenkung seiner Gedanken etwas geschehen müsse. Und sie hatte mit dem Gemahl eine Idee besprochen, die ihr in

der Tat alle Ehre macht: sie schickte Hans auf einige Tage nach Weimar zu Liszt.

Hans indessen nahm die Anregung nicht gerade sehr enthusiastisch auf. Er hatte sich ja selbst wieder zurechtgefunden und meinte: „Du wirst dich wundern, daß ich jetzt so ruhig, fast heiter bin, aber es ist das eine natürliche Reaktion. Wenn man ein paar Tränen der Wut geweint, muß man zur Abwechslung einmal lachen.“ Aber an die Reise ging er mit einer gewissen Verdrossenheit, ja im Grunde nur aus Pflichtgefühl. Es könne, meint er, jedenfalls von Nutzen sein, Liszt zu hören, und er werde möglichst viel zu profitieren suchen.

Und nun Liszt in Weimar! Die strahlende Persönlichkeit, die alle anzog, alle beglückte! Und der nun dem jungen Bülow entgegenkam wie ein alter Freund, der ihn begrüßt in demselben Raume, in dem vor wenig Tagen erst der flüchtige Richard Wagner verweilt und nicht bloß äußeren Trost und Hilfe aus der Gefahr gefunden hatte. Liszt konnte ihm denn auch über dessen Sicherheit volle Beruhigung gewähren. Ihm selbst aber weckte er volles Entzücken. Denn der Meister hörte ihn mit Interesse an, lobte ihn und spielte mit ihm vierhändig. Bülow aber durfte dem Unterricht beiwohnen, den er seinen Schülern erteilte. Er sah ihn umgeben von seinem künstlerischen Hof, den Künstlern und Sängern, die er mit namenloser Freundlichkeit behandelte, wie denn bei diesen kein Ende des Lobes war. Da stimmt auch er begeistert ein: „Sein Spiel, sein ganzes Wesen haben mich vollkommen entzückt und begeistert. Alle glänzenden Eigenschaften besitzt er noch im allervollendetsten Maße; nur eine männliche Ruhe,

eine allgütige Solidität vollenden seinen wirklich erhabenen Charakter.“ Er wohnte einer Fidelio=Probe bei und war hingerissen von Liszts Direktion. Liszt und Beethoven ist ja ein eigenes Kapitel. In ihm lebte durch Czernys Vermittlung ein Stück Beethobenscher Tradition. Bülow's scharfer Sinn hatte bisher in dem Gewirre seiner Erziehung das Technische, sozusagen Mathematische seiner Kunst als die feste Linie behauptet, sein Herz war — abgesehen von den großen Eindrücken der Wagnerischen Werke — nicht wirklich warm geworden, und so hatte sich bei ihm Eines zu entwickeln begonnen: er ging im Grunde immer vom Technischen aus. Aber nun schloß sich ihm bei Liszt das Herz wirklich auf. Er meinte, hingerissen von dem Zauber seiner Persönlichkeit: „An mir selbst merke ich am besten, was mir das nützt, Liszt zu sehen, zu sprechen, zu hören. Ich, der ich vor den Pfingsttagen die Bitterkeit selbst war — nur an revolutionären Terrorismus in spe dachte, kann jetzt keine Zeitung lesen, denke gar nicht an Politik, sondern bin wieder lebenslustig geworden, und der langentbehrte Umgang mit zum Teil ausgezeichneten, künstlerisch gesinnten Künstlern, an der Spitze den Repräsentanten der Kunst, tut mir unbeschreiblich wohl.“ Der Sohn des Hauses Bülow hat nun, wie einst sein Ahnherr, den glückbringenden Vogel Birol vernommen.

Liszt kam auch dem jungen Komponisten mit gutem Interesse entgegen. Er ließ ihm sein Quartett, das er mitgebracht, zweimal vorspielen. Er selbst plauderte ihm von seiner Oper „Sardanapal“ und zahlreichen übrigen Kompositionsplänen, führte ihm seine Bearbeitung der Tannhäuser=Dubertüre vor, sowie Wolframs Lied und

gewährte ihm selbst den Einblick in die Manuskripte. Und hochaufatmend von der schweren Aufgabe, sagte er lächelnd: „Sie können sich's heute in ihr Tagebuch schreiben, daß ich Ihnen die Tannhäuser-Duvertüre vorgespielt habe.“

Begeistert kehrte Bülow nach Leipzig zurück. Sichtlich rang er eine Zeitlang mit einem entscheidenden Entschluß. Aber noch war er nicht so weit, ihn durchzuführen. Wohl reflektierte er über sein eigenes Spiel, über das Mangelhafte, das er nach dem öfteren Anhören von Liszt sich „recht gegenständlich vorgestellt“ habe. Auch mit dem Gedanken, einmal Unterricht zu erteilen, macht er sich mehr und mehr vertraut. Aber von einem energischen Sprung aus der Enge der Verhältnisse heraus ist keine Rede. Zwar hatte er in seinem Stuttgarter Schulfreunde Wallbach, der sich über Nacht entschlossen, zur Bühne zu gehen, und dem Elternhause den Rücken gefehrt hatte, ein Beispiel, ja ein Vorbild. Selbst auch sah er in diesem Schritt etwas Lebenskräftiges, Selbstständiges, Mutiges, „was heute sich leider bei uns jungen Menschen selten findet, wo im ganzen der Mangel an Unternehmungsgeist und Überfluß an Trägheit vorhanden sind. Ich glaube, ich selbst würde an Wallbachs Stelle vorher um die Erlaubnis nachgesucht haben — mich heimlich entfernen zu dürfen“. Das ist ein Hamletischer Zug, den er mit schmerzlicher Selbstironie vor den Augen der Mutter aufdeckt, die mit dem entschiedenen jungen Manne ganz offen sympathisierte, aber das stille Leid des Sohnes ruhig mit ansah und doch nicht wendete. Freilich erkannte sie neben dem Zwiespalt in des Sohnes Wesen auch dessen Zweifel an

seiner eigenen künstlerischen Fähigkeit, der zugleich der Leipziger Atmosphäre und der Unklarheit seiner politischen Anschauungen wie dem tief patriotischen Schmerze über die Lage Deutschlands und seiner Revolution entsprang. Sagte er doch selbst zur Mutter: „Noch bin ich nicht imstande, bei dem allgemeinen Unglück allein mich glücklich zu fühlen, auch ist mein Herz mit dem tiefsten, unbändigsten Haß gegen die Mörder meines Vaterlandes und die furchtbare Schmach desselben erfüllt, und wenn ich mich bemühe, wenn es mir gelingt, diesen Haß in die Schranken meines Inneren zurückzuweisen und ihm die Gelegenheit, sich auszuleben, zu versagen, so geschieht dies wahrhaftig nur um Deinetwillen, nicht um meinetwillen.“

Das war's, die Spaltung im Hause, die Scheidung der Eltern empfand er aufs tiefste. Er fühlte: kein Heim und kein Vaterland, oder wenigstens ein zerstörtes Heim und ein geknechtetes Vaterland. In diesem Gefühl wählte er sich selbst den „schmerzlichsten Verzicht“ auf seine künstlerische Laufbahn, und mit dem philiströsesten Gebaren von der Welt spricht er ihr gleichsam selbst das Todesurteil: „daß es mit der Musik jetzt fast unmöglich ist, Glück zu machen, sehe ich ein, selbst wenn ich hervorragenderes Talent hätte, und darum bin ich ganz freiwillig entschlossen, Jurisprudenz zu studieren, — zur Theologie könnte ich mich gar nicht bequemen, zur Medizin fast ebensowenig, Philosophie, — dazu gehört eben auch ein innerer besonderer Drang, und jetzt ist gewiß eine Zeit eingetreten, wo diese Wissenschaft nichts zu produzieren oder zu reproduzieren vermag; sie ist ja vollkommen erschöpft, und die Menschheit hat genug zu tun, ihre neuesten Produkte

gehörig zu begreifen, zu verdauen und praktische Beweise davon zu geben, daß sie mit der Wissenschaft auf gleichem Höhepunkte steht. Was bleibt also übrig als Jurisprudenz? Und dann ist es unzweifelhaft, daß dieses Studium männlich bildend einwirkt: durch nichts ist man imstand, sich so viel praktische Logik anzueignen; des Nutzens, den die Wissenschaft an sich unmittelbar gewährt, gar nicht zu erwähnen.“

Merkwürdige Stimmung! Während Richard Wagner, aus den Stürmen der Revolution gerettet, sich rüchthaltlos mit seiner Kunst auseinandersetzt und mit einer Kraft sondergleichen über alle Schwierigkeiten des Lebens hinwegschreitet, schöpft Bülow aus der Revolution den Geist der Resignation. Eine Begegnung mit dem Pianisten Litolff gibt ihm Gelegenheit, über das Wesen des deutschen Genies zu reflektieren. „Ein deutsches Genie — Mozart kann ich nicht eigentlich so recht mit darunter zählen unter die Kategorie der deutschen Genies — kann recht gut, ja sogar am besten, in Abschließung von der Außenwelt, in behaglicher Familienruhe, in hausbackener Alltäglichkeit seinen Beruf, aus sich selbst, von innen heraus zu schaffen und zu wirken, erfüllen; aber ein nicht germanisches, ein französisches oder polnisches oder, am besten gesagt, ausländisches Talent oder Genie wie Litolff verfügt das nicht. Er bedarf der immer erneuten Abwechslung von Freud und Leid, er bedarf der großen Passionen, mit einem Worte, der ganzen Außenwelt.“

Die Eltern taten im übrigen alles, ihn über die Zeit der Scheidung so viel wie möglich hinwegzuhelfen. Der Vater führte bereits im August ihn wieder nach Weimar

zur Goethefeier, die unter Liszts Leitung stand und ihren musikalischen Höhepunkt in der Aufführung der neunten Symphonie hatte. Er sah Liszt, der ihm mit der gleichen Vertraulichkeit begegnete, hörte die Proben und durchwanderte mit Vater und Schwester den Thüringer Wald. Wieder sah er die Wartburg, und sie machte auf ihn jetzt freilich einen viel tieferen Eindruck als in seiner Knabenzeit. Es waren schöne, glückliche Tage, und er muß gestehen, daß der Vater alles aufbot, den Geschwistern das Zusammensein mit ihm in jeder Weise so angenehm wie möglich zu machen.

Es war ein entscheidender Abschluß in seinem Leben. Die Eltern gingen auseinander, er selbst verließ Leipzig, um nun in Berlin seine juristischen Studien fortzusetzen. Die Übersiedelung erfolgte mit Mutter und Schwester zugleich. Auch hier verstand es Frau Franziska, die gesellschaftlichen Beziehungen herzustellen, wozu ihr die Bülow's, zumal die beiden Vettern ihres Vatten, Ernst und Paul, in freundschaftlichster Weise behilflich waren. Dazu kam der Tieck'sche und Varnhagen'sche Kreis, der sich ihr und dem Sohne auf das Entgegenkommendste öffnete. Auch den Verkehr mit dem Vatten hielt sie aufrecht, ob schon dieser sich, noch ehe das Jahr zu Ende ging, mit Gräfin Louise von Bülow, der Tochter des Siegers von Dennewitz, vermählte: einem fein und zart gearteten Wesen voller Liebe und Verständnis für den Vatten, dem sie ein sorgenfreies Leben auf dem alten und altertümlichen Schlosse zu Ottilshausen bereiten konnte. Für die Kinder Franziskas hegte sie nicht bloß verwandtschaftliches Gefühl, und zumal in Hansens Schicksal suchte sie stets den

guten, jedenfalls vermittelnden und versöhnenden Geist zu spielen.

Hans aber führte in Berlin ein Doppelleben. Hier ist er zum ersten Male frei und — Student. Freilich, dieses Gefühl war ihm durch die Leipziger Tage vergällt, und über den jugendlichen Idealismus, der die Brücke bildet vom Gymnasium zum ernstesten Lebenswerk, ist er längst hinausgewachsen, — frühreif und doch nicht in sich geschlossen, der leidenschaftliche Republikaner, der als Briefbignetten die Köpfe Semmes, Waldecks und Rinkels führt und sich noch immer zum äußersten Radikalismus hingezogen fühlt. Den Verwandten gegenüber trat diese Stimmung freilich zurück. Schon um der Mutter willen. Er bewegte und fühlte sich in diesen Kreisen auch ganz wohl, ja — er lief nach seiner Meinung Gefahr, ein ganzer Salonmensch zu werden. Das war er im besten Sinne des Wortes und ist es Zeit seines Lebens geblieben, unter Umständen sogar mit dem beabsichtigten Beigeschmack einer gewissen Steifheit. Jedenfalls machte er damals in Berlin den besten Eindruck, und wenn sein Naturell einmal stärker hervortrat, so sah man darin mit wohlwollenden Augen „die schöne Exaltation der Jugend“. Seine Studien betrieb er wohl pflichtgemäß. Aber jedenfalls bereitete ihm das Schritthalten wenig Mühe. Sprach er doch später selbst von dem Bummelleben, das er geführt. Es mochte sich auch die Beengung rächen, die Randare, die man ihm in Leipzig angelegt. Jetzt schleift er wohl manchmal die Zügel nach. Und man kann selbst von einer wilden, jedenfalls tief zerstreuenden Zeit sprechen. Indessen zählte er zu seinem Bekanntenkreis nur Namen von ent-

schiedener Bedeutung: Bruno Bauer, Max Stirner, Ludwig Bühl, Eduard Remack, Dr. Fischel, Adolf Mühelburg usw. Aber das alles war nur die Begleiterscheinung des entscheidenden Lebensprozesses, der ihn zu der vollen Erkenntnis führte, daß er für die Rechtswissenschaft nichts taue. Wichtiger war ein anderer Vorgang. Nicht die Kollegien, die er hörte oder schwänzte, gleichviel, nicht die Beziehungen zu den aristokratischen und literarischen Kreisen Berlins, nicht die Versammlungen und Konventikel der demokratischen Partei, denen er nicht fernblieb, gaben seinem Denken und Fühlen die Richtung, sondern die Schriften Richard Wagners, die als erstes literarisches Lebenszeichen von dem Verbannten erschienen, an denen der von wilder Lebensnot Getriebene, aus einem fast romanhaften Leben sich Erraffende sich gesund geschrieben hatte: die genialen Phantasien, die der fast seherische Niederschlag des ungeheuren Lebensfiebers sind, das ihn geschüttelt. Kühn und fest schreitend, immer auch als Mensch die genialische Persönlichkeit, war er von allen Flüchtlingen der tollen Zeit derjenige, der sich selbst am meisten treu geblieben ist. Zuerst flog „Die Kunst und die Revolution“ durchs Land. Das Büchlein erregte Aufsehen, nicht wegen des Inhalts, sondern wegen des Titels. Man glaubte darin noch eine der letzten weißkämmigen Wogen des Sturmes zu sehen. So lasen sie weder die Konservativen noch die Radikalen im Sinne des Verfassers, der aus der Revolution einzig für seine Kunst und deren Wirkung auf die Menschheit das Fazit zog. Alle, die der Revolution gehuldigt, waren Doktrinäre geworden, — er baute sich die Plattform für das eigene Schaffen. Die wenigsten ver-

standen das. Aber wenn selbst Liszt den Schriften nicht zu folgen vermochte, für Bülow bedeuteten sie aufs neue eine Offenbarung. Sie versetzten ihn in wunderbare Erregung und wurden ihm ohne Zweifel eine Brücke von der Politik zur Kunst. Er erkannte in ihm den großen Kunstphilosophen, aber auch die Wahrheit und Echtheit des Bildes, das er von dem modernen Kunstleben bot. Hatte er es doch selbst in Leipzig in seiner Kleinheit und spießbürgerlichen Verkommenheit bis zur Neige durchkosten müssen. So verschlang er die Schriften „mit gieriger Hast“, und die in ihm entzündete Begeisterung wollte sich an gleicher Begeisterung in anderen Köpfen wenigstens erlaben, womöglich durch den Kontakt noch steigern. Aber er sah sich in der Presse, an deren Mission er damals noch glaubte, vergeblich nach einer Würdigung des großen „Kunstphilosophen“ und seiner genialen „Umsturztheorien“ um. Die bürgerliche und fortschrittliche Presse schwieg ihn völlig tot. Da griff er selbst zur Feder und schrieb zwei eingehende Referate über „Kunst und Revolution“ und später über „Das Kunstwerk der Zukunft“. Damit pochte er bei allen Redaktionen, zumal den liberalen, an. Natürlich vergeblich. So fand er den Weg zur „Demokratischen Zeitung“ und bei ihr als Redakteure zwei alte Leipziger Studiengenossen, den Romanschriftsteller Adolf Mügelburg und Eduard Fischel. Sie wurden Freunde und er Mitarbeiter des Blattes, in welchem er nicht bloß die beiden Artikel unterbrachte, sondern als ständiger Referent — natürlich ohne Freibillett — für Oper und Konzert — längere Zeit tätig war. Das erste Referat über „Kunst und Revolution“ ist leider verschollen, ebenso wie

eine Satire auf Ludwig Kellstab, den „schwarzweißen“ Kritiker der „Vossischen Zeitung“, bis jetzt nicht aufzufinden gewesen, was umso bedauerlicher, als Bülow noch später auf diesen Aufsatz besonderen Wert gelegt zu haben scheint. Die Relation über „Das Kunstwerk der Zukunft“ aber bringt vor allem kurz und bündig Bülows völliges Bekenntnis zu den Hauptpunkten der Schriften. Ihr Inhalt erschien ihm für die ganze Menschheit heiliger und wichtiger, sogar zeitgemäßer als alle politischen und sozialen Fragen, als alle Verfassungsträume und Kammer-spielerei der Welt. Brachten sie ihm doch selbst eine Katharsis, und er sah, daß er mit der Kunst mehr Gutes schaffen könne als mit Jus und Politik. Da brach er selbst damit und mit seiner Vergangenheit. Wenigstens innerlich. Und so lernte Bülow rasch genug, daß ihm das Schicksal mit der Gabe des Schreibens einen Zehrpennig auf den Weg gegeben hatte. Auch er ward zum Schriftsteller, wie einst Wagner in Paris. Nur unter ganz anderen Voraussetzungen: nicht aus eigener Not, sondern als Helfer. Aber er zeigte für einen Zwanzigjährigen bereits einen bedeutenden Grad von Reife: weitgehende Kenntniss der musikalischen Werke, scharfes Erfassen ihres Wertes. Sehr schön ist seine Ausführung über Beethovens siebente Symphonie, „dieses wahrhaft republikanischen Werkes des himmelftürmenden Giganten“. Er vergleicht ihn selbst mit Shakespeare, mit dem er den Haupteindruck des Erhebenden, Überwältigenden, des Dämonisch-Genialen gemein hat, wie er in dem Werke den Gedanken des reinen, freien Menschentums repräsentiert sieht. Man staunt über den Reichtum der Ideen, der über diese Be-

spredungen der Berliner Konzerte verschwenderisch ausgestreut wird. Es finden sich Ausführungen von belebender Bedeutung darin, wie seine Parallele von Talent und Genie. Er bringt sie in Anknüpfung an eine glänzende Charakteristik Mendelssohns, der einst der Abgott des Tregeſchen Hauses gewesen. Jetzt sagt er ruhig und besonnen: der einst überschätzt, werde jetzt unterschätzt. Er war kein Mann der Zukunft, er, der für seine Zeit, für die Gegenwart schuf, aber nie der herrschenden Mode Zugeständnisse gemacht hat, sondern sie sogar geläutert und gehoben. Mendelssohn aber war kein Genie, sondern nur ein außerordentliches Talent, dem Geschick und scharfer Verstand, welches beides den Leuten seines Stammes in hohem Grade eigen ist, bedeutend zu Hilfe kamen. Dagegen sagt er von der achten Beethovenschen Symphonie: „Da hört die Spekulation auf, und man gibt sich ganz dem reinen Genuſſe hin, ebenso wie sich hier der wahre, echte Beethoven wiedergibt.“ Freilich, der Hofkapellmeister Taubert wird schon jetzt der Spielball seines Spottes! Genug, er zeigt von seinem ersten Hervortreten in der Öffentlichkeit an eine Kraft des musikalischen Urteils, der sich ein starkes ethisches Wollen gesellt, das Publikum zu erziehen, die Musik zu einem Gemeingut aller zu machen, aus dem Vorrechte des Reichtums und der Spekulation zu lösen. Darin steht er freilich ganz auf dem Boden von „Kunst und Revolution“. Man kann daher nicht sagen, daß er damit dem radikalen Blatt hatte ein Zugeständnis machen wollen. Aber auch seine ganze Rücksichtslosigkeit gegen alle, auch gegen die Kritiker, beginnt bereits mit voller Schärfe hervortreten. Allerdings, als er selbst den Taktstock zu

schwingen begann, da taten sie ihm ein Gleiches. Doch schon jetzt hatte er Veranlassung, jene Polemik gegen Ludwig Kellstab zu schreiben. Sonst aber sind seine Artikel, soweit sie uns bekannt werden konnten, von der Parteirichtung des Blattes wenig beeinflusst. Indessen beweist es seine außerordentliche innere Sicherheit: während er sich in den Salons bewegt und mit dilettierenden und nicht dilettierenden Kreisen der Gesellschaft lebhaftes Gefühl nimmt, steht er mit dem führenden Blatt der Radikalen in engem Zusammenhang.

Sein Klavierspiel erregt indessen immer größeres Aufsehen. Er gewinnt Beziehungen nach allen Seiten, auch mit Meyerbeer, dessen „Prophet“ eben im Mittelpunkt des Interesses stand. Der erste Eindruck ist nicht unsympathisch und sein Urteil unbefangen. Dagegen mißfiel ihm die neue Oper umsomehr. Meyerbeer hatte ihm übrigens in Aussicht gestellt, ihn in einem Hofkonzert spielen zu lassen, und die Sache bis in alle Einzelheiten besprochen, auch das Programm. Bülow bereitet nicht ohne Mühe und empfindliche Ausgaben alles vor — da wird das Konzert in letzter Stunde abgesagt. Auch der Intendant hatte ihm weitgehende Zusicherungen in diesem Sinne gegeben. Umso tiefer war die Enttäuschung, umso gewaltiger seine Aufregung. Hatte er doch auf dieses Auftreten bei Hofe die größten Hoffnungen gesetzt, seine Mutter für den Plan zu gewinnen, der jetzt mit aller Kraft hervortrat und seine gegenwärtige Lage ihm unerträglich machte. Die Zweisplältigkeit seines geistigen und seelischen Zustandes erschien ihm als schlimmste Verlogenheit und steigerte seine Empörung gegen alle Verhältnisse, die ihn umgaben. Seine

Abneigung gegen das Rechtsstudium wurde ihm geradezu zum Haß gegen den Staat. So war er gegen Schluß der Berliner Zeit radikaler denn je. Proudhon beschäftigte seinen Verstand in gleichem Maße wie seine Phantasie. Er mußte einen Ausweg aus dem Wirrsal finden. Aber bei seiner Stellung zu der Mutter war dies nur möglich durch deren volle Befehung. Es mußte ihm gelingen, ihre Einwilligung zu seiner Berufswahl zu gewinnen. So setzte er einen neuen Hebel an. In Weimar bereitete sich ein Ereignis vor, das auch ihn in lebhafteste Bewegung brachte. Liszt hatte Richard Wagners heiße Bitte nach der Aufführung seines „Lohengrin“ in ihrer ganzen Tiefe und Bedeutung für dessen künstlerisches Werden erkannt und die Oper für die Herderfeier bestimmt. Auf sie setzte Bülow seine Hoffnung, die Mutter zu befehlen. So drang er auf ihre Begleitung und malte ihr die Freuden des Herderfestes in den lebhaftesten Farben. Liszt und die Fürstin Wittgenstein, sowie Raff würden alles tun, ihr den Aufenthalt in Weimar zu verschönen. Und in der Tat, sie ging mit und fühlte sich über die Maßen wohl, angeregt und geschmeichelt durch Liszts Aufmerksamkeiten. Es machte auf sie großen Eindruck, als er Hans in ihrer Gegenwart küßte und sagte: „Je suis très attaché à ce garçon.“ Freilich, wenn dieser auf die Wirkung des Werkes selbst große Hoffnungen gesetzt, so ward er enttäuscht genug. Wie sie die Sage auffaßte, zeigt sich wohl am besten darin, daß sie die Tochter auf den Dingelstedtischen Festbericht in der „Allgemeinen Zeitung“ hinwies: der war kühl bis ans Herz hinan. Bülow aber war erfüllt von der Größe des Werkes,

das auf ihn, trotz der Schwächen in der ersten Aufführung, einen erschütternden Eindruck machte. Dabei schloß er sich noch enger an Liszt an. Auch der Fürstin trat er näher und bewährte auch ihr gegenüber die Festigkeit seiner Anschauungen. Sie stellte, in ihrer freilich auf anderen als musikalischen Momenten beruhenden Vorliebe für den „Tannhäuser“, den „Lohengrin“ als lyrisch und undramatisch hin. Aber Bülow ergab sich ihr nicht so schnell, und da er das Französische recht geschickt handhabte, so vermochte er auch mit seiner Auffassung durchzudringen, die er folgendermaßen formulierte: „Der Wille einer jeden Gestalt im ‚Lohengrin‘ ist mit ihrem Schicksale durchaus identisch; Lohengrin ist nicht gezwungen, zum Gral zurückzukehren. Sein Wille allein drängt ihn zur Rückkehr. Unterließe er sie, wäre er nicht Lohengrin.“ Als er jedoch das Gespräch auf Wagners Schriften brachte, rief sie in ihrer ganzen Leidenschaftlichkeit aus: „Ah, monsieur, ne m'en parlez pas de ces grosses bêtises.“ Sie interessierte ihn, und er mußte zugestehen, daß sie ihre Ansichten nie mit oberflächlichen Gründen belegte. Sie sprach über alles: „über Alchymie und Rahel, Malerei und deutsche Nationalität, kurz, der ganze Makrokosmos und Mikrokosmos wurde durchgesprochen.“ „Es wurde scharf über die Deutschen losgezogen; ich fand mich selbst zu deutsch, d. h. nicht geschickt genug, um mit einzustimmen“, schreibt er an die bereits früher abgereiste Mutter, der er über alles, was auf der Altenburg vorging, eingehend berichtete. Dies geschah mit ganz bestimmter Absicht. Er wollte sie von den Dingen unterhalten, die sie selbst am meisten interessierten, und sie dabei für Liszt gewinnen, bei

dem er selbst festen Boden gefaßt zu haben glaubte. Aber es bedeutete der Mutter gegenüber bereits einen Fortschritt, wenn er ihr schrieb: „Meine Idee ist, wenn ich nach 1½ Jahren ausstudiert habe, nach Weimar zu gehen und da noch praktisch Musik zu studieren.“ Es liegt etwas Rührendes in dieser Zurückhaltung. Denn sie hatte ihm wiederholt erklärt, daß sie seiner eigenen freien Wahl nichts in den Weg legen, nur ihren Rat, keinen Zwang anwenden werde. Es war demnach nur eine Art von ritterlicher Rücksicht auf sie, wenn er noch immer nicht Farbe bekannte und die Entscheidung hinausshob. Aber die Verhältnisse waren stärker als er selbst. Die Entscheidung stand unmittelbar bevor. Allerdings in ganz anderer Weise, als er es sich in den glänzenden und glücklichen Tagen von Weimar gedacht hatte.

Unmittelbar von Weimar trat er die Reise in die Schweiz an, um den Vater auf seinem Edelsitze in St. Gallen zu besuchen. Gerade in den zerstreuenden Berliner Tagen war er ihm menschlich und geistig um ein Bedeutendes nähergekommen. Auch sein Anteil an dessen literarischer Tätigkeit hatte sich erhöht; zumal die der Neuauflage der Schillerschen Anthologie vorangestellte Abhandlung „Über das Dämonische“ hatte Eindruck auf ihn gemacht und er mancherlei daraus gelernt. Auch die Berührungen mit Tieck und Barnhagen von Ense hatten in dieser Richtung wohlthuend gewirkt. Es traf sich, daß des letzteren Buch über den Sieger von Dennewitz, den Schwiegervater Eduards von Bülow, parallel lief mit der von diesem besorgten und eingeleiteten Ausgabe der Schriften des unglücklichen jüngeren Bruders vom Feldmarschall.

Daraus ergaben sich mancherlei Berührungspunkte, die auch den Kontakt zwischen Vater und Sohn erhöhten.

In Stlischhausen wurde Hans mit offenen Armen aufgenommen. Das Schloß war reizvoll, und die Chatelaine kam dem Stieffsohn mit mütterlichem und auch künstlerischem Feingefühl entgegen. Sie hatte Verständnis für alles, was ihn bewegte. Er schien sich denn auch recht wohl zu fühlen. Er war äußerlich ruhig, nahm an dem Familienleben, an den gemeinsamen Spaziergängen in die schöne Umgebung teil. Er las viel, grübelte über Broudhons Satz: „La propriété, c'est le vol“, blätterte in Rantes preußischer Geschichte. Aber in ihm ging anderes vor. Er wollte seit dem „Lohengrin“ Musiker werden, und er wußte sich keinen andern Rat und keine andere Hilfe als bei Wagner. Die Nähe des Meisters war ja der Hauptreiz, den Stlischhausen für ihn hatte. Aber da war die Mutter dazwischengetreten: sie hatte ihm die Verpflichtung auferlegt, eine Begegnung mit Wagner unter allen Umständen zu vermeiden. Freilich erreichte sie damit nichts als neuen Zwiespalt, einen Zustand furchtbarer Erregung und, wenn Wagner nicht eingriff, eine schwere, in ihren Folgen unabsehbare Katastrophe. Der einsame Meister, der eben das Lebensschifflein seines jungen Freundes Ritter in besseres Fahrwasser gesteuert, nahm nun auch Hans von Bülow's Schicksal fest und sicher in die Hand. Da er die Lage übersah, schrieb er an beide Eltern in ruhiger und klarer, aber auch energischer Weise, bat Ritz um sein Eingreifen bei der Mutter und bot vor allem ihm selbst die Hand zu tatkräftigster Hilfe. „Hans, hab' Mut und festen Willen“, rief er dem Schwan-

kenden und Wankenden zu, der sich seinem Vater zu Füßen geworfen und flehentlich gebeten, ihn Musiker werden zu lassen. Und der Vater hatte nachgegeben unter dem Vorbehalt des mütterlichen Einverständnisses, das Hans in einem leidenschaftlichen Briefe zu erlangen suchte, freilich auch mit allen Anzeichen, daß er doch bereit sei, sich der mütterlichen Entscheidung zu fügen. Er stand am Scheidewege, und selten ist einem jungen Menschen, der über eine volle umfassende Begabung verfügte, deren ihn die beiden größten Musiker seiner Zeit in der bestmöglichen und herzlichsten Weise versicherten, die Entscheidung so schwer gemacht und selbst so schwer geworden wie ihm. Und ohne die ernste Energie seines Meisters wäre er auch jetzt nicht zum Entschluß gelangt. Jenen empörte der Zwang und erregte das Mitleid mit dem jungen Freund, der sich in verzweiflungsvoll zerrissenem Ton an ihn gewandt. Er führte ihm eindringlich zu Herzen, daß es sich nicht bloß um seine äußere Lebensrichtung, sondern um die Bestimmung seines ganzen Geistes- und Gemütslebens handelte. Es war nicht bloß der Kampf um die Kunst, sondern um das Lebensglück. Wagners Briefe an die Eltern und der entscheidende an Hans selbst sind ein schönes Denkmal für seine Güte, aber auch für die Klarheit und Festigkeit, die er nicht bloß in eigenen Lebensfragen, sondern auch für einen jungen Künstler bewährte, den er nun völlig der Kunst und in der Kunst zu retten gesonnen war. So rief er ihn zu sich und bot ihm in Zürich im eigenen Hause Obdach und unter seiner Leitung eine Wirksamkeit an, die den kühnen Schritt den Eltern gegenüber an sich schon rechtfertigen mußte. Carl

Ritter übernahm mit Freuden die Überbringung des Briefes nach St. Isidors. Ihn reizte das Abenteuer, das so ganz nach seinem Sinne war. Und nun zögerte auch Hans nicht länger. Der Freund hatte ihn aus dem Hause rufen lassen und ihm den Brief zu lesen gegeben. Sofort entschloß er sich, so wie er ging und stand, mit ihm den Marsch nach Zürich anzutreten, trotz Sturm und Wetter und der herbstlichen Regengüsse. Hans sah vielmehr in dieser Kraftleistung eine Probe seiner Energie, gewissermaßen ein Gottesurteil, ob er fähig sei, auch den weiteren Lebensweg, trotz aller Hemmnisse, zu verfolgen. Nach zwei Tagen kamen sie in Zürich an und traten „wild und abenteuerlich, mit den lautredenden Spuren der ungeheuerlichsten Reise“ in Wagners Zimmer. Ritter strahlte vor Freude über das gelungene Abenteuer, während Hans eine große, leidenschaftliche Ergriffenheit zeigte. Die nun folgende Unterredung mit Wagner aber scheuchte seine letzten Bedenken. Er war fest entschlossen, den Winter in Zürich zu bleiben. Und der Mutter schrieb er: „Ich mußte handeln, ganz handeln, keine Brücke zu etwaiger Reue bestehen lassen. Jetzt ist's entschieden. Ich werde Musiker.“

Aber was er werden wollte, das war er schon und konnte es sofort beweisen. Carl Ritter, für den Wagner bei dem Theaterdirektor Kramer einen Kontrakt als Musikdirektor unter seiner Garantie erreicht hatte, versagte vollkommen, und Wagner wäre in der Tat nichts übriggeblieben, als die ganze Saison hindurch für seinen jüngeren Freund die Leitung der Aufführungen zu übernehmen, wenn nicht Bülow auf dem Schauplatz erschienen

wäre. So bot sich für Hans ein weites Feld, sich zu bewähren. Kaum war er angekommen, noch in Carls Kleidern, trat er an das Dirigentenpult und schwang mit wahrer Lust und größter Sicherheit den Taktstock. Es war nur die Posse „Einmalhunderttausend Taler“, die er zu leiten hatte. Aber er brachte Schwung und Glanz in diese Musik, und bald folgte die „Regimentstochter“ und „Zar und Zimmermann“. Noch im Oktober konnte er eine Rezension der „Eidgenössischen Zeitung“ nach St. Gallen an die Schwester senden, worin es hieß: „Herr von Bülow hat sich schon in dieser Aufführung als ein sehr talentvoller Dirigent bewährt.“ Die äußeren Verhältnisse waren freilich klein genug. Mit Ritter bewohnte er zusammen ein Zimmer in der Öthenbacherstraße, teilte sich mit ihm in die Monatsgage und bis zum Eintreffen seiner eigenen Sachen in dessen Wäsche und Kleider. Die Hauptarbeit am Theater aber fiel ihm zu, Ritter sollte erst von Neujahr ab sich mit ihm in die Direktion teilen. „Jetzt,“ so schrieb Hans in einem frischen Brief an die Schwester, „komponiert er eine Oper, im Januar und Februar werde ich das wahrscheinlich tun.“

So ward das Züricher Theater für ihn die hohe Schule unter Wagners Leitung. Bald folgten „Fra Diabolo“ und der „Barbier von Sevilla“. Er beherrschte das Orchester spielend, freilich nicht ohne sehr energische eigene Arbeit. Und er meint der Schwester gegenüber: „Die Sache ist nicht so leicht, wie sie aussieht, es bedarf eines gründlichen, fast bis zum völligen Auswendiglernen der Oper sich erstreckenden Studiums derselben, und das spannt sehr an und also auch ab.“ Auch hatte er zunächst mit

Intrigen zu kämpfen, gewann sich aber bald Freunde unter den Künstlern. Die Sängers fand er alle ganz trefflich. Tief aber erfreute ihn die große Verehrung, die man in Zürich allenthalben Wagner entgegenbrachte. Noch mehr aber dessen Meisterschaft als Dirigent. Hatte er doch den „Don Juan“ fast völlig neueinstudiert, ja mit Hilfe von Hans und Ritter die Orchesterstimmen revidiert und eine Reihe von Einrichtungen getroffen, die für das Verständnis der dramatischen Handlung notwendig waren. Bülow konnte hier einen Blick tun in die Opernzustände der deutschen Theater, aber auch erkennen, was Wagner gerade für das Verständnis Mozarts und der Alten überhaupt geleistet. „Es hat mich im Innersten empört,“ schreibt er an den Vater, „wenn ich daran dachte, wie man früher in Dresden Wagner vorgeworfen hat, er dirigiere die Mozartschen Opern absichtlich schlecht und könne diese Musik nicht leiden in eitlen Selbstgefühl; dieses warme, lebendige, sich so durch uneigennütziges Tat ausprechende Kunstgefühl der vernünftigsten Pietät für Mozart wird keiner dieser Pseudoverehrer an den Tag legen.“ Ähnlich belehrend und erhebend hatte eine Aufführung des „Freischütz“ auf Bülow gewirkt. Und nun war etwas Außerordentliches geplant: „Der fliegende Holländer“. Aber dazu kam es nicht mehr. Bereits anfangs Dezember mußte Bülow den Intrigen von Direktor und Sängern weichen. Diese richteten sich gegen ihn freilich nur insofern, als sie ein öfteres Eingreifen Wagners selbst bezweckten. In der Tat hatte sich dieser bewegen lassen, mehrere Male statt seines Schülers zu dirigieren. Aber da sich Hans so glänzend bewährte und allen Aufgaben

vollkommen gewachsen zeigte, so weigerte sich natürlich Wagner, weiterhin für ihn einzutreten. Da kam es zum Theaterkrach. Die Primadonna Rauch-Wernau bereitete durch absichtliche Schikanen dem jungen Kapellmeister Verlegenheiten, um dadurch Wagner zur Übernahme der Direktion zu zwingen. Da erklärten kurz entschlossen beide ihren Rücktritt. Am 2. Dezember endete Bülow mit der „Stummen von Portici“ seine Tätigkeit am Züricher Stadttheater. Es ging ihm nahe. Denn diese zwei Monate waren für ihn die glücklichste Zeit seines Lebens gewesen. Bei Wagner galt er als Kind im Hause, auch Frau Minna umgab ihn mit mütterlicher Sorge. Und täglich trat er ihm näher, gewann er neue, starke Eindrücke. Sein Klavierspiel aber erfreute den Meister und machte ihn staunen. Bei den regelmäßigen Abenden, wo dieser seine Freunde um sich versammelte, führte er „mit ihm seine Werke vor. Wagner sang, Bülow spielte mit wohlthätigem Verständnis“. Und Hans hörte hinwiederum den Meister „Oper und Drama“ vorlesen, sodaß ihm diese Schrift gleichsam in Fleisch und Blut überging. So wäre er gerne in Zürich geblieben, und diese Ausnützung der Lehrzeit ihm ohne Zweifel von höchstem Wert gewesen. Indessen griff der Vater ein und erklärte, sich völlig von ihm loszusagen, wenn er ohne praktische Tätigkeit bei Wagner in Zürich verbliebe. Dies mag Hans in seinem Entschlusse, die ihm angebotene Kapellmeisterstelle am Stadttheater zu St. Gallen anzunehmen, bestärkt haben. Aber nach Ötlihausen schrieb er: „Ich bin durch meine energische Tat zum Manne geworden; ich habe ein Gewissen und eine Überzeugung, nach

der ich fest handle, und ich glaube, die sind von jedermann zu achten. Ich bin Musiker und werde es bleiben. Ich bin Anhänger, jetzt Schüler Wagners und werde dies durch mein Wirken beweisen. Es ist unumstößlich beschlossen.“ So ist es eine Freude zu sehen, wie er wächst, seitdem er selbst den Taktstock schwingt, wie er aus der Sicherheit, mit der er das Orchester beherrscht, die Lebenssicherheit gewinnt und damit die Schwäche bannt, die Wagner selbst an ihm wahrgenommen und dem Vater gegenüber in trefflicher Weise gezeichnet: „Wo Ihnen Mängel der Entwicklung des Charakters Ihres Sohnes aufgestoßen sind, rühren diese bei genauer Prüfung nur aus der Unentschiedenheit dieser bisherigen Charakterentwicklung her. Es liegt hier derselbe Kampf zwischen innerer Neigung und äußerem Zwange zu Grunde, der bis auf einen gewissen Punkt die innere Neigung wohl stärken kann, über diesen Punkt hinaus sie aber nur schwächen, die eigentliche Fähigkeit zersplittern und dem äußeren Zwang nur ein totes Opfer zuführen muß.“ Diese Gefahr war jetzt vermieden. Wagner hatte den Finger selbst an die wunde Stelle gelegt und diese zu heilen begonnen. Jetzt geht Hans aus seiner ängstlichen Unentschlossenheit heraus, und er vermag von der äußerlich wenigstens noch immer schmollenden und grollenden Mutter zu sagen: „Ich sehe, daß ihr Fanatismus stärker ist als die Mutterliebe, und das erleichtert mir das Herz.“ Und er ist fest gewillt, keinerlei konventionelle Zugeständnisse mehr zu machen. In diesem Sinne schreibt er an die Schwester, die in dieser Zeit den Faden zwischen ihm und den Eltern, zumal der Mutter, festhielt: „Ein Salon=

musiker kann und darf ich ohne Frebel an mir selbst nicht werden; wozu mich der Himmel, d. h. meine Neigung, mein Beruf bestimmen, ist der dramatische Komponist, und da man auch hier sein Brodstudium nebenbei haben muß, so halte ich es für das Vernünftigste, mich zum Dirigenten für das Theater auszubilden.“

Dazu aber war er auf dem besten Wege. Er fühlt sich Carl Ritter gegenüber in der Praxis mit Recht überlegen, worum ihn dieser geradezu beneidet. Freilich sieht er wiederum mit leisem Weh Carl in seiner „Fritjos“-Dichtung sich den eigenen Operntext schreiben. Auch das möchte er. Und vor seinem Geiste erhebt sich ein erhabener Plan: die Christusstragödie. Wir wissen nicht, ob Wagner mit ihm in dieser Zeit von seinem „Jesus von Nazareth“ gesprochen hat. Es ist nicht anzunehmen. Denn dann wäre Bülow der letzte gewesen, der sich an diesen Stoff gewagt hätte. Und auch Wagner rät ihm keineswegs davon ab. Er ist zu feinfühlig, ihn zu verletzen, nur meint er gutmütig, er möge sich für den Augenblick etwas Praktischeres wählen. Der Vater hingegen greift die Idee auf und teilt sie Liszt mit, den er wegen seines Sohnes Zukunft um Rat fragt. Liszt ist natürlich voller Bedenken: „Welche Szenen wird er produzieren? Welche Künstler würden ihn darstellen und welches Publikum ihn aufnehmen?“ Und warnend meint er: „Die Karriere eines deutschen Komponisten ist voller Hindernisse und Schwierigkeiten, Wagner und andere, sicher viel kleinere Talente erproben das täglich.“ Aber die Antwort ging um die Hauptfrage sorglich herum, nämlich um die Frage „über die Kraft?“ Und da zeigt sich Wagners Führung im schönsten Lichte.

Denn noch ist Bülow trotz aller technischen Fortschritte, ja Vollendung Schüler, der in den Anfangsgründen steckte und der Schonung wie der Ermunterung im gleichen Maße bedurfte. Er spricht ihm daher seine Freude darüber aus, daß er Erfahrungen gemacht und von seiner Tätigkeit vorteilhafte Wirkungen an sich verspüre, nämlich, daß er den Ernst der Kunst hat fühlen lernen, wenn auch auf den großen Umwegen der unmittelbaren Praxis gegenüber. Und er weist ihn auf Weimar, nicht bloß auf das gegenwärtige, sondern das der Zukunft, das er im Zusammenhang mit Liszts Projekt einer Goethestiftung sich ausgedacht: auf die Gründung eines Originaltheaters. „Greift man meinen Gedanken auf, so wirst du auch dort recht am Platze sein, denn auf junge Künstler von deinem Talent und deinem Wissen kann ja einzig bei so etwas gerechnet sein.“ Das war der gleiche schöne Gedanke, der am Schlusse von „Oper und Drama“ stand: „Wir sind Ältere und Jüngere: denke der Ältere nicht an sich, sondern liebe er den Jüngeren um des Vermächtnisses willen, das er in sein Herz zu neuer Nahrung senkt.“ Es ist nicht unmöglich, ja sogar wahrscheinlich, daß der Gedanke an seine beiden Schüler ihn zu dieser Rückkehr aus dem Weiteren ins Engere veranlaßt. Jedenfalls richtete er in dieser Zeit auf Bülows produktive Kunst sein Augenmerk und suchte seine Schaffenslust anzuregen, den Schwankenden aufzurichten, den Zweifelnden zu beruhigen und zu ermuntern. Denn sicher bedrückte Hans das überwuchrende Genie des Meisters, ohne daß er es sich selbst eingestand. Wurde er doch schon durch Carl Ritters dichterische Begabung zu quälerischen Reflexionen veranlaßt. Und da ihn sein

Drang zum Drama führte, die dichterische Ader ihm aber versagt schien, so zeigte sich ihm dieser Mangel in verdüsternder Tragik. Da tröstet ihn wiederum Wagner: „Mach' dir keine Skrupel über etwaigen Mangel an dichterischen Fähigkeiten. Du bist vollständiger Musiker und hast dazu wahrscheinlich gerade so viel dichterische Begabung, daß du der richtige Musiker sein kannst, den ich im Auge habe.“ Ja er verweist ihn sogar auf ein Zusammenarbeiten mit Carl Ritter, in dessen musikalisches Können er keine sonderlichen Hoffnungen setzte. So meint er: „Seine dichterischen Fähigkeiten wiegen vor, seine entsprechende musikalische Befähigung soll er mir erst noch ersichtlich beweisen. Ich könnte mir euch recht gut zu einem Zweck vereinigt denken.“

Aber Bülow litt an der Not aller jungen Kapellmeister, die in sich den Drang und die Fähigkeit zu einer Oper fühlen, und denen der „Held“ fehlt. So hielt er in der deutschen Literatur Umschau nach Stoffen. Und da mutet Wagners Wort an ihn uns heute wunderbar an: „Den ‚Tristan‘ wirst du wohl noch bedenken.“ Dagegen führt er ihn an eine große Aufgabe: die „Dressie“. Doch in ganz anderem Sinne, als Mendelssohn das Ödipusdrama behandelt: „Geschickter fände ich es allerdings, du schriebeest zu jedem der Stücke der Trilogie (‚Agamemnon‘, den ‚Grabespendnerinnen‘ und ‚Cumeniden‘) eine besondere Overtüre, jede von diesen würde unendlich an Bestimmtheit des Charakters gewinnen, da der Gegenstand viel plastischer gegeben wäre, als es der ganzen Trilogie gegenüber der Fall sein kann, und du hättest darin eine herrliche Veranlassung zur Verdichtung der musikalischen

Weite zu klarer, denklicher Gestaltung.“ Ja schon als Übung erschien ihm die Arbeit von Bedeutung, deren große Züge er ihm mit der ihm eigenen Plastik zeigt, ihn zugleich in der Kompositionstechnik weiterführend: „Du würdest dann gewisse Motive von der Wichtigkeit und Beugungs- oder Bildungsfähigkeit gewinnen, die du allen drei Overtüren einfügen könntest, und somit würdest du in drei Stücken, die einzig jetzt noch mögliche Symphonie zustande bringen, eine Symphonie, die zu ihrem vollsten Verständnis ein vorhandenes, edelstes Dichterwerk besäße.“

Doch dieser Gedankenaustausch, der unwillkürlich an die Szene von Hans Sachs und Walter in der Werkstatt erinnert, nur daß er ihn lehren will, zum alten Wort den neuen Ton zu finden, ging zeitlich schon über die nächste Periode in Bülow's Entwicklung hinaus und läßt uns die so frühe Trennung der beiden doppelt schmerzlich beklagen. Außerlich war ja der Bruch mit dem Züricher Theater nicht weiter schlimm, weil Bülow sofort das Engagement am Theater in St. Gallen antreten konnte. Aber was er dort fand, das waren kleine Schmierverhältnisse, — nur insofern interessant und lehrreich, als das Orchester aus lauter Dilettanten zusammengesetzt war. Alle Stände waren darin vertreten, und die angesehensten Männer der Stadt fügten sich in der Tat dem Zwanzigjährigen, in welchem sie bald den genialen Dirigenten fühlten und ehrten. Und ihm gefiel es, hier so ganz selbständig, „ohne Vormund“, auftreten zu können. Freilich sah er sich den drolligsten Zuständen gegenüber, und man hört in der Tat schon den Bülow von später sprechen, wenn er von der ersten Probe berichtet: „Es ging nicht einmal insam, es

ging gar nicht.“ Aber als er nach nur drei Proben die Leute so weit hatte, daß er den „Wassenschmied“ ohne eklatanten Durchfall herausbringen konnte, hob sich sein Selbstgefühl, und er meinte: „Wagner hat recht, wenn er sagt, ich habe ein großes Talent zum Dirigenten. Und ich weiß, daß ich die Fähigkeit besitze, eine leidliche Oper aus fast nichts zu schaffen.“ Und merkwürdig, trotz der äußersten Strenge und oft bis zu maßloser Heftigkeit sich ver steigender Energie, bewirkte er, daß ihm die Besten und Angesehensten des Orchesters sehr bald nach der ersten Aufführung erklärten, sie hätten ihn liebgewonnen und machten sich's zur großen Ehre, von ihm dirigiert zu werden. Jedenfalls hatte er Gelegenheit, sich Routine anzueignen und allen Zufälligkeiten, denen ein Orchesterleiter ausgesetzt ist, gewachsen zu zeigen. Auch das Personal stand auf seiner Seite. Sonst hätte er wohl auch hier dem Direktor den Taktstock vor die Füße geworfen. Einmal wenigstens, bei einer Aufführung der „Regimentstochter“, war es nahe daran, doch er blieb, weil sich die Sänger mit ihm solidarisch erklärten. Und schließlich lebte er sich ganz gut ein und gefiel sich recht wohl in den kleinen Verhältnissen, die ihm eine bis dahin noch nicht gekostete Freiheit boten. Und Wagner nannte ihn mit gutmütiger Ironie: „Hans von Schwänkenreich (vulgo: Don Juan von St. Gallen).“

Freilich hatte er alle Hände voll zu tun mit Proben und Aufführungen, auch mit Konzerten, wobei er vielfach seine ritterliche Güte bewährte. Denn er nahm es mit allem ernst, was er tat. Und schon damals lernte er jede Partitur auswendig, ehe er an die Proben ging. „Erst,“

schreibt er an den Vater, „wenn man es mit einer Oper so weit gebracht hat, d. h. mit einer guten Oper, wo jede Note, jede Nuance, jedes Instrument seine besondere Bestimmung und Bedeutung hat, glaube ich, ist man imstand, sie gut einzustudieren und zu dirigieren, was nur dann geschehen kann, wenn man nicht nötig hat, in die Partitur hineinzublicken.“

Aber dem St. Galler Niveau aber stand seine Teilnahme an den Züricher Abonnementskonzerten, wo er am 25. Februar die Liszt'sche Bearbeitung der Tannhäuser-Ouvertüre spielte. „Rühn und in einem gewissen Sinne wenig selbstbedacht,“ meinte Richard Wagner: „aber, wie er im allgemeinen Sensation erregte, setzte er namentlich mich über seine bereits zu hohem Grad gediehene, von mir bis dahin noch nicht gebührend gewürdigte Virtuosität in Erstaunen und erweckte in mir das größte Vertrauen auf die Zukunft“. Es war ein wundervoller Abend, von dem Bülow, abgesehen von dem eigenen Erfolg, in hohem Grade begeistert heimkehrte. Er schreibt darüber: „Wagner führte die Eroica auf; ein Wunder hat er gewirkt, unbegreiflich. Ich habe die Symphonie so nirgends gehört. Großartig und hinreißend, und das Orchester folgte — genial im Variieren.“

Aber zwischen ihm und seinem Lehrer stand noch immer die Mutter, die durch ihre Zurückhaltung und zumal ihr Schweigen auf den Sohn womöglich noch stärker wirkte als durch offenen Gegensatz und Anwillen. Aber wenn Wagner glaubte, daß sie das Verhältnis des Sohnes zu ihm innerlich noch stören könnte, so irrte er. Darin war Hans fest geworden. Und was er ihm war, das hat

Bülow gerade von St. Gallen aus in wundervollen Worten der Schwester dargelegt: „Die Verehrung und Liebe, welche ich für Wagner seit langer Zeit hege, kennst auch Du. Ich weiß nicht, ob Du sie verstehst, aber durch diese Verehrung, die auch ein Verständnis seiner Werke bedingt, bin ich erst recht zu mir gekommen. Es ist mir nach und nach immer mehr bewußt geworden, daß diese Verehrung, dieses Verständnis, der beste Keim in mir sei, das, wodurch ich, wenn ich ihn gut pflegte, zu einem Menschen werden könnte, der einen bestimmten Zweck in der Welt, in der Menschheit erfüllte.“ „Daß ich die größte künstlerische Erscheinung unseres Jahrhunderts und vielleicht noch von hoher, welthistorischer Bedeutung erkannt habe, wie es bis jetzt nur wenigen zuteil wurde, hat in mir Ambition, Selbstgefühl, Lebenstrieb geweckt. Es wurde mir klar, daß ich ein Geisteigener dieses Mannes sein könnte, sein Schüler, sein Apostel zu werden vermöchte, und mit einem solchen Streben, einem solchen Ziele schien mir das Leben lebenswert. Für ihn empfand ich wahren Enthusiasmus, wie sonst für nichts; das musikalische Talent, dessen Feinheit wie Schwäche — ich mache mir keine Illusionen — ich vielleicht meiner Mutter verdanke, hatte mich fähig gemacht, ihn zu lieben und zu verehren. Von jeher hatte ich den Wunsch, Musiker zu werden; krankhafter Mangel an Selbstvertrauen hinderte mich, den Zweifeln und Gegenwünschen meiner Mutter ernst zu widersprechen. Ich glaubte mein Leben verpfuscht!“ Und dazu kam noch die unselige Politik, die innere zerrissene Zeit, der Vorwurf, daß er im entscheidenden Moment versagt und mit den Freischärlern nicht gegen Dresden

marschiert sei. Aus dieser Seelennot suchte er Trost bei Wagner, seinem kompetenten Richter, im Umgange mit ihm hoffte er geistige Mündigkeit zu finden. „Ich habe so viel von ihm zu lernen, er steht so hoch, ich verhältnismäßig noch so niedrig, — es scheint mir unumgänglich notwendig zur Erreichung meines Lebenszweckes. Er hat sich so schön, so nobel, so väterlich gegen mich benommen, daß ich ihm auch zu ewigem Danke verpflichtet bin.“ Die Mutter freilich glaubt, gerade diese Gemeinschaft lösen zu müssen und auch zu können, und stimmte jetzt der musikalischen Laufbahn zu — aber unter der Bedingung der Fortsetzung der Studien bei Liszt in Weimar oder in Paris. In diesem Sinne wirkte auch der Vater, der ihn in St. Gallen besuchte. Und auch Hans war einverstanden und willigte ein — aber in keinem Falle in eine dauernde Trennung von Wagner. Indessen diese Lage der Dinge bedrückte ihn, und seine Briefe an Wagner verraten eine gewisse Unsicherheit. Dieser war fern von jeder kleinlichen Eifersucht. Und er antwortete ihm: „Denkst Du, Du tust mir weh, wenn Du von Deiner Mutter sprichst? Ich wollte nur, sie lernte mich kennen, damit die Vorstellung von mir verschwände, die sie martert.“ Das Verhältnis zum Vater aber hatte sich, ohne Zweifel unter dem Einfluß Louise von Bülow's, wesentlich gebessert. Der Briefwechsel mit ihm ist warm und herzlich. Hans nimmt an seinen literarischen Arbeiten Anteil und bemüht sich sogar, zwei von ihm übersetzte Stücke Goldonis in St. Gallen zur Aufführung zu bringen. Das gelang ihm freilich nicht, so rühriges Interesse er am Schauspiel zeigte. Hat er doch sogar bei Gelegenheit der

Aufführung von Gustav Freytags „Valentine“ im St. Galler Tagblatt eine warme Würdigung dieses Dramas gebracht. Starke Erfolg aber hatte er mit seinen Konzerten, besonders dem einen, das er zum Besten der Armen gab, bei der eigenen finanziellen Lage ein Akt von besonderer Großmut. Diese verschlimmerte sich gegen Ende der Saison immer mehr, da der Direktor mit den Einnahmen rückständig blieb. Bülow trug den Zustand mit viel Humor: „Es ist himmlisch,“ schrieb er an den Vater, „so gar keine Kreuzer zu besitzen, dafür aber eine kleine Portion Kredit. Zum Konditor kann ich nicht gehen, da erspare ich; ins Kaffeehaus kann ich jedoch gehen, und so lang mein Wirt nur weiter borgt, bin ich vergnügt und unbesorgt. Wenn Herbart übrigens nicht bald etwas schickt, so hast Du für Dich eine tragische Katastrophe vor der Tür. Du riskierst, angepumpt zu werden wie ein Onkel.“ Doch wenige Tage später erklärt er ihm sehr eindringlich, daß er es gar nicht nötig habe, sich über ihn zu ängsten: „Ich bin selbständig und werde mit meinen Angelegenheiten fertig werden und habe Dir übrigens mit einer Anleihe nur scherzhaft gedroht.“

Der Vater hatte übrigens bei seinem Besuche ein höchst befriedigendes Bild von der Entwicklung und der Stellung seines Sohnes gewonnen, und so ist er gegenüber dem Vetter Ernst von Bülow über ihn des Lobes voll: „Die ganze Stadt will ihm wegen seiner Bescheidenheit, Munterkeit, Begabung und seines ruhigen Betragens wohl und ehrt ihn.“ Und es klingt wie ein Stück romantischer Ironie, wenn man mit des Sohnes Nöten die Worte des Vaters in Vergleich setzt: „Mein Bankier

hatte ihn, ehe er wußte, er sei mein Sohn, dreimal bitten lassen, zu ihm zu kommen.“

Doch die Saison ging zu Ende. Bülow hielt gut aus bis zum Schluß und fand sich auch durch die äußeren Kalamitäten glücklich hindurch. Noch ein Besuch Wagners, der ihn wegen der ausgestandenen Leiden bemitleidete, aber doch meinte, dergleichen sei ihm sehr gesund gewesen, dann folgte Hans einer Einladung des Vaters nach St. Louis. Als ein anderer kehrte er nach einem halben Jahre in das Vaterhaus zurück, das er gleichsam als Flüchtling verlassen hatte. Aber er durfte stolz sein auf die Zeit und auf alles, was er erreicht. Als Arbeit brachte er mit: eine Overtüre zum „Räthchen von Heilbronn“ und den großen Plan, den Wagner ihm eingegeben, zur „Dresdener-Symphonie“.

Zweiter Teil

W e i m a r

In Ötlichhausen fand er eine Heimstatt, wie sie ihm seit Jahren nicht mehr vergönnt war. Louise von Bülow hatte es verstanden, dem verträumten Edelsitz Behaglichkeit und dem Gemahl dort Ruhe und neue Schaffensfreude zu geben. Und die wenigen Jahre, die ihm noch verblieben, waren auch für den Schriftsteller mit die gesegnetsten. Unter manchem andern beschäftigte ihn auch der Nachlaß des jüngeren Bruders des Helden von Dennewitz, jenes Adam Heinrich Dietrich von Bülow, der in seiner genialen Veranlagung ihn vielfach an den eigenen Sohn erinnern konnte. Ja das wild zerfahrene Leben und das tragische Ende des Unseligen hat ihm vielleicht den beängstigenden Gedanken eingegeben, es möchte diesem auf seiner Künstlerlaufbahn ein ähnliches Geschick ereilen und wäre sein Verhalten gerade aus dieser Sorge zu erklären. Jetzt aber freute er sich des Sohnes und seiner Erfolge. Er war stolz auf ihn.

Bei Hans aber kam mit der Entspannung die Abspannung. Und damit drängte sich auch das Bedürfnis nach Ausöhnung mit der Mutter in elementarer, ja leidenschaftlicher Weise hervor. Der direkte Verkehr war unterbrochen, nur die Schwester vermittelte wenigstens

die Nachrichten und war im Sinne des Bruders tätig. Aber der Zustand ward ihm auf die Dauer unerträglich, er fühlte sich vereinsamt und verlassen, im Schaffen gedrückt und in seinen Zukunftsplänen gehemmt. Er wollte schließlich doch nichts tun ohne die Mutter und ihr Einverständnis. In einer gewissen Exaltation faßte er die Lage tragischer, als sie in der Tat war, und entschloß sich zur vollen Abbitte. In seinem Brief vom 14. April legte er ein rührendes Bekenntnis der Reue ab. Dieser Brief ist psychologisch höchst bedeutsam. Zeigt er doch, wie das Verhältnis zur Mutter sein ganzes seelisches und geistiges Leben beherrschte. Nicht in unmittelbarer und wahrhaft herzlicher Hingebung, sondern unter dem keineswegs immer günstig auf seine Entwicklung wirkenden inneren Zwang. Aber er brauchte den Einklang mit ihr. Um diesen herzustellen, äußerte er sich auch über seine Beziehungen zu Wagner bei aller Betonung seiner Dankespflichten gegen den Meister mit auffallender Zurückhaltung. „Irre ich mich in Wagner, so wird mich spätere Überzeugung belehren.“ Aber er beurteilte die Lage schwieriger, als sie war. Die Mutter war längst zur Versöhnung bereit. Es kam ihr vor allem auf eine Kraftprobe ihres Einflusses auf ihn und zumal sein künstlerisches Empfinden an. So antwortete sie ihm zwar kühl und verhalten, aber sie nahm die Beziehungen wieder auf und ergriff selbst das Steuer, um das Schicksal ihres Sohnes zu lenken. Als Bedingung der Versöhnung hatte sie die Wahl einer soliden musikalischen Karriere gefordert. Darob neue Unruhe bei Hans. Er wußte nicht, was sie meinte, und ward von neuen Zweifeln gequält. Und so schreibt er

Andantino.

Snüßlingstanz.

Uffland.

Handwritten musical score for a song titled "Snüßlingstanz" by Uffland. The tempo is marked "Andantino." The score is written in G major (one sharp) and 3/4 time. It features a vocal melody and a piano accompaniment.

The lyrics are in German and are written below the vocal staff. The piano accompaniment consists of two staves (treble and bass clef) with chords and melodic lines.

The lyrics are:

Di - ser, gold - und Snüß - ling - sag! ~~Frei~~ Zu - si - ge - fud, zi - steu! Man wir ja ein
p. f.

Lied ge - laug, sollt' es fud' nicht glü - steu? Des man vum in di - ser Zeit, am di Ar - bil Das - bau?
f. rit. a tempo p. Cresc. f.

Snüß - ling ist ein so - fer Lust: Lust wird nicht und ba - bau! Snüß - ling ist ein so - fer Lust: Lust wird nicht und
p. p.

Handwritten musical score on a page with five systems of staves. The first system contains musical notation for a vocal line and a piano accompaniment.

The vocal line (top staff) begins with the lyrics "be - lie!" and "sp." below it. The piano accompaniment (bottom staff) includes the instruction "marcato" above it.

The notation includes various musical symbols such as notes, rests, and dynamic markings. The score is written in a cursive, handwritten style.

schmerzvoll: „Warst Du es denn nicht, die sich so oft meines Talentes freute, es anregte, ja, als Du über mein Wesen, meine Gesinnung in anderen Dingen bekümmert warst, mein Talent hervorhobst, als das Edelste in mir?“ Und während er an einem Streichquartett arbeitet und die Dresteia liest, um die große Idee für die von Wagner angeregte Symphonie zu finden, ist er selbst in seinem Schaffen zu Kompromissen bereit, will er sich in die Umstände fügen und vorerst Sachen komponieren, die auch gekauft werden. „Existenz,“ meint er resigniert, „und Konsequenz in der Überzeugung widersprechen zuweilen einander.“ So weit dachte sie gar nicht. Mit der „soliden musikalischen Karriere“ wollte sie, abgesehen von der tiefen und berechtigten mütterlichen Sorge, ihrem Adelsgefühl Genüge tun. Im übrigen glaubte sie den Weg dazu erkannt zu haben. Er führte über Weimar. Und in diesem Sinne hatte sie ebenso, wie schon im Januar der Vater, an Liszt geschrieben und eine Antwort erhalten, die sie befriedigen durfte und auch beruhigte. Und nach Weimar brach am 3. Juni der Sohn auf. Nicht gerade freudigen Mutes und ohne jede Spur von Enthusiasmus für Liszt. Die Trennung von der Schweiz war ihm auch eine wenigstens äußerliche Trennung von Wagner. Zwar dieser war mit dem Gang nach Weimar völlig einverstanden. Er hatte bei dem Züricher Konzert Bülow's außerordentliche Begabung für das Klavierspiel erkannt und zur weiteren Ausbildung dieser überragenden Fähigkeit selbst ihn an den Freund gewiesen. Aber hätte es einen anderen Weg gegeben, Bülow wäre ihn lieber gegangen.

Unter Wetter und Sturm wie die Flucht nach Zürich

erfolgte der Abschied von Stlishausen und dem Vater. Es war ein Abschied für immer. Sollte er ihn doch lebend nicht mehr sehen. Zu Fuß wanderte er nach Romanshorn. Seine Habseligkeiten trug er in zwei papierenen Paketen bei sich, die der strömende Regen fast völlig zerweichte. Aber auf dem Dampfschiff begrüßte ihn Carl Ritter, der es sich nicht nehmen ließ, ihm das Geleite nach Friedrichshafen zu geben. Von dort ging es dritter Klasse unter „Bauern und Soldatenpack“ nach Ulm und weiter nach Augsburg und München. Hier machte er halt, um das Terrain zu sondieren. Denn er trug sich mit dem Gedanken eines wenigstens zeitweiligen Aufenthaltes in München, und zwar als Pianist. Damals gab es nämlich nur einen am Ort von einiger Bedeutung. Das war sein alter Freund Speidel, der sich durch Stundengeben so viel verdiente, daß er den Winter in Paris verbringen konnte. Während dieser Zeit meinte Bülow sich der verwaisten Dilettanten annehmen zu können. Aber es war nur „eine vage Idee“. Denn abgesehen vom Hoftheater fand er die musikalischen Zustände außerordentlich rückständig: während man im Norden bereits Mendelssohn und Schumann zu sichten anfing und ihren Standpunkt als überwunden erkannte, war man in München noch nicht so weit vorgedrungen, sie nur oberflächlich kennenzulernen. Das Theater dagegen bewunderte er aufrichtig. Er sah eine gute Vorstellung von Hebbels „Judith“ und die Auber'sche Oper „Der Gott und die Bajadere“. Das Orchester entzückte ihn, er fand das Spiel meisterhaft: „eine Präzision, eine Feinheit, ein Ensemble, wie man es in Berlin z. B. nicht hört.“ Das war das Verdienst Franz

Lachners. Aber Bülow hörte auch, daß dieser in keiner Branche des Musiklebens Neues aufkommen lasse und dieser Despotismus durch dessen große Autorität geradezu sanktioniert sei. Dingelstedt, den er aufsuchte, wollte den „Tannhäuser“ zur Aufführung bringen. Sein Plan sollte aber an der Opposition Lachners scheitern. So war hier seines Bleibens nicht!

Im übrigen gefiel er sich in München recht gut. Speidel zeigte ihm die Stadt. Er nahm, nicht ohne inneren Kampf, aber umso tiefer Fühlung zu den altdeutschen Gemälden der Pinakothek und trat mit jungen Künstlern und Studenten in Verkehr. Er war fröhlich mit den Fröhlichen. Doch erkannten sie auch seine künstlerische Bedeutung. In einer Pianofortefabrik spielte er ihnen vor und „setzte sich so in Respekt“. Im allgemeinen fand er viel Zopf und wenig musikalischen Sinn in der Stadt, wo er seine bedeutendste Wirksamkeit entfalten sollte. „Die Plastik,“ meinte er, „hat hier alles absorbiert.“

Dann ging es nach Weimar. Liszt war verreist und weilte bei der Fürstin Karoline in Bad Eilsen bei Bückeburg. Erst zu Anfang Juli wurde er zurück erwartet. Doch war alles für seine Aufnahme auf der Altenburg bereit, und an Stelle Liszts machte Joachim Raff die Honneurs. Er war sein alter Freund von Stuttgart her und erwies sich auch jetzt in der alten treuen Weise, vor allem auch als Mentor. Auch hatte Liszt eingehend mit ihm besprochen, was er mit Hans beabsichtigte. Nicht mehr und nicht weniger als die Virtuosenlaufbahn. Zunächst sollte er ein paar Monate in Weimar verweilen, dann als „Liszt scholar“ in den benachbarten Städten und kleinen

Höfen auftreten, hierauf hinaus in die Welt. Bülow fügte sich darein: „Nun, vorläufig bin ich damit einverstanden und begeben mich jedes eigenen Willens, um mich ganz in die Schule oder école de Weimar' nehmen zu lassen. Ich habe mich für jetzt meiner ‚Autonomie‘ begeben und lasse mich verweimaranern.“ Daneben sollte er lernen, einige Stücke für sich selbst, d. h. seine Fähigkeiten, voller individueller Schwierigkeiten zu komponieren. Denn einen „klaviermäßigen Klaviersatz“ zu schreiben, vermochte er bisher noch nicht, wenigstens nicht nach der Meinung von Raff, der Liszts Absichten dem jungen Künstler auf seine wohlmeinende, freilich etwas lehrhafte Art übermittelte. Bülow aber ging sofort an die Arbeit. Er übte täglich acht bis zehn Stunden. Das erste Stück, das er „einpaukte“, war ein unbändig schweres Trio von Raff, das er mit Joachim und dem Cellisten Bernhard Cossmann alsbald vor einem kleinen Kreise von Vertrauten zu Gehör brachte. Beide kannte er schon von früher her, zumal Joachim, der viel im Frege'schen Hause in Leipzig verkehrt hatte. Dort hatte sich Bülow oft genug über Zurücksetzung durch ihn zu beklagen gehabt. Jetzt aber kam ihm der berühmte Geiger freundlich entgegen, und allmählich entwickelte sich zwischen beiden ein durchaus vertrauliches Verhältnis. Zu dem Kreise gesellte sich ferner Adolf Stahr, der nach Weimar gekommen war, um im Sinne und Geiste Liszts und seiner Richtung ein Blatt zu gründen, sowie seine spätere Gattin, die Schriftstellerin Fanny Lewald. Bülow fühlte sich durch beide eine Zeitlang lebhaft angezogen. Er freute sich, in ihnen politische Gesinnungsverwandte zu finden, nicht minder freilich darüber, daß es in Weimar

bei Hof und in Gesellschaft so demokratisch zuing, daß niemand Grund fand, seine Gesinnung zur Schau zu tragen. So fühlte er sich als Künstler unter Künstlern, unter Leuten seinesgleichen, die ihn wertschätzten. Denn gerade das Verkanntwerden hatte ihn bisher verbittert und erschläfft.

Von Liszt traf bald ein von freundlichem Ernst getragener Bewillkommungsbrief ein. Er versicherte ihn seines vollen Interesses und bat ihn, sich auf der Altenburg zu Hause zu fühlen. Bülow hatte bisher vermieden, dem Meister zu schreiben, aus Scheu, den durch Sorgen aller Art, vor allem durch die Krankheit der Fürstin hart Bedrängten zu belästigen. Jetzt schüttete er ihm sein Herz aus über seine Lage und über sein Wollen. „Ich bin hierher gekommen,“ schrieb er, „um mein Los ohne Rückhalt in Ihre Hände zu legen und auf der Linie weiterzuschreiten, die Ihr Rat mir weisen will, ohne irgendeine Richtung in meiner musikalischen Laufbahn zu bevorzugen oder mit größerer persönlicher Neigung zu behandeln.“ Dabei betonte er, daß Richard Wagner, der gemeinsame Freund, seinen Entschluß billige, daß seine bisherige Tätigkeit bestimmte Pläne nicht gezeitigt habe. Man sieht unwillkürlich das leichte Lächeln Liszts über diese Worte. Er erwidert sie mit der Mitteilung von der glücklich vollendeten Geburt des „Jungen Siegfried“ und spricht feurig von den zahlreichen Proben, die für die Aufführung des Werkes in Weimar notwendig sein würden. Im übrigen erklärte er ihm, in seine Zukunft volles Vertrauen zu haben.

Inzwischen nahm sich Joachim Raff des jungen

Freundes mit freundlicher Sorge an, und, was die Hauptsache war, er wußte auch dessen Verhältniß zur Mutter so weit zu bessern, daß sie sich bereit erklärte, dem Sohn die nötige Unterstützung zu seiner Laufbahn zu gewähren. So kam es denn, daß sich Bülow in Weimar wohlfühlte, wenn er auch die Ankunft Liszts, von der so viel für ihn abhing, mit Ungeduld erwartete. Freilich sollte es lange währen, bis „der musikalische Großherzog“ in seine Residenz zurückkehrte.

Die Zeit blieb indessen nicht ungenützt. Bülow hatte seine bisherigen Kompositionen mitgebracht, um sie durchzuarbeiten und zu ordnen und nötigenfalls vorlegen zu können. Von der Drestea-Symphonie war der erste Satz in der Skizze fertig. Jetzt trat ein Stillstand in der Arbeit ein, weil er fühlte, daß er in der Instrumentation noch nicht weit genug sei. Er suchte die angebliche Lücke in seinem Können so rasch als möglich auszufüllen. Inzwischen vollendete er ein Streichquartett und manches andere. Aber nicht genug. Er trachtete, seinen Wissenskreis nach jeder Richtung hin zu erweitern. Mit Joachim trieb er Spanisch und brachte es bei seinem fabelhaften Sprachentalent binnen wenigen Monaten so weit, daß er den „Don Quixote“ ohne Schwierigkeit zu lesen vermochte. Daneben nahm er auf die Anregung Raffs hin, den er selbst seinen Mentor nannte, die alten Sprachen und auch historisch-literarische Studien wieder auf, las viel in deutscher und vor allem in französischer Sprache, die er fließend beherrschte. Ganz fern hielt er sich von aller Politik. Seine republikanischen und selbst proudhonistischen Ideen hatte er ja keineswegs aufgegeben, aber er fühlte

selbst, wie weitab das alles von seiner künstlerischen Entwicklung lag. Und auf diese konzentrierte er sich völlig. Ja er hatte sich mit dem Lisztschen Gedanken, als Virtuose gleichsam dessen „Welterbe“ anzutreten, mehr und mehr vertraut gemacht. Er übte in geradezu exaltierter Weise, sodaß nicht nur seine Nerven, sondern seine ganze Konstitution darunter zu leiden begann. Aber er wollte rasch zum Ziele kommen und bei Liszts Rückkehr so weit sein, daß ihm dieser die letzte Feile zu geben vermöchte. Doch der Meister blieb ferne. Und seine Gegner waren in Weimar an der Arbeit. Bülow hatte bald die Lage durchschaut und sich mit den kleinen und kleinlichen Verhältnissen der Ilmstadt vertraut gemacht. Er fühlte wohl selbst, daß jener durch seine lange Abwesenheit den Gegnern Waffen in die Hand, ja ihren Angriffen selbst einen Schein von Recht gab. Aber er selbst hielt fest zu ihm, und Liszts Feinde waren seine Feinde. Von diesem Standpunkt aus betrachtet er nun auch Moscheles, den er in Leipzig immerhin als eine gewisse Größe anerkannt hatte. Da er jetzt nach Weimar kam, um Liszts Fernsein sich zunutze zu machen, meinte er: „Gott! Was ist dieser Mann geistlos, und wie konnte ein so fabelhaft schlechter Blattspieler als der Liszt seines Jahrhunderts gelten.“ „Und,“ schrieb er der Mutter, „Moscheles ist noch immer so eitel, sich für einen lebenden Künstler zu halten.“ Wie diesen glänzenden Stern des Fregeschen Hauses beurteilte er jetzt die gesamten Leipziger Kunstverhältnisse. Und gerade da trat seine Stellung zu Wagner ins hellste Licht. Zwar war er äußerlich ohne jegliche Verbindung mit ihm. Der Briefwechsel war seit Stlitzhausen völlig unterbrochen.

Von seinem Aufenthalt in Weimar erfuhr der Meister durch Liszt, nicht durch ihn selbst. Die Ursache dieser auffallenden Zurückhaltung lag in seiner übertriebenen Bescheidenheit, ja Schüchternheit dem Großen gegenüber. Und dann — jetzt war er Lisztschüler. Noch ehe dieser heimgekehrt, hatte er der Mutter geschrieben, die nun in Weimar Gefahr für seine künstlerische Selbständigkeit fürchtete: „Ich liebe überhaupt das Autoritätsprinzip nicht, aber eine Autorität werde ich für jetzt anerkennen und als solche ehren: das ist Liszt und niemand anderer. Meine Individualität wird nicht verloren gehen, die steht in Gottes Hut; vorläufig ist aber das einzig Vernünftige, was ich tun kann, das, mich eng an Liszt und von anderen damit abzuschließen.“

Aber umso eifriger trat er nunmehr in die Propaganda für Wagner ein. Sie war in gewissem Sinne ein Lisztscher Gedanke und eine „Weimarische Aufgabe“. Bülow hatte schon in Zürich damit Fühlung genommen, als er Liszts wundervollen und in der Tat für Wagners Anerkennung hochbedeutsamen Lohengrinartikel zusammen mit Carl Ritter ins Deutsche übertrug. Jetzt fand er Weimar stark polemisch, ja journalistisch orientiert. Fast alle schrieben, und in der „Deutschen Zeitschrift für Musik“ schien das Organ gewonnen, das die Zeitungspläne Adolf Stahr's überflüssig machte. Raff hatte Bülow zur Mitarbeit an den „Signalen“ aufgefordert. Darauf war er vorläufig nicht eingegangen, dagegen fest entschlossen, für Brendel zu schreiben, und diesen Gedanken hielt er auch der Mutter gegenüber aufrecht, weil er, wie er erklärte, „die Interessen, welche Wagner und Liszt

gemeinsam haben, versteht, und es wenige Leute gibt, die gut und geschickt schreiben können“. „Und weil ich der Öffentlichkeit als Künstler angehören werde, was ich allerdings nicht mit ‚leider‘ bezeichnen kann.“ Als er dies schrieb, hatte er bereits den ersten Artikel fertig. Anlaß hierzu hatte ihm ein Aufsatz in den „Grenzboten“ gegeben, der scharfe Angriffe gegen Wagner enthielt. So packte er den Stier bei den Hörnern und schrieb eine Erwiderung: „Das musikalische Leipzig in seinem Verhalten zu Richard Wagner.“ Darin ließ er dem eigenen alten Ingrimme gegen die Wiege seiner Leiden die Zügel schießen. Es war aber ein echter Bülow, mit dem ganzen, freilich noch sehr jugendlichen Angestüm, der in der Sache zweifellos das Richtige traf. Die hochmütige Stellung, die das damalige patrizische, professorale, musikalische und literarische Leipzig, auf seine ruhmvolle Vergangenheit pochend, gegen die neue Kunst einnahm, berechtigte ihn zum Rossschlagen, und er traf den Nagel auf den Kopf. Gewiß, im Ton vergriff er sich, und es konnte nicht wundernehmen, wenn der wackere Brendel aus Klugheit, aber auch aus Pietät gegen sein über alles geliebtes Leipzig den ersten Teil des grimmigen Aufsatzes unterdrückte. Geschadet hätte er den Herren freilich nicht, wohl aber der Sache und Persönlichkeit Wagners, die solcher Waffen nicht bedurfte. Aber an sich ist er außerordentlich lehrreich — ein Stück Musikgeschichte, zumal für die Person Bülows selbst. Er zeigt ein scharfes Erfassen der Verhältnisse, aber bei aller Schärfe gerechte Würdigung des Würdigungswerten und vor allem klare Erkenntnis der Lage: Zuerst war Richard Wagner ignoriert worden, dann, als dies unmög-

lich wurde, setzte die Kritik ein, um ihn unmöglich zu machen, ihn wegen seiner politischen Gesinnung zu verdächtigen. Noch schöner als das Polemische sind die Ausführungen über Wagner und seine Kunst. Sie zeigen volle Vertrautheit, nicht bloß mit den Partituren, sondern auch mit den Schriften und würdigen ihn auch literarisch in der schönsten Weise. Trefflich hebt er die Kontraste Meherbeer—Wagner hervor und spricht dabei von dem „großartig=fehlerhaften Rienzi“, „der auf Vorwürfe, wie man sie Schillers Räubern macht, ein Recht behält.“ Und der Gegner — es war ein gewisser Riccius, der durch die Übersetzung von Berlioz' „Cellini“ Beziehungen zu Weimar hatte — vermochte nur mit persönlichen Angriffen auf Bülow zu antworten. Er gab seinem Artikel die Überschrift: „Der Dilettantismus in der Musik.“ Aber dieser war so nichts sagend, daß Bülow es nicht der Mühe wert hielt, ihn einer Antwort zu würdigen. Er hatte recht. Denn er, der Einundzwanzigjährige, zeigte sich als „Fertiger“, und es konnte daran eigentlich niemand mehr zweifeln als er selbst; trotz seiner seltenen Kenntnisse und seltenen Reife mißtraute er noch immer der eigenen Kraft und nannte sich selbst der Mutter gegenüber einen werdenden, unfertigen Menschen: „Es ärgert mich oft, so wenig ich es ändern kann, daß ich jetzt in einem Stadium stehe, in welchem ich höchstens auf das Prädikat hoffnungsvoll, d. h. nicht gänzlich hoffnungslos, Anspruch machen kann.“ Man muß sich daher diese Tage vor Liszts Rückkehr nach Weimar als recht schwer vorstellen. Es war ein „Purgatorio“ für ihn. In ihm drängt alles vorwärts. Er aber ordnet Werk und Tag eisernem

Pflichtgefühl unter. Er dekretiert sich selbst mit einer gewissen Selbstquälerei zum Lehrling. Ja er macht zuweilen den Eindruck eines Mannes, der auf der Lebenshöhe in ein Kloster tritt und die Novizenpflichten mit rührender Demut erfüllt. Er will lernen. Dabei legt er nach Liszts Willen den Nachdruck auf das Klavierspiel. Und gerade deshalb macht ihm das Fernbleiben des Meisters Sorge. Er klagt's der Mutter oft genug: „Als Pianist muß ich einen Anhaltcpunkt und eine Leitung bekommen; es ist dazu die höchste Zeit, und da die Ausbildung meiner Virtuosität das wichtigste, weil nächstliegende Moment meiner Zukunft ist, so muß sie natürlich auch den Mittelpunkt meines augenblicklichen Treibens bilden und alle meine Kräfte zu besonderer Anstrengung um sich vereinigen.“ „Ich wünschte sehr, daß der Zeitpunkt sich beschleunigte, an dem Liszt sich meine Fingerspitzen und sonstige musikalische Gliedmaßen beschaute, damit ich über meine Zukunft in das Klare käme. Ich muß gestehn, daß ich ihn quasi als meinen letzten Halt und Hoffnungsanker betrachte. Ich fühle mich ziemlich mutlos und zuweilen recht unglücklich, umsomehr, als ich den alleinigen Grund in mir selbst zu suchen habe.“ Daß diese Klagen die Mutter aufs tiefste besorgt machten, war begreiflich. Harrte doch Hans seit vier Monaten vergeblich auf die entscheidende Begegnung mit Liszt. Und schließlich hüllte er sich auch ihr gegenüber in Schweigen, freilich auch in dem Gefühl, daß sie noch immer auf ihn erbittert sei. Da trieb sie die Unruhe nach Weimar. Ohne ihn zu benachrichtigen, erschien sie plötzlich und suchte zunächst Raff auf. Die ruhige und sichere Art des erfahrenen Mannes,

zu dem sie schon von Stuttgart her großes Vertrauen hatte, vermochte sie völlig zu beruhigen. Jedenfalls verlief die darauffolgende Begegnung mit Hans ohne besondere Stürme, und sie schied versöhnt von ihm, der nun dem Vater schreiben konnte: „Mein altes Verhältniß zu Mama ist denn so ziemlich wiederhergestellt.“

Und nun kam auch Liszt. Seit langem wurde er sehnlichst erwartet. Aber er hatte seine Rückreise von Woche zu Woche, ja von Monat zu Monat hinausgeschoben. Er hatte wohl Grund dazu. Aber es war die Frage, ob er seiner Stellung in Weimar damit nicht mehr schadete als nützte. Bülow charakterisierte in einem Brief an die Schwester die Politik seines Meisters freilich folgendermaßen: „Durch seine Abwesenheit demonstriert er nun einmal den Leuten recht augenscheinlich, daß ohne ihn, den Glanz seines Namens und das Wirken seiner genialen Persönlichkeit das Weimarer Musikleben stockt und daß nicht er Weimar, sondern dieses ihn sehr nötig hat.“ „Man hat hier Unterlassungssünden gegen ihn begangen, und er läßt dies jetzt Weimar entgelten; freilich leiden alle seine Freunde darunter, aber nach Raffs Ausspruch verlangt Liszt gerade von diesen besondere Rücksichten, die er von seinen Gegnern allerdings nicht fordern kann.“

Aber nun war die Wartezeit zu Ende. Auch für Bülow. Der höfliche, ritterlich Ergebene war zu Liszts Empfang mehrmals auf den Bahnhof gerückt. Aber es war nur die vorausgesandte Dienerschaft angekommen. So saß er ahnungslos im Theater und hörte sich Sponfinis „Ferdinand Cortez“ an, — als Liszt unversehens ein paar Schritte vor ihm im Parkett erschien, wie aus dem

Boden hervorgezaubert. — Der Zauberer war da: „Ein Gelispel ging durch das Haus und drang bis zu dem in interimistischer Verwilderung dahinschleichenden Orchester: erschreckt spielten sie noch einmal so schlecht, und Liszt ärgerte sich und hätte gern seinem lahmen Statthalter das Zepter entrißen und der gemütlichen Philisteranarchie durch den Despotismus seines Dirigentengenies ein Ende gemacht, wenn es der Anstand erlaubt hätte; und daß es dieser nicht erlaubte, darüber ärgerte sich wieder jemand, und das war ich.“ Das war ganz Bülow. Der formell höfliche Empfang war ihm mißglückt. Jetzt trafen sich beide bei einer schlechten Aufführung und verstanden sich sofort. Der Willkomm war ein schweigender, ein bloßer Händedruck. Aber Liszt goß sofort den ihn übermannenden Anmut zu seiner Erleichterung in Bülows Ohr. Das war gleichsam seine Rezeption als Schüler.

Am nächsten Morgen bereits fand die entscheidende Unterredung statt. Sie brachte nichts Neues. Nur die Bestätigung seiner bereits brieflich niedergelegten Anschauungen über Bülows Zukunft. Von „Musikdirektorei“ wollte er nichts wissen. Das sei kein Weg nach aufwärts. Es gelte, sich eine materiell gesicherte Stellung zu gewinnen als Virtuos. Dann ließ er sich vorspielen. Es war, wie Bülow schrieb, sein Pianistenexamen, in welchem er den Lehrer durch den Vortrag eines seiner schwierigsten Klavierstücke hoch erfreute. Liszts Urteil lautete denn auch: „Er setze ganz positive begründete Hoffnungen auf ihn, und zwar seien das mehr als Hoffnungen; denn Bülow werde, da er selbst als ausübender Künstler nun einmal für immer vom öffentlichen Schauplatz abgetreten

sei, das Virtuosentum da wieder aufnehmen können, wo er es stehen gelassen. Acht Monate werden zu seiner Vorbereitung bei ihm, den gehörigen Fleiß natürlich vorausgesetzt, völlig genügen; dann solle er in Berlin oder noch besser in Wien debütieren und darauf nach Paris und London gehen. Binnen drei Jahren werde er seinen Zweck erreicht haben, d. h. eine gesicherte materielle Selbstständigkeit; Bülow möge ihn als Bürgen dafür nehmen.“

Das war mehr, als Hans zu hoffen gewagt, und eröffnete ihm einen glückseligen Aspekt für die Zukunft. Kein Wunder, wenn er sich nun durch Dankbarkeit ebenso wie durch Bewunderung zu dem Meister hingezogen fühlte, der es nicht bloß übernommen, sein Schicksal zu spielen, sondern ihn als den Erben seiner Virtuosentätigkeit und seines Ruhmes in vollem Ernste einsetzte. Und das Studium begann — vor allem die Ausbildung seiner Technik. Er bestrebte sich mit Feuereifer, dem Mangel der Präzision und Bestimmtheit und eines gewissen Applombs in seinem Spiel abzuhelpen und besonders die immer wieder sich einstellende Angstlichkeit zu überwinden. Überdies war und blieb er Gast auf der Altenburg. Bis zur Rückkehr des Paares war ja der Aufenthalt kein gerade sehr gemüthlicher gewesen, und eine recht primitive Junggesellenwirtschaft hatte geherrscht. Nun übernahm die Fürstin wieder die Zügel. Fast allabendlich erschien auch Bülow an ihrem Teetisch, und er mußte aufs neue ihre Kenntnisse und ihren „pointiert schnellen Verstand“ bewundern, aber auch ihre Disputierkunst und Beredsamkeit. Und ihm fiel, vor allem auch wegen seiner Gewandtheit im Französischen, das Amt des Hausdisputators zu. So umging ihn

völlig der Zauber der Altenburg. Der ist oft geschildert worden. Dabei fiel das Glanzlicht meist auf die bedeutende Frau, deren Einfluß alle beherrschte und dem sich auch Liszt in seiner wunderbaren ritterlichen Art völlig unterwarf. Nicht bloß als Mann, nicht bloß in süßer, seliger Hingebung an die seltene Frau, nein, auch als Künstler. Richard Vohl hat von seinem Besuch auf der Altenburg ein enthusiastisches Bild gegeben, von dem Hause fast noch mehr als von seinen Bewohnern. Eines aber hat er übersehen: im Arbeitszimmer des Meisters standen zwei Schreibtische, sein eigener und der der Freundin! Denn auch in den Stunden höchster künstlerischer Inspiration ließ sie ihn nicht allein. Wie oft stand sie hinter ihm und schaute ihm über die Schulter auf das Notenblatt. Er war ihr Geisteigener, wie es Bülow dem Schöpfer des „Tannhäuser“ gegenüber sein wollte. Es war ein Herrschen, das nicht bloß die Gedanken, auch die schöpferische Phantasie band.

Ein eigenartiges Heim, an das nun auch Bülow völlig gefesselt war. Denn nicht bloß als Schüler war er ihm nahegetreten, wie so viele andere auch, so mit ihm zusammen A. Bruckner und R. Klindworth. Auch sonst hatte er sein Vertrauen gewonnen und teilte sich mit Raff in die Geschäfte des Sekretärs. Und Liszt hatte der Arbeit genug für ihn: so die Übersetzung seines Tannhäuser=Artikels für die „Illustrierte Zeitung“, wie er schon in Zürich den Lohengrin=Aufsatz mit Ritter zusammen übertragen hatte. Und dazu eine Fülle von anderen Aufgaben. Er machte eine Kopie von Liszts Arrangement der Neunten Symphonie zu zwei Klavieren.

Mühevoll und lehrreich. Aber sie wurde ihm, wie manches andere noch, erschwert durch die Mutter, die in ihrer Sorge nicht aufhörte, ihn nervös zu machen, mit stets erneuten Vorwürfen wegen seiner Herzlosigkeit. Er weist deshalb in seiner Antwort auf die Verschiedenheit der Naturen und der Seelen hin und sagt: „Der Gedanke, daß ein geliebtes Wesen, das mir schreibt, mir übelgesinnt ist und mir übelwill, verwirrt und beunruhigt mich. Ich versichere Dich, daß Dein Brief mir die verschiedenen Arbeiten, mit denen ich wahrlich überlastet bin, in diesem Augenblicke viel schwerer gemacht hat.“ Im übrigen machte er rasche Fortschritte. Er studierte bei Liszt selbst, zunächst ein Scherzo von Chopin, und den von jenem paraphrasierten Hochzeitsmarsch aus dem „Somnarnachtsstraum“. Er ist von dem Unterricht und dem intimen Verkehr mit Liszt hoch befriedigt. Zu der Bewunderung und dem Dankgefühl gesellt sich eine ganz unmittelbare Sympathie. Schon der Anblick dieser noblen und ausdrucksvollen Züge erhebt und erfrischt ihm die Seele. „Ich habe es nicht nötig,“ schreibt er, „den in jeder Beziehung wohlthätigen und bleibenden Einfluß zu zergliedern, den seine Gegenwart auf seine ganze Umgebung ausübt, und zumal auf einen Schüler, der sich seiner Freundschaft und der vertrautesten Förderung erfreut. Denn Du mußt wissen, obgleich belastet von Geschäften aller Art, widmet er mir zwei volle Stunden die Woche regelmäßig meiner Ausbildung als Pianist. Da finde ich jedesmal neue Ursache zur Bewunderung seines Genies, und wie meine Intelligenz dank der Natur, die in dieser Beziehung weniger geizig als in anderer, nicht

zu träge, seine Angaben zu fassen, so schmeichle ich mir, daß ihm meine musikalische Erziehung nicht allzusehr gegen die Natur geht. Außerhalb der Lektionen sehe ich ihn fast täglich — sei es nach Tisch in Gesellschaft anderer Künstler und Freunde, oder des Abends beim Familien-souper. Um alles zu sagen: Liszt tut für mich mehr, als die Erfüllung seines Versprechens.“ Und er war glücklich, ihm das große, herzensvolle Interesse durch seine Ergebenheit und Gegendienste im Engeren und Weiteren erweisen zu können. Er fühlte sich aber durch diesen Verkehr auch in seinen eigenen Arbeiten angeregt. So trug er sich mit dem Gedanken einer Doktorarbeit, für die er sich allerdings ein Thema gestellt, dessen Ausführung ihn jahrelang gefesselt hätte, nämlich die Geschichte des „Unsterblichkeitsgedankens“. Nähere Beschäftigung damit mußte ihn bald von der Unmöglichkeit der Lösung überzeugen. Aber auch der musikalische Produktionstrieb wurde lebendig. Er wollte als Komponist etwas gelten, um seine Person besser für die Freunde und die gemeinsame Sache in die Wagschale werfen zu können. Die Anregung kam vom Theater her. Dort bereitete man eine Aufführung des „Julius Cäsar“ vor. Da erwachte in ihm eine schon in seiner früheren — „höchst unreifen“ — Periode gefaßte Idee. Er las die Tragödie wieder, und sie begeisterte ihn aufs neue. In rastloser Nacharbeit schrieb er die Ouvertüre nieder und zeigte das Konzept Liszt, der damit außerordentlich zufrieden war und ihn fortwährend ermunterte, die Komposition zu vollenden. Er fand sie originell und interessant, auch die Instrumentation befriedigte ihn sehr. Bülow schwebte während der

Arbeit „der flegelhafte Ton“ der Rienzi-Dubertüre vor. Dabei hatte er aber doch die Lehre im Auge, wie sie ihm Wagner für die Romeo-Dubertüre gegeben, und er griff aus dem Drama die große Kapitolszene und die Ermordung heraus. Ein Posaunenrezitativ brachte stark und ergreifend das „Auch du, Brutus“. Biszt war sofort entschlossen, die Musik zur Aufführung zu bringen, und dirigierte am 13. Dezember die Dubertüre selbst, die er mit vieler Sorgfalt einstudiert hatte und die mit großem Applaus aufgenommen wurde. Auch der „Kriegsmarsch“, der zwischen dem 5. und 6. Akt gespielt wurde, gefiel außerordentlich. Dazu kam zunächst noch die Theatermusik und die melodramatische Behandlung der Geisterzene. Die Komposition der „Schlachtmusik“ für den letzten Akt behielt er sich für die Weihnachtsferien vor. Er wollte sie unter dem mütterlichen Dache schreiben. Es war ein voller Erfolg, und da er fast gleichzeitig bei einem öffentlichen Quartettabend mit dem Klavierpart in einem Schumannschen Quintett sehr viel Beifall erntete, so schloß das alte Jahr glänzend für ihn ab. Er selbst war hochbefriedigt und freudiger gestimmt wie je. Hoffnungsseelig und arbeitsfroh fuhr er zu seiner Mutter nach Dresden, um mit ihr das Weihnachtsfest zu begehen. Aber dort das alte Lied — das alte Leid. Und neue Bedingungen zur Versöhnung: die erste und unerläßliche war, den Umgang mit seinen liebsten Jugendfreunden, den beiden Ritter, zu vermeiden. So sah er sich zu dem demütigenden Schritte gezwungen, dies der Frau Julie Ritter selbst mitzuteilen. Man sieht es den Zeilen an, wie unsagbar schwer er ihm geworden. Er sagt der feinsüßlichen Frau auch offen, daß

er, wenn er eine Ahnung von dieser Zumutung gehabt, nicht nach Dresden gekommen wäre. Der Fall muß ihn in furchtbarer Weise erregt haben. An Raff schreibt er mit gespenstiger Lustigkeit, sagte ihm aber: „Glauben Sie aber deshalb nicht, daß meine heutige momentane Lustigkeit sich viel anders verhält, als ein eleganter Mozartscher Satz zu den lautesten Trommeltönen — Händschens“, d. h. seiner Cäsarmusik. Diese wurde übrigens während seiner Abwesenheit mit gleichem Beifall wiederholt, und auf Tiecks Vermittelung sollte sie auch in Berlin zur Auf-
führung gelangen. Aber Liszt riet dringend ab, weil Bülow im Falle eines Fiascos zunächst keinen zweiten Schuß zu versenden hätte und Berlin überhaupt ein sehr schlimmes Terrain sei. Damit hatte er recht. Und Bülow fügte sich mit der Bemerkung: „Es ist jedenfalls anständiger, abzulehnen, als abgelehnt zu werden.“ Liszt aber hielt seine Hand über seinen Schüler und suchte ihn nach allen Seiten hin zu decken. So hatte er in Leipzig über ihn die haarsträubendsten Dinge gehört. Deshalb sollte Hans seinen Rückweg gerade über diese Stadt nehmen und sich seinen Gegnern zeigen. Zu diesem Zwecke hatte er ihn mit einer Reihe von persönlichen Aufträgen und Empfehlungsschreiben ausgestattet. Madame David, Moscheles und Gattin hatten über ihn Äußerungen getan, die völlig geeignet gewesen wären, ihn in jedem Kreise unmöglich zu machen. Liszt aber widerlegte sie durch seinen Schüler selbst, und Ristner meinte, da er den Empfehlungsbrief Liszts gelesen, verwundert: „Sie müssen ja alle anderen von der Lisztschen Umgebung ausgestochen haben, Sie scheinen jetzt sein Liebling zu sein.“

Raum nach Weimar zurückgekehrt, mußte er in einem Wohltätigkeitskonzert Liszt vertreten. Dieser selbst war, wie das Publikum, von seinem Spiel in hohem Maße befriedigt und nahm am Tag darauf Veranlassung zu einem ernstesten Gespräch mit seinem Schüler: „Ich könnte Sie hier vortrefflich brauchen, wie niemanden, als meinen Gehilfen in meinem Kapellmeisteramt, und Ihnen auch in kurzer Zeit zu einer Anstellung an dem hiesigen Institute verhelfen, aber ich halte dies für eine Versündigung gegen Ihre Zukunft, da sie auf dem anderen Wege zu dem nämlichen Zwecke auf eine glänzendere, günstigere und selbst kürzere Art und Weise gelangen können. Jetzt würden Sie natürlich in eine untergeordnete Stellung kommen und vielleicht aus dieser nicht so bald heraus — keinesfalls auf diesem „bureaukratischen“ Wege, allmählich zu einer höheren Stellung als Kapellmeister in Berlin, Dresden oder München. In solche Positionen gelangt man plötzlich, indem man berufen wird; warten Sie, materiell unabhängig und sichergestellt durch die Resultate Ihrer Pianistenlaufbahn, einen solchen Ruf ruhig ab; er wird nicht lange auf sich warten lassen.“ Solche Unterredungen waren immer große Augenblicke in Bülow's Tag und Werk, wirkliche Stappen in seiner Entwicklung, die sonst in rastloser Tätigkeit sich kundtat. — Auf allen Gebieten Rastlosigkeit, bis zur Anrast. Jedes musikalische Ereignis in Weimar mußte auf ihn doppelt wirken, durch sich selbst und durch die Pflichten, die ihm dafür durch Liszt zugewiesen wurden. So brachte die bevorstehende Auf-
führung von „Benvenuto Cellini“, zu der Berlioz erwartet wurde, neue Arbeit, und so sehr sich Bülow für

das Werk interessierte und auf die persönliche Bekanntschaft mit dem Komponisten freute, so stand er trotzdem dem Ereignis mit gemischten Gefühlen gegenüber. Er wußte, daß Liszt die Oper aus persönlicher Freundschaft und aus der rührenden Absicht aufgenommen hatte, dem in Deutschland fast noch mehr als in seinem Vaterlande Verkannten eine demonstrative Ehrenerklärung zu geben. Dazu die erzieherische Frage für Sänger und Orchester, sie durch solch schwierige Aufgaben auf ein höheres Niveau zu bringen. Denn seit der Julirevolution hatte sich auf den deutschen Bühnen so viel italienischer und französischer „Schund“ eingenistet, der wirklich unermesslich verderbliche Wirkungen ausgeübt, daß es galt, dagegen Front zu machen. Bülow war trotzdem nicht wohl dabei, und so schrieb er an Wagner: „Ich bin nun genötigt, meine größten Sympathien dafür (Berlioz und seine Oper) an den Tag zu legen, werde die Oper loben müssen usw., weil man Liszt in allem, was er tut, unterstützen muß.“ Da brachte er diese Gewissensfrage freilich vor das richtige Forum. Wagner antwortete ihm denn auch sehr energisch: „Nur weil ich es gut mit Dir meine, rufe ich Dir zu: ‚Nein, das mußt Du nicht!‘ — Ich kenne nur ein Laster, das ist Unaufrichtigkeit und Feigheit! — nur eine Tugend: Wahrheit und Mut! — Hüte Dich, lieber Hans, Dich durch die Politik zugrunde zu richten: Du kannst dabei jetzt schon nur ohne allen Trost leiden, hörst Du aber auf zu leiden, dann bist Du auch schon nichtswürdig.“ Und er gibt ihm den Weg an, wie er auf Liszt wirken könnte. Dieser sei völlig im unklaren, welcher ungeheurer Unterschied zwischen ihm und Berlioz vorhanden. Er verdenkt

ihm nicht, daß er Berlioz liebt, ist er doch selber nicht gleichgültig gegen ihn. Vermag aber Liszt nicht zu ermessen, um was es sich dabei handelt, sondern liegt ihm eben nur daran, Berlioz zu pouffieren, so möge er es in Gottes Namen tun. „Kannst Du ihn nicht belehren,“ fährt er fort, „so tu wenigstens nichts, in dieser Angelegenheit Liszt irgendwie zu unterstützen: dadurch würde er nur noch konfus gemacht, und Du könntest dabei nur demoralisiert werden. Im Gegenteil: ohne Liszt zu beleidigen, suche Du dann wenigstens die Öffentlichkeit dieses Verhältnisses klarzumachen. So tust Du, was Dir zukommt und was Dein Gewissen rein erhält.“ Die Mahnung blieb nicht ohne Eindruck auf Bülow, der sie auch mit Liszt besprochen hat. Jedenfalls kam dieser nach der Aufführung der Berliozschen Oper Wagner gegenüber auf die Frage zurück. Freilich in seiner feinen Weise: „Aber die Aufführung der Berliozschen Oper bringt Hans die detailliertesten Nachrichten. So viel sei nur noch von mir hinzugefügt, daß sich die Beweggründe, welche mich zu dieser Oper bestimmten, als gänzlich richtige und für das weitere Gedeihen meines hiesigen Wirkens günstig erwiesen haben. Warum Cellini in Weimar? ist eine Frage, die ich nicht jedem gegenüber zu beantworten brauche, deren faktische Lösung sich aber so herausstellen wird, daß wir damit zufrieden sein können. Vielleicht hast Du selbst anfangs nicht die Sache so praktisch richtig aufgefaßt, als Du sie später erkennen wirst.“ Bülow war da wohl zwischen zwei Stühlen gestanden. Das wurde ihm umso schwerer, als Wagner gerade jetzt an ihn den ergreifendsten Klageruf hatte gelangen lassen: „Ihr wißt

nicht, wie notwendig mir teilnahmbolle Berührungen von außen her sind! Ich lebe hier doch zu einsam, und namentlich in bezug auf die künstlerische Seite meines Wesens. Daß ich immer hier nur schreibe und nie etwas von mir höre und sehe, verdammt mich zu einem fast noch härteren Lose, als Beethoven durch seine Taubheit es zu tragen hatte.“ Wir wissen, wie Bülow dieses Wort naheging, aber auch, wie Wagner gerade mit ihm in engstem Verkehr bleiben wollte. Nicht daß Hans für ihn Lanze um Lanze brach, wollte er, sondern den persönlichen Zusammenhang. Fast klingt es wie Eifersucht um den Lieblings-schüler, den er übrigens vielfach als Sprachrohr bei Ritz selbst benützte. Vor allem aber nimmt er Anteil an seinen Kompositionen, verlangt mehrfach dringend nach der „Gä-sarei“, und als die Gegner darüber herfielen, meinte er: „Daß die Wut, die sich an mir nicht mehr gut auslassen kann, eigentlich aber doch mir gilt, sich nun auf diejenigen wendet, die mir nahestehen, finde ich ganz in der Ordnung, und auch Du wirst das finden.“ Aber es lag ihm vor allem am Herzen, das Schöpferische in ihm zu wecken und zu fördern. So gab er ihm Ratschläge, betreffend die Musik zu „Romeo und Julia“, die Bülow vor jeder philosophischen, verstandesmäßigen Behandlung dieses Stoffes warnten. Da zeigt sich taktvoll, mit festem, aber warmem Druck die Hand des Meisters. Der Plan kam nicht zur Ausführung. Bülow verzichtete nach langen Vorarbeiten darauf zugunsten seines Schülers Eduard Du Moulin. Und dessen Musik zu dem Shakespeareschen Liebesdrama ist in der Tat auf die von Wagner ange-deuteten seelischen Motive aufgebaut.

Riszs Schüler sein, war nicht leicht, zumal wenn man es so ernst nahm wie Bülow. Sein Vertrauter sein, aber nicht minder. Denn er stellte Anforderungen auf allen Gebieten, deren Umfang er selbst nicht übersah. Aber auch darin zeigte sich sein Vertrauen und wohl auch ein erzieherisches Moment. Wenn Bülow manchen Tag für ihn vier Stunden lang Briefe schrieb, so gewann er dadurch so tiefen Einblick in das Leben und Walten des Meisters, daß dies auf ihn selbst zurückwirken mußte. Er fühlte sich im Grunde wohl dabei und als eine Art von Hausminister. Auch das Vertrauen der Fürstin besaß er in hohem Grade. Diese pflegte wohl ihre Günstlinge oftmals mit Diensten zu belasten, die anderen, wie Peter Cornelius, kränkend erschienen. Bülow wußte da immer die richtige Distanz aufrechtzuerhalten, wie er auch in Riszs Schriften sehr genau den Einfluß der Freundin erkannte, nicht gerade immer mit besonderem Enthusiasmus.

Riszt aber lenkte bis zu einem gewissen Grade auch Bülows schriftstellerische Tätigkeit. Diese war ja an und für sich, wie er selbst sagt: „einerseits in seiner Stellung zu Riszt, andererseits zu Wagner impliziert. Letzterer Zweig macht mir weniger zu schaffen als der erste.“

Aber Bülow war auch selbst zur „Journalisterei“ gut aufgelegt. In solcher Stimmung erlebte er das Gastspiel der Henriette Sontag, die sich als Gräfin Rossi nach zwanzigjähriger Pause im Sommer 1849 wieder auf die Bretter gewagt hatte. Der alte Zauber war ihr treu geblieben. Sie knüpfte als „Henriette Sontag“ da wieder an, wo sie als „Henriette Sontag“ aufgehört hatte. Es war Muttersorge, die sie dazu getrieben. Ihr an Gold

und Ehrenreicher Siegeszug führte sie auch nach Weimar. Liszt war in seiner Art empört. „C'est une antipathie de race“ meinte er und behandelte sie mit kalter Höflichkeit. Er, der immer Gute, Gütige! Und Bülow fand diese Haltung prächtig. So setzte er sich hin und schrieb einen Artikel über den Star, der eine seiner glänzendsten schriftstellerischen Leistungen wurde und wegen der darin ausgesprochenen allgemeinen Gedanken, ganz besonders aber durch die Meisterschaft des Stils, heute noch interessant ist. Er ließ der Gesangkunst der Künstlerin volle Gerechtigkeit widerfahren, richtete aber den Angriff umso schärfer gegen die „Luxuskunst“, die sie repräsentierte, gegen das „plutokratische Virtuositentum“, gegen den „Anachronismus bloßer Vokalisationsleistungen mit obligater Soubrettenkoffetterie“. Er hatte selbst seine Freude an dem Artikel. „Er wird Skandal machen,“ schreibt er aufgeräumt an Abbig, „aber keinen Luxusskandal, sondern Notskandal.“ In der Tat, er schlug ein wie der Blitz. In Dresden, wo sie gerade weilte, organisierte die beleidigte Gräfin ihre Anhänger, ihr Gemahl beschwerte sich beim Großherzog. Und durch den deutschen Blätterwald ging ein heftiges Rauschen: alle für Henriette, alle gegen Bülow. In Leipzig aber kehrte sich der „Sonntagsgottesdienst“ unter Führung vom alten Moscheles, der seine alte Begeisterung mit nur wenigen „facilen“ Einschränkungen wieder aufleben ließ, gegen den jungen Liszt, ja gegen Liszt selbst, der freilich den Artikel erst gedruckt zu Gesicht bekommen hatte. Aber das Beispiel seiner Ruhe wirkte auch auf Bülow, obwohl er sich von allen Seiten gehezt sah, freilich auch Zeichen der Zustimmung empfang, so von

Robert Franz, Herwegh und besonders auch von Richard Wagner. Das Reizvollste aber war wohl die Zustimmung des alten Eckermann. Bülow schildert seine Begegnung mit ihm in seiner prächtigen Weise: „Es regnete in Strömen. Eckermann aber trat herzhast in den Kot mit aufgespanntem Regenschirm neben mich und konversierte eine Viertelstunde mit mir. Da erzählte er mir unter anderem, Goethe habe ihm folgendes über die Sontag geäußert: Als ich weg hatte, wes Geistes Kind sie sei, und mich genügend über den Ungeschmack des Publikums geärgert, nahm ich meine beiden Enkel, trotz ihres Widerstandes, jeden an eine Hand und führte sie zur Loge hinaus, gleichwie Loth nach Verwandlung seiner Frau vor Sodom und Gomorrha, seine beiden Töchter hinwegführte.“ Aber freilich Bülow mußte es bitter büßen. Die Gräfin schlug, wie schon erwähnt, in allen Kreisen der Dresdener Gesellschaft Lärm. Das wurde natürlich von den verschiedensten Seiten auch Frau Franziska zugetragen, und die Folge war, abgesehen von allem übrigen, die volle Entziehung der Subvention. „Erlasse mir,“ schreibt er an den Vater, „die Einzelheiten, auf die noch heute der Rückblick schmerzlich ist. Nur das Hauptresultat: Ich hätte im eigentlichen Wortsinne nicht gewußt, wovon zu leben, hätte mir nicht mein Klavierunterricht hier ein paar Taler eingebracht. Ich erwähne Dir nur, daß ich mich unter anderem des Abendessens gänzlich enthalten muß, daß ferner meine Kleidung in — dem vernachlässigsten Zustand sich befand.“ Die Freunde waren fast in gleicher Lage, und „ehe ich Liszt gebeten hätte — da weiß ich wirklich nicht, was ich nicht vorher alles angefangen haben würde; so war ich denn genötigt,

das wenige dazu Geeignete zu versehen, und so befinde ich mich noch heute in dem Falle, auf die Frage, ‚was ist die Uhr?‘ keine andere Antwort erteilen zu können, als jenen von Dir erfundenen Witz: ‚ein Zeitmesser‘.“ Ihm selbst aber ging der Humor aus. Das Gefühl trostlosen Verlassenseins erschlaffte ihn physisch und geistig, sodaß ihm die obliegenden Arbeiten unerhörte Anstrengungen kosteten. Er war also für seinen Artikel von seiner Mutter zur Geldstrafe verurteilt worden. Aber auch der Vater hatte ihm Vorwürfe gemacht. Es war sehr schlimm, daß beide ihn in seinem Wesen und seinem Wirken nicht verstanden und ihn stets der Vorwurf der Herzlosigkeit traf. Gerade da griffen sie völlig fehl. Denn bei allem, was er für Liszt und Wagner tat, war das Herz in hohem Grade mit im Spiel. Auf der Altenburg war er nicht bloß wohlgekommen, sondern er spielte eine wirkliche Rolle, eben wegen seiner temperamentvollen Hingebung, weil seine Devise „Honnête et exalté“ und nicht „politique et modéré“ war. Daher kam es wohl, daß ihm Liszt ganz anders entgegenkam. Bülow fand ihn wenigstens selbst „wesentlich verändert. Er ist offener und energischer geworden, nicht mehr so diplomatisch kühl wie früher.“ Dieser wußte recht wohl, daß er sich in allem auf seinen Schüler verlassen konnte. Und in der Tat, um seinetwillen vermied Bülow die Weimaraner Gesellschaft völlig, vor allem die Lisztfeinde, „die wie Rot am Meere“ waren. Er wußte recht wohl, daß er durch den Übergang auf die gegnerische Seite hätte ungemein populär werden können. So aber feindete man den Schüler ebenso an wie den Meister und karikierte sogar beide als Don Quixote und Sancho Panza.

Ganz anders waren die Beziehungen zu Zürich. Er unterhielt zwar nur eine sparsame, aber umso bedeutungsvollere Korrespondenz. Aber — merkwürdig, wie Bülow auf jedes Wort Wagners hört und es in seiner Art zu Faden schlägt. Wenn Wagner heftig über den „Weimarschen Theaterballett-Trödel“ loszieht, so kommt, freilich nicht gleich, aber dann umso schärfer, Bülows Mahnung in der Weimarer Zeitung, Tannhäuser und Lohengrin würdiger aufzuführen, wobei er sich allerdings in sehr geschickter Weise eines Exposés bedient, das Rißt der Großherzogin Maria Paulowna vorgelegt hatte. Gewiß war das dem Meister zu diplomatisch, und er riet ihm, er solle entweder in seinen Urteilen vorsichtiger sein oder, wenn er das nicht vermöge, mit dem Herrschenden vollständig brechen, auch in den Hoffnungen. Dieser griff er in der Frage seiner künstlerischen Produktion, mit der Bülow selbst sehr unzufrieden war. Er beruhigte ihn mit herzlichen und aufrichtigen Worten und sprach ihm zugleich Mut zu gegenüber seiner eigenen Kritik. Die Kritik wird ihr nicht schaden, mag sie noch so scharf sein, dagegen eine schwächliche, abergläubische und abhängige nichts nützen. „Nicht eher,“ schloß er bedeutungsvoll, „wirßt Du beim Produzieren die Kritik ganz vergessen, als bis Du ganz aus starken Lebensstimmungen heraus zur Produktion gedrängt wirßt. Das Leben will aber eben gelebt sein: und Dir steht's noch bevor. Mache Dir also keine Grillen: Deine Zufriedenheit mit Dir wird kommen, sobald Du gar nicht mehr auf Befriedigung in dem Sinne ausgehst, wie es jetzt bei Dir in Deinen künstlerischen Lehrjahren, in der technischen Übungszeit, der Fall sein muß.“

Hier tritt der Unterschied zwischen dem Wagnerischen und dem Lisztschen Einfluß deutlich zutage. Auch Bülow unterscheidet da sehr scharf. In dem Weimarer Meister sieht er mehr und mehr den eigentlichen Lehrer im Klavierspiel, dem er umso dankbarer, als er seine eigenen Fortschritte außerordentlich lebhaft fühlt. Er freut sich über die gewonnene Elastizität und den Virtuosen-schick. Und er charakterisiert Liszt folgendermaßen: „Seine große Meisterschaft beruht — abgesehen von seiner individuellen Erscheinung und Persönlichkeit — hauptsächlich in dem merkwürdig ausgedehnten und mannigfaltigen Vermögen der Veräußerlichung seines Inneren, nicht bloß in dem Auf- und Zusammenfassen seines musikalischen Inhalts, sondern in dem Wiedergeben desselben nach außen, in der ungeheuer leiblichen und wahren Versinnlichung des Geistigen. Nichts ist ihm ferner als gerade berechnete Effekthascherei; sein Genie als ausübender Künstler besteht hauptsächlich in seiner Wirkungssicherheit, die bei jedem Vortrage so glänzend sich bewährt. Dieser Punkt scheint mir an Liszt der nachahmungswertesteste, weil nachahmungsmöglichste — und ich habe mich nicht ohne Erfolg seit längerer Zeit bemüht, hier etwas abzustudieren.“ Für einen Zweiundzwanzigjährigen sind diese Worte ein Zeichen merkwürdiger Reife, eines fast allzu verstandesmäßigen Durchdringens und Erkennens dessen, was Liszt vielleicht selbst geheimnisvoll war und bis an sein Ende blieb.

Am 20. März 1852 fand endlich die Aufführung des „Benvenuto Cellini“ statt. Berlioz, auf dessen Bekanntheit auch Bülow mit Interesse gewartet hatte, war aus-

geblieben. Die Musik gefiel ihm, sie dünkte ihm Mokka, aber seine eingehende und tiefgründige Besprechung des Werkes deckte doch auch die Schwächen der Schöpfung in klarer Weise auf. Sie ist eine feine Analyse von Berlioz' Schaffen, indessen spricht sie dem „Cellini“ als Ganzes genommen die Bedeutung eines Kunstwerkes ab. Als verständnis- und geistvoller Interpret der Wagnerschen Theorien weist er die Fehler nach, die Schäden, die in dem falschen Verhältnis von Dichter und Komponisten liegen. „Es ist,“ sagt er, „als Kunstwerk zu unvollkommen und in seiner Totalität zu verfehlt, um dem Publikum der Zukunft zu genügen, zu edel und geistvoll, um dem Publikum der Gegenwart sympathisch sein zu können.“ Und er kommt zu dem Schlusse: „Cellini ist ein Werk für die Minorität, aber weniger für das Morgen, auf das wir doch am Ende sehr positiv zählen oder hoffen.“ Er schrieb, wie er sah und erkannte, und doch fürchtete er, damit Wagners Unzufriedenheit zu erregen. Aber darin täuschte er sich. Dieser fand die Besprechung sehr gut, und in den meisten Punkten deckten sich beider Anschauungen vollkommen. Jedenfalls trat Bülow mit diesem Artikel in die Vorderreihe der deutschen Musikschriftsteller. Die nächste Folge war, daß ihn Liszt nach der Aufführung der Berliozschen Oper mit der Umarbeitung des letzten Aktes der Oper in Musik und Text beauftragte. Denn auf etwas Ähnliches kam das Streichen hinaus. Bei dieser Gelegenheit hat Bülow denn auch sein „erstes Debüt“ mit „gereimten Angereimtheiten“ gemacht.

In der Kritik machte Bülow innerlich vor nichts halt. Sein musikalisches Gewissen war so fein wie sein musi-

kalisches Ohr. Daher auch die freilich stumme Ablehnung einer Besprechung von Liszts Chopinbuch, die ihm die Fürstin nahegelegt hatte. Über den Grund gibt er selbst Aufklärung mit den Worten an die Mutter: „Obgleich ich zweifle, daß der Gegenstand angemessener, praktischer sogar von irgend jemand außer Liszt hätte behandelt werden können, so ist mir manches darin nicht ganz sympathisch, vermutlich darum, weil es in mir den Verdacht der Kollaboration der Fürstin erweckt. Das schließt nicht aus, daß ich viel Schönes darin gefunden habe, was und wie es nur Liszt zu sagen imstande war.“ Und so hat er des Werkes nur in einer bescheidenen Besprechung einer Reflerschen Klaviersonate kurze Erwähnung getan.

Der Sommer brachte das Musikfest von Ballenstädt, ein Unternehmen, das auf sehr schwanken Füßen stand und nur durch Liszts fortreißende Energie vor einer schweren und blamablen Katastrophe bewahrt wurde. Der Zauber seiner Persönlichkeit wirkte wieder Wunder und gab dem Unternehmen Stimmung und Weihe. Groß geplant — verfielen die meisten Zusagen aus den kleinen mitteldeutschen Residenzen: ein Bild der damals herrschenden Gegensätze, des Neides und der Ränkünen der vielen „kleinen“ Hofkapellmeister, sodaß neben der Weimarschen Hofkapelle nur die Bernburger, Sondershäuser und Rößthener übrigblieben, zu dem als kraftvolle Stütze die Leipziger „Pauliner“ kamen. Bülow fungierte als Liszts persönlicher Adjutant. Er half das „Liebesmahl der Apostel“ einstudieren und besorgte die Begleitung. Bei Raffs „Alfred“-Ouvertüre schlug er die große Trommel, ärgerte sich aber, als er hörte, daß Meherbeer einst Cherubini

bei einer seiner Oubertüren den gleichen Dienst getan. Doch seine Wiedergabe der großen Beethovenschen Phantasie war ein Höhepunkt des Festes und erzielte den stärksten Beifall.

Indessen, der eigentliche Reiz lag in dem gesellschaftlichen Milieu des Festes, der Teilnahme des kleinen Hofes, mit dem der liebenswürdige Hofmarschall von Siegsfeld die Beziehungen herstellte, sodaß auch Bülow Gelegenheit hatte, im engeren Kreise zu spielen und die Hörer zu entzücken. Und so konnte er vor allem der Mutter, die mit ihrer Tochter erschienen war, zeigen, was er zu leisten vermochte und sie auf diese Weise von ihrem noch immer hervortretenden Mißtrauen bekehren. Auch Liszt tat das seinige. Er hatte ihre letzten Briefe nicht mehr beantwortet, was freilich ihre Nervosität gegen den Sohn nur noch mehr gesteigert hatte. Aber jetzt erfolgte eine gründliche Aussprache, die der ängstlichen Frau schmeichelte und sie beruhigte. Sie sah den Triumph des Sohnes in Konzert und Gesellschaft, und so schied sie leidlich versöhnt. Da atmete auch der Sohn auf und genoß die Tage mit heiterem Frohsinn.

Aber dem Feste, wie über den folgenden Tagen, welche die Teilnehmer in die Gegend der Roßtrappe führten, lag leuchtende Stimmung, und Bülow faßte eine Leidenschaft zu Ludwig Spohrs Tochter Rosalie, der schönen und liebenswürdigen Harfenvirtuosin. Und eine Zeitlang warf ihr Bild einen hellen Schein in sein Leben. Auch die Schwester hatte sein Gefallen erregt.

Als letzter kehrte er nach Weimar zurück, um die journalistischen Aufräumarbeiten zu erledigen, an

denen ihm wiederum ein starker Anteil zufiel. Doch hatte er die Genugtuung, daß Kroll seines Spiels in hervorragender Weise gedachte. Und von Liszt angefeuert, verdoppelte er seinen Eifer im Klavierspiel, um mit dem Jahresende sein Ziel erreichen und seine Wanderfahrt als Virtuose antreten zu können. Schon arbeitete er an dem Programm dafür, studierte bei Liszt das Es-Dur-Konzert von Beethoven, sowie eine Reihe von Lisztschen Phantasien und Konzertstücken. Und er war trotz der aufreibenden Arbeit guter Dinge. „Ich hoffe“, schreibt er, „den Beweis zu liefern, daß, wenn auch Liszt selbst als ausübender Künstler ebenso unerreichbar wie unnachahmlich dasteht, doch mehrere seiner, und zwar der bedeutendsten Kompositionen auch von anderen mit Wirkung und individuell vorgetragen werden können.“ Dabei befand er sich nach Ballenstädt in „lyrisch-produktiver“ Stimmung und schrieb an einem Duzend Lieder, die er Liszt zur Korrektur vorlegte. Dieser fand sie sehr schön, sehr innerlich, fein empfunden und von einer sehr eigentümlichen, individuellen Färbung. Bülow war über dieses Urteil hocherfreut und schöpfte daraus eine weitere, starke Beruhigung für seine Zukunft. Denn nach seiner Überzeugung hatte in der Kunst nur die als solche ganz aus sich hervortretende Individualität Berechtigung zur Existenz und zum künstlerischen Schaffen. Die Lieder bildeten denn auch das bald darauf erschienene Opus 1. Daneben beschäftigte er sich mit der Ouvertüre zu „Romeo und Julia“, die er jetzt völlig auf die Ratschläge Richard Wagners aufzubauen gesonnen war. Er sah selbst ein, daß sein erster Plan „zu philosophisch-abstrakt erklärungsbedürftig

war“. Auch mit weiteren Arbeiten trug er sich. Er sammelte Material zu einem Klaviertrio und ging daran, zwei Stücke aus „Tannhäuser“ und „Lohengrin“ zu paraphrasieren. Von größerer Bedeutung war der Klavierauszug zu Wagners Bearbeitung der „Iphigenie in Aulis“. Ursprünglich Uhlig zugeordnet, hatte Bülow ihn mit Freuden übernommen. Er reizte ihn schon vom rein musikalischen Standpunkt aus, und er lernte dabei den Meister auch nach dieser Richtung hin bewundern. Meint er doch sogar: „Hätte er nichts weiter gearbeitet, als dieses in mehr als einer Hinsicht schöne Werk, so wäre er doch schon der höchsten Verehrung würdig. Das ‚Wie‘ dieser Bearbeitung bei detaillierter Einsicht der Partitur kennen und schätzen zu lernen, ist eines und ein hoher Genuß; Wagner hat dabei so wenig die Pietät gegen den großen Meister verletzt, daß er im Gegenteil die edelste, positivste Probe davon hierdurch abgelegt hat. Freilich, das alte ‚Quod licet Jovi non licet bovi‘ bleibt darum nicht minder gültig.“ — Aber er sieht in der Befolgung dieses Beispiels ein neues Arbeitsfeld für die Zukunft, auf dem er gesonnen ist, sich selbst zu betätigen: „Ich denke mich später (in einigen Lustren, nicht früher) in gleicher Weise an den ‚Orpheus‘ zu machen, der der Auflackierung ebenso bedürftig ist, soll man ihn nicht für die Menge ungenießbar, und selbst für Privilegierte nur hier und da historischen Genuß bietend, werden lassen.“ — Zunächst aber wollte er mit dem Klavierauszug etwas Tüchtiges schaffen: er sollte in gutem, kräftig einfachem Stil gehalten sein — vielleicht musterhaft als solcher werden.“ Das ist ihm auch in vollem Maße gelungen. Freilich, zu der gleich-

artigen Erneuerung des „Orpheus“ ist er nicht gekommen.

Besonders erfreulich ist das schöne geistige und selbst kameradschaftliche Verhältnis, das sich in der letzten Zeit zwischen ihm und dem Vater weiter ausgebildet hatte. Er ist ihm gegenüber außerordentlich mittheilhaft und nimmt auch an seinen Arbeiten und Ideen den wärmsten Anteil. Geradezu rührend aber ist die Liebe, die er seinen beiden Stiefbrüdern Wilhelm und Heinrich entgegenbringt, die Freude, mit der er die um diese Zeit erfolgte Geburt des letzteren begrüßte. „Tausend noch einmal,“ schreibt er dem glücklichen Vater, „was kannst Du jetzt auf dem Standpunkte, wo Du stehst, durch Erziehung aus den beiden Buben für samose, in jeder Hinsicht ungeheuer nachmärzliche Menschenfinder heranbilden! Es wird für Dich auch ein großer Genuß sein, unter Deinen Augen Menschen heranwachsen zu sehen, die in nichts von den Sünden der alten Generation zu leiden haben und die, wenn sie erst ins öffentliche Leben eintreten, — sich gemüthlich an den unterdessen hoffentlich gedeckten Tisch werden setzen können.“ Und er bittet, den nun freiherrlichen Demokraten — Richard zu nennen. „Richard von Bülow klingt sehr gut und fast Berühmtheit provozierend!“ Wir werden später sehen, wie er dem jungen, bei Torcau im November 1870 gefallenen Helden mit schmerzzerzerrissener Seele nachgetrauert hat.

Doch auch bei der Mutter war das Eis gebrochen. Jetzt trieb sie das mütterliche Interesse, und Liszt tat alles, um ihr den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen. Sofort nach ihrer Ankunft besuchte er sie in ihrem Absteige-

quartier bei der Malerin Seidler, lud sie im Namen der Fürstin zu sich, ließ sie im Wagen abholen und heimfahren. Der Zauber der Altenburg wirkte auch auf sie. „Die Konversation war die feinste und eleganteste, die ich je erlebt, der feinste Pariser Salonton“, schreibt sie entzückt und geschmeichelt an ihre Tochter und richtet sich zu längerem Bleiben ein. Sie zog auch des Sohnes Freunde in ihr Heim. Ihre Stimmung besserte sich zusehends und damit auch das Urteil über Hans. Und sie meinte: „Obwohl ich Grund genug habe mir sowohl über seine geistige Richtung als seine äußere Zukunft Sorge zu machen, so erkenne ich doch mit Dank in ihm — neben Geist und Talent — viel Edles und Schönes, von dem ich hoffe, es werde endlich den Sieg davontragen.“ Sie trat in näheren Verkehr mit der Altenburg, saß an dem Krankenbette von Liszts Mutter, die ihr viel von ihres Sohnes Kindheit und Werden plauderte, und ward immer mehr entzückt von der Fürstin und zumal von deren Tochter Marie, der „Wunderblume“. Einer Schülerin ihres Sohnes, Fräulein Soest, nahm sie sich mütterlich an. In deren Begleitung fuhr sie auch zu einem Konzert in Erfurt, wo Hans die große Beethovensche Sonate mit Joachim nach ihrem Urteil „ganz wundervoll“ spielte. „So geistreich in der Ausführung, mit einer Übereinstimmung und Vollendung der Ausführung, wie man sie nicht leicht finden wird.“ Sie schwärmt für Joachim und freut sich, daß er ihren Sohn sehr lieb hat, wie sie überhaupt über dessen Stellung in Weimar in hohem Grade befriedigt ist. „Hans,“ so schreibt sie, „hat es eigentlich gut, Liszt behandelt ihn mit einer väterlichen Liebe, und die anderen,

neben der Achtung vor seinem Talent und Kenntnissen, mit persönlicher Zuneigung.“

Inzwischen tauchte ein neuer Stern am Weimarer Himmel auf. Das war Bettina von Arnim, die mit ihren Töchtern Armgard und Gisela die Altenburg in lebhaftester, ja freudiger Bewegung brachte. Der geistvollen Mutter und den liebreizenden Kindern flogen die Herzen entgegen, und Bülow fühlte sich zumal von Armgard mächtig angezogen. Auch sie zeigte warmes Interesse für ihn. Frau Franziska sah mit Befriedigung sich diese feinen Fäden spinnen. Und sie war selbst bezaubert von den drei Frauen, die „voll Originalität, Geist und Talent, so natürlich und einfach bei der Blüte, dem Duft höchster Bildung und guter Manieren“. Joachim und der junge Peter Cornelius, der damals bei Hans wohnte und mit diesem in vertraulichen Verkehr getreten war, bildeten die ständige Gefolgschaft. Hans aber, so stellt die Mutter mit Stolz fest, war immer die Hauptperson. Freilich sah sie auch darin wieder die Schattenseiten. Das ganze Treiben auf der Altenburg erscheint ihr als wahre Heise, beunruhigend und anstrengend für den Sohn, und sie wünscht sogar, daß Arnims abreißen möchten. Denn er käme nicht dazu, etwas Ordentliches zu tun. Aber der alte Robold Bettina bekehrte und umstrickte sie völlig, die Töchter hingen sich zärtlich an sie und nannten sie ihre andere Mutter. Das tat ihr wohl, und sie faßte tiefe Neigung zu den dreien. In den Briefen an die Tochter malt sie denn auch Armgard in den schönsten Farben. Man merkt ihr die Freude an, wenn sie das schöne Mädchen mit dem Sohn zusammen am Klavier sieht: „Eine rei-

zende, glockenreine Stimme; so biegsam und lieblich und unerschöpflich in Liedern, die sie auswendig, entweder ohne Begleitung singt, oder Hans ihr gleichfalls aus dem Stegreif akkompagniert.“ Es war Weimar wie in alter Zeit. Bis Mitternacht saß man zusammen, und Hans und Joachim musizierten, die Mädchen sangen — und am Morgen holte Bettina die Mutter ab und ging mit ihr im Goetheschen Garten spazieren. Das entzückte und be-
rauschte sie förmlich. Auch Liszt weckte ihr stets aufs neue Sympathie. Alles Leben auf der Höhe, alles ohne Miß-
ton. Aber sie sucht ihn selbst und findet ihn natürlich wie-
der in des Sohnes Begeisterung für Wagner, in dem sie immer noch Gefahr wittert. Und zürnend meint sie: „Hans ist sehr fleißig, aber in beständiger Aufregung; er würde sehr viel leisten, aber leider widmet er seine meiste Zeit der Verherrlichung Wagners, er ist fanatisiert und opfert sich gänzlich auf, setzt sich und alle seine Zwecke hintenan deshalb.“ Und doch war sie selbst Zeuge, wie viel mehr als die Tätigkeit für Wagner ihn die Anwesenheit Ber-
lioz' in Anspruch nahm. — die Berliozwoche, die eine Wiederholung des „Benvenuto Cellini“ brachte. Hans hatte wieder für Liszt die Honneurs zu machen und über-
dies schriftstellerisch für den Gast und Freund einzutreten. Denn er hatte sich in dieser Zeit auch innerlich fester an den so eigenartigen und doch für ihn gerade als Mu-
siker so anziehenden Franzosen angeschlossen; und in den wenigen Nachtstunden, die ihm verblieben, hat er in einem Artikel ihm ein in der That wundervolles Denkmal ge-
setzt. Aber dieser Artikel blieb unvollendet und hat seine eigene Geschichte.

Bülow hatte seit dem Herbst 1852 für die in Weimar erscheinende Zeitung „Deutschland“ das Theaterreferat übernommen. Dabei handelte es sich aber um das Theater überhaupt und um Stellungnahme zur Kritik des „offiziellen Weimarer Tageblatts“. Es war wiederum ein Amt, dem er sich im Interesse der neuen Kunst unterzog und zumal Liszt's, den er sogleich in der ersten Besprechung von Verdis „Ernani“ mit kühlen, energischen Worten in Schutz nahm. Wieder der ganze Bülow. Aber nicht bloß tapfer, auch wissend völlig auf der Höhe. Mit wenigen Strichen kennzeichnet er ein Werk, mit wenig Worten tut er es ab, wie das Lustspiel „Ein Räuschchen“ von dem Librettisten der „Entführung aus dem Serail“, Chr. Fr. Brezner: „Es gilt uns nicht für schlecht, weil es alt, sondern für alt, weil es schlecht ist. Das Gute, Klassische veraltet nicht.“ „In der Kunst ist das Ästhetische schon eo ipso auch das Moralische, freilich nicht umgekehrt“. Mit seiner ganzen Wucht aber trat er für Hebbel ein, dessen „Agnes Bernauer“ im September über die Weimarer Bretter ging. An dem Artikel darf auch der Literaturhistoriker von heute nicht vorübergehen. Ein heller Schein fällt auf das Werk, wie auf Hebbels einsame Gestalt. Aber nicht bloß das Drama, auch die Schauspielkunst — das „Schauspielvirtuosentum“ beurteilt er klar und geistvoll: „wir sind weit entfernt, es mit pedantischem Verdammungsurteile abzufertigen. Erst andere Aufgaben, dann werden auch andere Leistungen zu fordern und zu erwarten sein.“ So schrieb er bei Gelegenheit von Scribe's Intrigenstück: „Ein Glas Wasser“.

Dann kam Berlioz. Es war nicht leicht, in Gegen-

wart des großen Einsamen, für den liest sich so warm einsetzte, in einer Weimarer Tageszeitung zu schreiben. Aber Bülow war dazu die berufene Feder. Und sein Aufsatz ist das beste, was bis auf den heutigen Tag über jenen gesagt worden ist. Er zeigt sich dabei in starker Selbständigkeit auf dem Wege jener Musikkritik, wie sie Wagner, stets wachsend von seinen ersten Pariser Aufsätzen an bis zu „Oper und Drama“ dargeboten; auf ihn stützt er sich auch, wenn er in seiner glänzenden Charakteristik Berlioz als Nachfolger Glucks und Beethovens darstellt. Mit seinem Verständnis gibt er gleichsam das Programm zur Overture und dem Vorspiel vom zweiten Akt des „Cellini“, dem viel gerühmten „Römischen Karneval“. Er zeigte, daß er alles in sich trug, der Lessing der deutschen Musik zu werden. Und seine Kunstschriften sind in der That eine Art von Gegenstück zur „Hamburger Dramaturgie“. Denn immer weiß er aus dem einzelnen auf das Allgemeine, Große, zu deduzieren. Sehr schön aber ist, wie er, aus inneren Gründen und im Sinne seiner Seelenverwandtschaft mit Wagner, Berlioz als deutschen Musiker hervorhebt und betont, daß er den vollgültigsten Anspruch auf das Ehrenbürgerrecht in der deutschen Kunst besitzt. Denn sein Geist sei durch und durch deutsch, wenn man mit diesem Prädikate den Begriff des Sittlich-Ernsten, Künstlerisch-Religiösen verbindet. Und er arbeitet dessen Entwicklung aus Gluck und Beethoven klar und bestimmt heraus, und in ergreifender Parallele stellt er die Schicksale des einsamen Sohnes der Dauphiné neben Beethoven, der wegen des Schicksals seines „Fidelio“ wieder dem Konzertsale sich zuwandte,

aber sich nicht mehr mit den Instrumenten allein begnügen konnte, sondern in seiner letzten Symphonie mit Chören das Wort und die menschliche Stimme zu Hilfe nahm. „Berlioz aber hat das Orchester in einer Weise erweitert und vervollkommenet, die diese Tätigkeit zu einer Tat kunstgeschichtlicher Unsterblichkeit stempelt und das Berliozsche Orchester zu dem allein richtigen Wegweiser für alle Instrumentalkomponisten macht, welche es nicht vorziehen, die Wege der Krebse zu wandeln.“ Und doch mußte auch er zum Wort und zur menschlichen Stimme greifen. So entstanden „Romeo und Julia“ und „Fausts Verdammung“, Fortschritte auf der von Beethoven betretenen Bahn und als solche auch riesenhafte Erweiterungen der von Beethoven erschaffenen Form.“ Das alles zog Bülow an und ließ ihn die Begleiterscheinungen, ja auch das Tragische in Berlioz' musikalischer Entwicklung selbst übersehen.

Aus einem Briefe der Mutter wissen wir, wie schwer sich ihm dieser Artikel aus der Seele gerungen hat. Darum ist er aber auch kein Tageserzeugnis, sondern eine vollendete Leistung, die den „Benvenuto Cellini“ selbst in gewissem Sinne überdauert, trotzdem sie unvollendet blieb, da Bülow infolge der unerhörten Angriffe gegen seine Besprechungen sein Kritikeramt überhaupt einstellte und in einer geharnischten Erklärung den Redakteur der „Deutschland“ zur Aufhebung seiner Anonymität ermächtigte, „gegenüber allen, denen daran liegen könnte, seinen Namen zu wissen und ihn persönlich für seine kritische Persönlichkeit verantwortlich zu machen.“ Der Zufall wollte es, daß der Artikel und seine ganze Tätigkeit für

die Zeitung „Deutschland“ bis 1899 unbekannt geblieben. Damals aber ward, wie so oft, eine von ihm übernommene segensvolle und über den Alltag hinwegführende Tätigkeit durch kleinliche Ränkün und erbärmliche Gegnerschaft abgebrochen.

Fast zur selben Zeit, da der Artikel erschien, hatte er sich mit der Mutter und den Arnims zu Wagen nach Jena begeben. Der heiteren Fahrt folgte ein enthusiastisch aufgenommenes Konzert, nur von den „Ansrigen“ veranstaltet, wie Franziska mit Stolz schrieb. Ihr Sohn spielte in einem Trio von Mendelssohn den Klavierpart „wundervoll“. Daran schloß sich ein festliches Souper und eine Heimfahrt im Mondenschein. Ganz Goethesche Stimmung. Die Mutter war zufrieden mit ihm, ja zum ersten Male glücklich. Das Verdienst aber rechnete sie nicht Liszt an, sondern dem weißhaarigen Kobold und seinen Töchtern. „Es ist unglaublich,“ meint sie, „was der Umgang mit den drei interessanten und so ganz verschiedenen Frauen auf die jüngeren Leute und namentlich Hans gewirkt hat, sie kommen mir von Gott gesandt vor.“ Aber in dem Verhältnis des Sohnes zur Altenburg fand sie bei allen Vorteilen doch auch Schattenseiten, seine Wohnung im Lisztschen Hause ungemütlich und kalt. So holte sie ihn „herunter“ und richtete ihm in der Stadt eine eigene Wohnung ein. Es tat ihm selber gut und befriedigte ihn, zumal der Verkehr mit Liszt in keiner Weise darunter litt. Nun war er für sich und konnte besser arbeiten und sich sammeln.

So kam der Weihnachtsabend im Hause Arnim. Und ganz in Bettinas Art.

Ein riesiger Tannenbaum, nur mit Lichtern aufge-

steckt, sonst alle Lampen verlöscht. Allein der Vollmond leuchtet ins Gemach. Hans findet unter dem Baume ein Kristallglas mit den eingeschliffenen Namen Bettina, Armgard, Gisela. Eine kleine „Bettina“-Novelle — ohne Schluß. Zwei Tage später war der „Sannhäuser“. Die Mutter sah ihn zum ersten Male. Er griff sie sehr an und sie fand den zweiten Akt sehr schön. Aber sonst war es eine Enttäuschung für sie, und deshalb wiederum für den Sohn. Am nächsten Morgen kam Liszt zu ihr, ernst und trüb, und sprach mit ihr über das Werk, ohne sie überzeugen zu können. Dann schlug die Trennungsstunde von den Arnims, denen Liszt mit Hans und Joachim das Geleite bis Leipzig gab. Im Hotel de Bavière folgte noch eine Abschiedsfeier, die bei David fortgesetzt wurde. Doch in dem früher ihm so feindlichen Hause hatte Bülow Gelegenheit, sich durch sein glänzendes Spiel auszuzeichnen. Liszt selbst sprach ihm in bedeutungsvollen Worten die Freude über seine „Bewährung“ aus.

Aber dieses in liebenswürdigster Weise gebotene Lob des Meisters half ihm nicht über das Weh der Trennung von den Arnims hinweg — und zumal von Armgard. Freilich äußerlich blieb er heiter, ja ausgelassen, da er den dreien mit Joachim das Geleit bis Rötzen gab. Aber dort hieß es wirklich scheiden. Es ging ihm „unendlich nahe, und es war ihm schmerzlich zu Mut“. Und so blieb er über Neujahr in Leipzig. In solcher Stimmung konnte er nicht nach Weimar. Wehmütig und sehnsuchtsvoll machte er seine Lieder (op. 1) druckfertig.

Die Mutter aber verbrachte den ersten Januar bei Liszt. Nach Tische führte er sie beiseite und sprach zwei

Stunden mit ihr über Hans. Auf's liebevollste. Er war sehr ernst. Und mehreremale sagte er ihr: „Ich liebe ihn wie meinen Sohn, ich betrachte mich als seinen Vater, und wie es heute steht, so wird es auch in zehn Jahren sein.“ Es war der Anbruch des schicksalsvollen Jahres für seinen Schüler. Das stimmte auch ihn ernst.

Bülow aber raffte sich aus seinem Schmerze über die Trennung bald auf, und Armgards Bild verklärte sich ihm in der Ferne. In Gedanken an sie schwor er alle Herzensbitterkeit ab, sowie so manche angeborene Selbstplagerei. Das Erscheinen der drei prächtigen Menschen erschien ihm als einer der lichtesten Hauptpunkte seines Lebens. Ihre Teilnahme stärkte ihm den Glauben an sich selbst, gab ihm Kraft zur Sammlung. Kurzum, es war eine Saite angeschlagen, die lange in ihm nachklang. Noch gegen Ende des Jahres hatte er der Schwester geklagt: „Ein anderer könnte an meiner Stelle ganz zufrieden sein — daß ich es nicht sein kann, damit ist es eben alles gesagt; die Dinge an sich haben keinen Wert; sie erhalten ihn erst durch ihre Beziehung zu dem, für den sie sind.“ „Außer uns selbst finden wir gar nichts, ganz und gar nichts, ganz verflucht nichts.“ Aber nun hatte er mit der frankhaften Stimmung abgeschlossen, in die er auch nicht bei der Nachricht von dem Tode des armen Ahlig zurückversank, so sehr sie ihn erschütterte. Er fühlte, daß das neue Jahr das „*Ba banque*“ seines Lebens war.

Und der Augenblick, wo er nach Liszts Weisung den großen Schritt in die Welt tun sollte, war nahe. Er bereitete sich gründlich darauf vor, forcierte die Übungsstunden ins Ungemeine, um alle Stücke zu beherrschen,

die er auf seine ersten Programme setzen sollte. Es war Liszt selbst, der ihm diese, wenigstens für Wien, entwarf. Er war der besten Hoffnung für seinen Schüler voll und stellte ihm ein glänzendes Prognostikon. Bülow selbst verhehlte sich nicht den materiellen Zweck seiner ersten Konzertreise. Dem Vater gegenüber sprach er's offen aus. „Meine eigentliche Absicht in Wien besteht darin, soviel Geld als möglich zu machen, denn eine ruhige Unabhängigkeit ist mir vor allem für ein Künstlerleben und Wirken, wie ich es mir wünsche und zu erreichen hoffe, vollkommen unentbehrlich.“ Doch er setzte hinzu: „Daß ich an meinem künstlerischen Glaubensbekenntnisse, an den unveränderlichen — meinen — Prinzipien, die ich hier habe, nie ein Verräter oder Verleugner zu werden versucht sein kann, versteht sich und wirst auch Du mir zutrauen.“ Rührend aber ist auch, wie es ihn drängt, mit den Seinen in vollem Einklang zu stehen. So schreibt er an den Vater: „Damit ich aber meine Laufbahn getrost und lebensfroh beginnen kann, muß ich mit allen denen Frieden haben, die mir nahe stehen und mit denen ein Mißverhältnis mich peinigt und quält. Meine Mutter, auf deren Stimmung überhaupt wie auf das Verhalten zu mir, Arnims den glücklichsten Einfluß geübt haben, scheint mir ohne alle Rückgedanken und Reste alter Antipathien versöhnt zu sein. Sei Du es auch!“ Von rückwärts drohte ihm keine Gefahr. Es kam darauf an, wie ihm die Welt entgegenkam. In den ersten Tagen des März trat er seine Reise nach Wien an.

D r i t t e r T e i l

W a n d e r j a h r e

In Wien hat am 1. Dezember 1822 der elfjährige Franz Liszt sein erstes Konzert gegeben. In unmittelbarer Nähe des Flügels saß Beethoven, mehr schauend als lauschend. Denn schon war er völlig taub. Aber er umarmte und küßte am Schlusse des Konzertes den Knaben, der auf ihn tiefen Eindruck gemacht haben muß. Und nach Wien wies nun der Meister den Schüler, um ihn der musikalischen Welt als seinen Erben und Nachfolger zu zeigen und mit einem Schlage berühmt zu machen. Für ihn war er reif und fertig: kein Wunderkind, dessen frühreife Gaben die Hörer staunen macht, sondern ein vollendeter Künstler mit ausgeprägter Eigenart, auf den man nicht erst Hoffnungen zu setzen brauchte, sondern der schon die volle Meisterschaft besaß. So wünschte er ihm nicht bloß den Erfolg, den er selbst einst spielend gewonnen, sondern er glaubte daran. Doch was er hatte tun können, um ihm den Weg zu ebnen, das war geschehen. Selten ist ein junger Künstler mit solchen Empfehlungen in die Öffentlichkeit getreten, wie Bülow, und zwar von der Hand des Meisters, der selbst seine Hörer stets zum höchsten Enthusiasmus fortgerissen.

Aber das Wien von 1822 hatte sich völlig gewandelt. Dort herrschte jetzt ein anderer Geist, und dem Meister

von Weimar brachte man nicht mehr die ungeteilte Verehrung entgegen, zu der sein beispielloser Virtuosenwelt-
ruhm selbst die Kritiker von Beruf genötigt hatte. Und diese waren nicht gesonnen, in dem Schüler den Meister zu ehren.

Am 15. März gab Bülow sein erstes Konzert. Der künstlerische Erfolg war gut, der finanzielle ein Fiasko. Ebenso das zweite, vier Tage darauf. Die Kritik tat das ihrige. Nicht sogleich und nicht mit offenem Visier. Ja man gab sich, wenigstens in einigen Blättern, den Anschein aufrichtigen Wohlwollens. So in der „Allgemeinen Theaterzeitung“. Sie brachte sogar über das erste Konzert zwei Besprechungen, freilich von verschiedenen Kritikern und mit verschiedener Tendenz. Der erstere erging sich in vollem Lob. Er sprach von künstlerischer Vollendung, von seltener Bravour und höchster Eleganz der Wiedergabe, „die jedermann lebhaft an Liszts Genialität und seine unvergeßlichen Konzerte in Wien erinnern, und wofür der junge Künstler von den fast sämtlich anwesenden Kunstnotabilitäten Wiens mit den schmeichelhaftesten Beifallsbezeugungen ausgezeichnet wurde.“ Am folgenden Tage hieß es schon über das gleiche Konzert: „Herr von Bülow ist ein tüchtiger Pianist, der sich einen klaren, fein nuancierten Vortrag zu eigen gemacht hat und sein Instrument beherrscht. Nur schien uns die Wahl seines Programms eine nicht ganz glückliche zu sein.“ Am 22. März aber kam es anders: „Herr von Bülow konkurriert mit Drehschock. Ein solcher Kampf ist interessant, wenn sich die Kämpfer ziemlich gleich an Kräften sind. Dies ist aber hier nicht der Fall, denn der letztere steht be-

reits im Zenith künstlerischer Vollendung, während der erstere noch sehr nach Vorschrift seines Meisters handelt. Der geniale Liszt konnte seinem Schüler nur einen Teil seiner Meisterschaft geben. Das, was Herr von Bülow von seinem Lehrer mitbringt, ist: technische Fertigkeit. Mit dem Geheimnis der Musik, ihren Schönheiten, ihren Größen und ihren Schwierigkeiten ist er weniger vertraut. Dies fanden wir in seinen beiden Konzerten bestätigt.“

Bülow war außer sich und verlor die Ruhe und Besonnenheit umsomehr, als er durch den materiellen Mißerfolg in schwere Sorgen, ja in Bedrängnis geriet, aus der die Mutter und, als er davon erfuhr, auch Liszt ihn befreien. Dieser suchte ihn, aber auch so gut es ging Frau Franziska, zu beruhigen, die nun ihre schlimmsten Ahnungen in Erfüllung gehen sah: „Alles,“ schrieb sie an die Tochter, „was ich bei dem unglückseligen Schritt im Herbst 1850 voraussah, ist buchstäblich eingetroffen. Gott verzeihe denen, die ihn dazu verleiteten.“ Doch war diese Stimmung nur die Rückwirkung von den Briefen des Sohnes, die eine selbst unter den trübsten Erfahrungen unbegreifliche Verzweiflung bekunden. Er fühlte sich von Gott und Welt verlassen. Nirgends sah er eine rettende Hand. Das Versagen der Lisztschen Empfehlungen, ja selbst des Talismans, den ihm der gütige Meister, mit dem beiderseitigen Aberglauben freundlich spielend, für die Fahrt mitgegeben, brachte ihn aus der Fassung und ließ ihn nichts empfinden, als Reue über den Schritt. „Verwünschter Einfall mit Wien,“ schreibt er der Mutter, „hätt' ich doch lieber die Dir für mich durch Frau von Lüttichau

in Dresden in Aussicht gestellte Akkompagnateur- oder Chordirektorstelle bekommen können, als mit dem Verlust aller Lebensfreudigkeit die Jagd nach dem Schattengegenstand derselben zu bezahlen.“ Erst allmählich kehrte ihm die Ruhe zurück. Riszt verstand es, ihn der Stimmung zu entreißen, von der er meinte, daß sie seiner eigenen gleich, nur daß Hans unendlich viel weniger Grund dazu hätte, als er selbst. Und er bedeutete ihm mit gutigem Ernst, daß Wien für seine Zukunft notwendig sei, wenn er's auch erst viel später einsehen könnte. „Arbeiten, leben,“ rief er ihm zu. „Die Rosen werden blühen zu ihrer Zeit. Bis dahin heißt es ausharren und wollen, was man kann. Und kein Haar weichen in den Fragen, welche den künstlerischen point d'honneur berühren, wie wir ihn fühlen und verstehen.“ Es war nur die Wiederholung des Wagnerschen Zurufs vom September 1850: „Hans, hab' Mut und festen Willen, so wird alles sich machen.“ Er verfehlte auch diesmal seine Wirkung nicht. Zwar dauerte es in den Mai hinein, bis er sich aufraffen konnte, Riszt zu schreiben, der sich jedoch dadurch nicht irremachen ließ, ihn mit seinen Ratschlägen und Tröstungen aufzurichten, und auch sonst für ihn zu sorgen.

Zwei Ausflüge nach Odenburg und Preßburg trugen übrigens dazu bei, Bülow's Stimmung wieder aufleben zu lassen. Zumal Preßburg, wo er zwei Konzerte gab, darunter eines im Stadttheater, tat ihm wirklich gut. Das Publikum war begeistert, selbst enthusiastisch, und die Presse behandelte ihn gerecht und wohlwollend, wie ja auch in Wien sich einzelne Stimmen zu seinen Gunsten hatten

hören lassen. Was ihn aber in Preßburg am meisten erfreute, das war die Bekanntschaft mit der ungarischen Zigeunerbande des Bőrös Józsi. Das war ihm eine neue Welt. Was er von Liszt gehört, verstand er jetzt, da er den echten ungarischen Typus dieser Musik studieren, jenen ihre nationale charakteristische Auffassung abzulassen vermochte. Die Eigenart ihrer Musik hat ihn unendlich „gerührt und exaltiert“. Sie waren ihm aber nicht minder anziehend durch ihre interessante, mannigfaltige Persönlichkeit, ihre angeborene Rassennoblesse. Auch sie fanden Gefallen an ihm. So kamen sie am andern Morgen zu ihm auf sein Hotelzimmer und spielten ihm ihre Weisen vor, die er zum Teil aufzeichnete. Andere, alte und seltene Stücke, schenkten sie ihm, der sie gastlich mit Tokaier und Champagner traktierte. Die Mitteilung von diesem schönen Morgen, wo er wieder so ganz Musiker sein konnte, freute auch Liszt, und er widmete ihm eine seiner ungarischen Rhapsodien.

So kehrte Bülow erfrischt nach Wien zurück und sah auch hier das Spiel des Lebens heiterer an. Wenn er auch einmal schrieb, daß er dort allem fern bliebe und die Leute, die er kennengelernt, meist der Art seien, daß sich das Vergnügen ihrer Bekanntschaft mit dem Grade der Distanz steigere, so machte er neben sehr schlechten auch gute Erfahrungen. Er sah, daß Saphir in seinem „Humorist“ auch andere herunterriß, und erkannte, daß er einen Teil des Mißerfolgs eben der Lisztschen Schülerschaft zu danken hatte, weil man sich in Wien jetzt durch Indifferentismus rächen wollte, daß man jenen einst so hoch verehrt. Ein Grund mehr, daß er seiner Devise „Liszt

et mon talent“ treu blieb und auch den Kampf mit der Konkurrenz, vor allem Drehchock, nicht scheute, der ihm in Wien und auch schon in Ungarn das Wasser abgeschöpft hatte. So lernte er begreifen, daß zu einem Erfolge nicht bloß die künstlerischen Momente beitrugen, sondern ganz andere Dinge mitspielten, deren Bedeutung er freilich in ihrem vollen Umfange erst während der Wiener Tage verspürte. Aber gerade deshalb wollte er sich dort durchsetzen — um seinetwillen, und auch wegen Lizzt. Er glaubte es ihm schuldig zu sein, noch einen weiteren Versuch zu machen und nicht fahnenflüchtig vom Schauplatz zu verschwinden. Und er fand musikalische und literarische Anregung genug. Es freute ihn, von dem alten Castelli das Lob seines Vaters singen zu hören und mit einem „juridisch=politischen Leseverein“ Fühlung zu nehmen, wo der „Simplizissimus“ in der väterlichen Ausgabe mit Eifer und Interesse gelesen wurde. Ganz besonderes Vergnügen aber machte ihm eine Aufführung von Verdi „Rigoletto“. Schon den anderen Morgen setzte er sich hin, um eine Phantasie darüber zu schreiben. Er hielt ihn für dessen beste Oper mit „sehr großen Spuren von Talent“. Der Mutter gegenüber entschuldigt er sich humorvoll: „Was kann ich dafür, wenn mir Verdi jetzt mehr Vergnügen macht als der von mir auswendig gekonnte Mendelssohn?“ Im übrigen nahm er Fühlung mit Johann Strauß, der gegen Ende März in einem seiner Konzerte zwei Stücke aus „Tannhäuser“ und „Lohengrin“ aufführte, und damit sogar die Freude des „Humorist“ erregte, der begeistert von den „herrlichen Schöpfungen“ sprach: „Wir sind nicht imstande, den Eindruck

zu beschreiben, den diese Musik auf uns machte, Wagner wird daher mit Recht zu den größten deutschen Komponisten gezählt.“ Und Strauß war sofort bereit, die „Cäsar-Ouvertüre“ und den Marsch aufzuführen. So machte er sich daran, die Stimmen aus dem Gedächtnis niederzuschreiben, da ihm die Partitur mangelte. Der Marsch wurde denn auch mit großem Beifall aufgenommen und häufig wiederholt. Daneben arbeitete er an einigen Klavierstücken — „Salon-Kleinigkeiten“, wie er sie nannte. Und eben jetzt erschien sein erstes Niederheft (op. 1), das wohl geeignet war, die Aufmerksamkeit der musikalischen Welt auf ihn zu lenken. Aber für Wien bedurfte es dessen nicht. In den Künstlerkreisen, aber auch sonst hatte er in den zwei Monaten seines Aufenthaltes stark Wurzel gefaßt und jene Sicherheit gewonnen, die schon in Weimar so charakteristisch hervorgetreten war. Dem Zauber seiner Persönlichkeit konnte sich, wenn er wollte, niemand entziehen. Liszt hat daher nicht unrecht, wenn er ihm gerade für Wien riet, „Besuche zu machen“. Er kannte ihn und auch die Wiener. So lebte sich Bülow trotz des anfänglichen Mißerfolges böllig ein und knüpfte Beziehungen nach allen Seiten an. Er verkehrte viel mit dem Verleger Haslinger, der ihm mit der größten Liebenswürdigkeit entgegenkam, mit Hoben und Dessauer, ganz besonders herzlich mit dem aufrichtigen Liszt-Enthusiasten Fischhof. Er hörte und lernte Thalberg kennen. Es freute ihn, daß jener „Stimmungsmensch und kein Automat“, wenn ihm auch die Art, über Musik zu sprechen nicht gefiel und sein Wesen „zu Wienerisch“ dünkte. Aber er litt „unter dem jämmerlichen, horriblen Ma-

terialismus“, der in Wien, wie er meinte, im großen herrschte. Dagegen fand er, leider erst gegen Schluß seines Aufenthaltes, einen Kreis von jungen, talentvollen Leuten, der an das alte Wien erinnern konnte und in welchem er sich außerordentlich wohl fühlte. Er musizierte eifrig mit ihnen, insbesondere mit dem jungen Gänsbacher, dem Sohn des prächtigen Freundes C. M. v. Webers. Mit Begeisterung sang jener Bülow's Lieder, die dieser so zum ersten Male zu hören bekam. Im übrigen hatte er in einem Konzert des Professors Hellmesberger mit den Pianisten J. Dachs und Fischhof das Bach'sche Konzert für drei Pianoforte mit großem Erfolge gespielt. Letzterer gab übrigens über Bülow's Kunst ein interessantes Urteil ab: Wenn etwas an seinem Spiele auszusetzen, so sei es, daß zu viel Geist dabei. Bülow selbst meinte, da er davon hörte: „Das ist wahr, und wahr ist, daß es ein Fehler wegen des daraus entstehenden Fragmentarischen, Unfaßlichen.“ Und er arbeitete auch in den Wiener Monaten eifrig an sich. Vor allem spielte er sich in die ungarische Musik ein. Denn auf Pest und das Land der Magyaren überhaupt setzte er jetzt seine ganze Hoffnung. Dorthin hatte ihn auch Liszt gewiesen.

Es war ein beispielloser Erfolg, den er am 2. Juni mit seinem ersten Konzert im ungarischen Nationaltheater errang. Das Elfenrufen wollte kein Ende nehmen, die Begeisterung ging in hohen Wogen. Adel und Volk teilten sich darein. Nur die Bourgeoisie hielt sich fern. Und stolz und freudig schrieb er an die Mutter, daß Wien ein glänzendes Dementi erhalten, daß Pest ein eroberter Punkt für ihn. Und er war begeistert von den Menschen,

entzückt von der Stadt. Berauscht von der Schönheit des Bildes, läßt er von den Höhen der Ofener Feste beim Sonnenuntergang die Blicke über Strom und Paläste gleiten. Und er malt es sich aus, hier zu bleiben: denn in Pest dünkte ihm der „Komfort der Jugend zu herrschen, in Wien dagegen die Kommodität des Alters“. Und es schien ihm ein leichtes, sich in der ungarischen Hauptstadt als Pianist niederzulassen oder selbst Intendant des Nationaltheaters zu werden. Liszt hegte, als er von anderer Seite von Bülow's glänzender Aufnahme erfuhr, ähnliche Gedanken. Ja er forderte ihn dringend auf, die Chancen, die sich ihm hier bieten konnten, zu prüfen. Aber ebenso sehr warnte er ihn, sich durch irgendwelche Einflüsse oder Vorwände von der eingeschlagenen Karriere abbringen zu lassen.

Indessen als dieser Brief in Bülow's Hände kam, war dessen Siegesfreude bereits einer ebenso großen Niederlagenheit gewichen. Liszt's Empfehlungen hatten gar keinen Erfolg, die ihm zumal vom Intendanten zugesicherte Unterstützung blieb aus, und die Begeisterung des Publikums verpuffte, ehe er ihr durch ein zweites Konzert hatte neue Nahrung geben können. So fiel vor allem die finanzielle Voraussetzung, die er auf Pest gesetzt, völlig ins Wasser, und er sah sich nun äußerst peinlichen Schwierigkeiten gegenüber. Diese wurden auch nicht durch das zweite Konzert im Theater gehoben, wo er sowohl als Komponist mit der Aufführung seines Marsches aus der „Cäsarei“ wie als Pianist mit dem Beethovenschen Es-Dur-Konzert, das er zum ersten Male wiedergab, „aber als ob er es wer weiß wie oft schon gespielt“, be-

geisterten Beifall fand. So begann er an der Möglichkeit ernstlich zu zweifeln, sich durch Hilfe seines Virtuositums je eine unabhängige Stellung zu erwerben, ja sein Leben fristen zu können. „Diese Perspektive,“ klagte er der Mutter, „macht mich denn wirklich ganz lebensüberdrüssig. Es verfolgt mich ein so eigenes, so konstantes Mißgeschick, das wie ein Fluch auf mir lastet, so daß ich annehmen muß, alle die Anstrengung meiner Kräfte werde es nie auch nur zu dem Resultate bringen, welches ein hundertmal talentloserer Blagueur und Charlatan spielend erreicht.“ Unwillkürlich fiel ihm die Warnung einer biedereren Weimarer Postsekretärsfrau ein, die gemeint, daß er zum Virtuosen „zu gut und honett“ sei. So befand er sich wieder in einem Zustande höchster Exaltation, die ihn zu den heftigsten Äußerungen über sich und sein Schicksal hinriß: „Ich habe die Hölle, die wahre Hölle um mich und in mir. Und käme nur nicht wieder hie und da ein Hoffnungsschimmer, dessen Flackern mir nur neue Konvulsionen macht — hielte ich mich endlich für tot und begraben und ließe mich langsam, ich weiß nicht wie, ausgehen —, passiven Widerstand allem Schicksal entgegensetzend!“ So sehnt er sich nach ländlicher Stille und Ruhe zum Schaffen. Von diesen Stimmungen erfuhr freilich nur die Mutter und durch sie Liszt, der diese Mitteilungen mit den Versicherungen seines festen, unerschütterlichen Glaubens an das Talent und die erfolgreiche Zukunft ihres Sohnes und mit der Einladung für ihn auf die Altenburg erwiderte.

Zunächst aber rief er ihn zu dem Musikfest, das für Karlsruhe projektiert war. Bülow nahm mit heißem Dank

an. Freilich nicht in Liszts Sinn als Virtuose, sondern indem er sich gleichsam zu Sekretärsdiensten erbot. Ja er bat den Meister, ihn vorläufig noch nicht als seinen Schüler zu lancieren, denn er fühle sich dessen noch nicht würdig. Aber der Meister kannte ihn und ließ sich in seinem Vertrauen durch nichts irremachen. Und auch die Mutter fühlte, daß er jetzt vor allem des Trostes und der Aufmunterung bedürfe. Sie war zwar mehr denn je der Überzeugung, daß seine Laufbahn als Künstler verfehlt sei und er gerade, weil er so leicht in Exaltation falle, eines äußeren Anhaltes, des Gebundenseins, bedürfe. Aber jetzt mußte man ihm über sich selbst und seine trüben Erfahrungen hinweghelfen. Die Ruhe fand er zwar selbst am ersten. Er war in Pest keineswegs vereinsamt und hatte eine Reihe von Freunden und Bekannten gefunden, so den Schriftsteller Kertbény, die Musiker Doppler, Dunkl, Erkel und vor allem Volkmann, dessen Trio er zur Freude und Überraschung des Komponisten zu Gehör brachte und dem er einen warmen Artikel widmete, der in deutscher und ungarischer Sprache erschien. Aber Liszt selber drängte es, den Schüler aus Ungarn zurückzuholen, wo ihm in den Sommertagen der Boden in doppeltem Sinne zu heiß ward. So rief er ihn nach Karlsbad, wo er freilich durch widrige Verkettung der Umstände wenige Stunden nach der Abreise des Meisters eintraf. Gerne wäre er, dessen Weisung folgend, ihm nach Teplitz nachgereist, aber ein mit dem Geigenvirtuosen Singer verabredetes und durch den Wiener Bankier Kern vorbereitetes Konzert hielt ihn an der Goethe geweihten Stätte längere Zeit zurück.

Da nutzten beide die Zeit und komponierten. Es entstand als eine Gelegenheits- und Geldarbeit, aber „brillant und gefällig, dabei ohne zu große musikalische Sünde“, freilich mit Bülow's Löwenanteil, ein Duo für Violine und Klavier.

Sofort nach dem Konzert reiste Bülow nach Dresden weiter, wo er mit Liszt endlich zusammentraf und im Hoftheater vor ihm und einem wirklich begeisterten Publikum die Webersche Polonäse mit Lisztscher Orchesterbegleitung und eine ungarische Rhapsodie spielte. Es war ein voller Erfolg, selbst bei der Presse. Die Einladung zu einem zweiten Konzert schlug er auf Anraten seines Lehrers aus. Aber er konnte mit dem einen Erfolge wohl zufrieden sein. Er hatte erreicht, was er wollte, und sich in seiner Vaterstadt als „Virtuose de première force“ dokumentiert. Selbst der Kritiker Bank, der bekannte Gegner Liszts und Wagners, hatte ihn loben müssen. Aber Leipzig und Weimar ging es in fliegender Hast nach Karlsruhe, wo es galt, die Vorbereitungen für das Musikfest zu treffen.

Aber mitten in der Arbeit erreichte ihn eine Nachricht, die ihn auf das tiefste erschütterte. Am 16. September war sein Vater plötzlich verschieden. Der Schlag, von dem er so spät erst erfuhr, brachte das tief verhaltene Gefühl zutage, das er für den Toten gehegt. Es war Bruckner, der warmblütige, ehrliche und getreue Freund, der um ihn war, als er durch die Mutter die Nachricht empfing. Und er verstand es, ihn zu beruhigen und aufzurichten. Auch Liszt und Joachim standen ihm treu zur Seite, aber er war untröstlich. Seine Absicht war es ge-

wesen, nach dem Musikfeste sich zu längerem Aufenthalte zum Besuche des Vaters nach Stlitzhausen zu begeben. Bereits im Frühjahr hatte den Vater ein Schlaganfall gerührt und gelähmt. Doch war rasche Besserung eingetreten. In launigen Hexametern hatte er den damals so niedergeschlagenen Sohn ermuntert. Umso tiefer schmerzte es Hans, den Teuren nicht mehr unter den Lebenden zu finden, ja nicht einmal mehr von der Leiche Abschied nehmen zu können. Aber ihn trieb es, sein Grab zu besuchen, sein Arbeitszimmer zu betreten, wo er bis zum letzten Augenblicke rastlos und fröhlich geschaffen. Eine traurige Fahrt. Das Bild des Toten erschien ihm verklärt, aber furchtbar das Bewußtsein, ihn fortan entbehren zu müssen. Die innere geistige Verwandtschaft mit ihm ward ihm jetzt erst völlig klar. Hatte er doch gerade das Zusammengehen mit ihm als Künstler sich so schön ausgemalt, und dessen Freude an seinem eigenen Ruhm war ihm ein Impuls mehr gewesen. Für ihn hatte er die Programme und Besprechungen, „die gedruckten Spuren seiner ersten Künstlerreise“, gesammelt. Nun fühlte er grenzenlose Leere und sich noch verlassener, als er war. „Ich hab’“, schrieb er an die Schwester, „keine Teilnehmer mehr im Leben so wie ihn, für all mein künftiges Schicksal — nur er konnte es sein, nicht bloß als Vater, sondern als Mann, Charakter, als mein wahrhafter, bester und — o daß er’s doch hätte erfahren können — liebster Freund!“ Beruhigend wirkte auf ihn die edle sanfte Trauer der Witwe, die rührende Anhänglichkeit der beiden kleinen Brüder. Und es wurde ihm Herzenssache, die leibliche Mutter mit Frau Louise in Einklang zu bringen. Diese

hatte selbst schon Franziska mit der Tochter zu kommen gebeten. Er aber schrieb mit jenem über alle Begriffe edlen Gefühl, das ihn stets beseelt: „Wenn Ihr an ihn glaubt, daß er jetzt nicht mehr mit dem trüben Glühen irdisch befangener Augen, sondern mit reinem, durchdringendem, unmittelbarem Blick in unsere Herzen sieht, so müßt Ihr herkommen, den Altar seines Zimmers betreten, ihm den Kultus der Versöhnung, der völligen, rückhaltlosen, mit seiner Frau darbringen.“ Und in seiner tiefen Ergriffenheit suchte er ergreifend das Band zwischen der Mutter und dem Schaffen des Toten zu knüpfen. Bülow's große und großmütige Seele tritt zutage, wenn er schreibt: „In seinem Nobalis, der wie sein ganzer Sekretär und alles, was drum und dran ist, heilig unberührt steht, liegt noch ein Brief, kopiert von Mamas Hand. — Er hat Nobalis in der letzten Zeit seines Lebens viel gelesen, oft Notizen dazu gemacht — Mamas Brief sicher und gewiß in Händen gehabt und die Empfindungen, die ihm dabei das Herz durchzogen, werden vielleicht schmerzlich irrende, ohne Zweifel aber nur edle und reine gewesen sein.“

Aber sorgend dachte er an alles. Er ordnete die Bibliothek und katalogisierte sie. Er traf Vorkehrungen für die Herstellung der Gruftkapelle, in welcher der Tote bestattet, und deren Unveräußerlichkeit im Falle des Gutsverkaufs. Auch für einen würdigen Nachruf tat er Schritte und wandte sich zu diesem Zwecke an Gukow.

Doch ihm blieb nicht Zeit, sich diesen Gedanken rührender Pietät lange hinzugeben. Er hatte Liszt versprochen, auf dem Musikfest zu spielen, und er wollte Wort

halten im Geiste des Toten selbst. So trat er die Rückreise über Romanshorn an. Dort schrieb er zwei Briefe: einen an Richard Wagner, in welchem er ihm Kunde von dem Trauerfall gab, und einen an Raff, um unter dem Eindruck seines tiefen Schmerzes Verstimmungen zu beseitigen, die das Band der Freundschaft gelockert zu haben schienen.

In Karlsruhe empfing ihn Liszt mit offenen Armen. Um den Meister aber waren die Sänger und Kämpfer der neuen Kunst fast vollzählig versammelt. Es war eine Heerschau und ein Fest zugleich, das der junge badische Regent Friedrich, der spätere Großherzog, als das erste große Instrumentalmusikfest Süddeutschlands mit seinem großmütigen und weitsichtigen Entschluß veranlaßt hatte, eine musikalische Tat im vollen Sinne des Wortes, der Liszt den Stempel ausdrückte, nicht für sich allein, sondern vor allem zu Ehren seines großen Züricher Freundes, für dessen Kunst auch der junge Fürst warme Begeisterung hegte. Das Programm freilich hielt sich von jeder Einseitigkeit frei. Auch Meyerbeer und Mendelssohn waren darin vertreten. Aber das Fest selbst war getragen von der Begeisterung der Jungen für Richard Wagner. Dionys Pruckner, Reményi, der ungarische Geiger, und Joachim, Richard Pohl und Peter Cornelius bildeten Liszts Gefolgschaft, bei der der Beste und Bedeutendste, Bülow, nicht fehlen durfte. Das Holländermotiv war ihr Erkennungszeichen, die Königsfanfaren aus Lohengrin ihr letzter Gruß. Bülow aber spielte Liszts große Phantasie über Motive aus den „Ruinen von Athen“ von Beethoven und wurde der Eigenart der beiden in vollstem Maße ge-

recht. Und Richard Bohl durfte von ihm schreiben: „H. v. Bülow's Kunst, Eleganz und Tonfülle, seine wohlthätige Ruhe und künstlerische Sicherheit in vollkommener Beherrschung aller Schwierigkeiten des Instrumentes, sowie seine vollkommene Erfassung der Intentionen des Komponisten machen ihn zum vollendeten Künstler. Gleich bewundernswert ist des jugendlichen Künstlers außerordentliche Kraft und Ausdauer im Forte, wie sein weicher und feiner Anschlag im Pianissimo.“ „Und trotz der starken Besetzung des Orchesters und der kräftigen Instrumentierung hob sich das treffliche Instrument auf das vorteilhafteste hervor. Der Beifall des dankbaren Publikums war ein warmer und lebhafter. H. v. Bülow wird und muß sich allenthalben, wo er auftritt, die vollkommenste Anerkennung seiner Künstlerschaft und einen dauernden Ruf erwerben.“ Kein Zweifel, hier empfing der Pianist den Ritterschlag, und sein Ruhm war dauernd begründet.

Hatte das Fest nicht zum wenigsten durch die zu Gehör gebrachten Werke Richard Wagners sein Gepräge empfangen, so erhielt es durch Liszt's großmütige und warme Freundschaft einen Abschluß, der den einsamen Verbannten in Zürich in tiefster Seele erfreute. Dem Flüchtling war und blieb es noch lange verwehrt, den deutschen Boden zu betreten. So mußte er in Karlsruhe fehlen. Dafür aber hatte Liszt eine Begegnung in Basel vorgeschlagen. Denn ihn drängte es nicht bloß selbst, den Freund wiederzusehen, sondern auch, ihm die jungen Künstler zuzuführen, welche sehnsüchtig darnach verlangten, den Schöpfer des „Rohengrin“ persönlich kennenzulernen. So trat er sofort nach Abschluß des Musikfestes in Begleitung von Bülow,

Joachim, Cornelius, Bohl, Bruckner und Reményi die Reise nach Basel an. Im Hotel zu den „Drei Königen“ wartete ihrer Wagner und war nicht wenig erstaunt, als er im Vestibül die Trompetenfanfare des Königs aus „Lohengrin“ gesungen hörte und alsbald die kleine Schar ihn stürmisch und begeistert begrüßte. Zum ersten Male seit Zürich und St. Gallen sah er Bülow wieder. Es war eine tiefste und doch unendlich erregte Begegnung, die am folgenden Tage durch das Eintreffen der Fürstin Wittgenstein und ihrer Tochter Marie ein außerordentliches Gepräge erhielt. Die geistvolle Mutter beherrschte den freudig bewegten Künstlerkreis, der holde Reiz der Tochter gab ihm bezaubernden Glanz. Hatte am Abend vorher Liszt mit seinem Lieblingschüler Hans mit Kirchwasser du und du getrunken, auf dessen Festhalten er seitdem mit herzlichem Nachdruck bestand, hatte er sich in Karlsruhe von der außerordentlichen Begabung seines Schülers aufs neue überzeugt und ihm für seine Zukunft ein glänzendes Prognostikon gestellt, so wirkte jetzt das Zusammensein der beiden Großen gerade in Gegenwart der beiden Frauen doppelt auf ihn ein. Wagner las die Dichtung seines „Siegfried“ vor und gab zugleich Andeutungen über die Art der Komposition. Es war der Höhepunkt dieser einzigartigen Tagung, die die Teilnehmer in eine machtvolle Ekstase versetzte. Unauslöschlich sind allen die Stunden im Gedächtnis geblieben, die sie miterleben durften. Von Basel ging es nach Straßburg, wohin man Liszt, der zu Besuch seiner Kinder nach Paris fuhr, das Geleite gab. Der Kreis war freilich kleiner geworden. Von den Jungen waren nur Bülow und Joachim gefolgt.

Dieser fühlte sich Wagner gegenüber wegen dessen Artikel über „das Judentum in der Musik“ befangen. Aber Hans suchte ihn in treuer Freundschaft dem Meister näherzubringen. Er erzählte ihm von dessen ängstlicher Sorge, ob man einer seiner Kompositionen das „Jüdische“ anmerken könne, und wußte Wagner für den Freund so zu erwärmen, daß er ihn beim Abschied herzlich in die Arme schloß. Denn zum Abschiednehmen kam es jetzt. Wagner fuhr mit Liszt und den Damen nach Paris, die beiden Freunde nach Baden-Baden zurück. Dort ließ man aufs neue den „Königsruf“ ertönen, freilich mit dem Erfolg, daß die Polizei die Ruhestörer faßte, denen es nur mit Mühe gelang, über die „Bedeutung ihres Singens“ Aufklärung zu geben.

Bülow hatte von dem Anblick des Münsters in Straßburg einen erhebenden und ergreifenden Eindruck gewonnen, der dem ganzen Erlebnis gleichsam den Hintergrund gab. Nun kehrte er allein nach Karlsruhe zurück, wo er noch einmal bei Hofe spielte. In Stuttgart gedachte er ein Gleiches zu tun. Aber der König selbst war dagegen. „Ein Aristokrat als Künstler sei ihm fatal.“ Achselzuckend fuhr Bülow weiter nach Dresden. Frau Julie Ritter hatte ihm ihr Haus in ihrer warmblütigen Gastfreundschaft angeboten, und Hans wäre gern ihrer Einladung gefolgt. Aber mit Rücksicht auf die Mutter lehnte er ab. Diese war auf ihrer Rückreise aus der Schweiz in Heidelberg mit Liszt zusammengetroffen. Es war eine lange Unterredung, die Hansens nächste und fernere Zukunft betraf. Liszt selbst war darüber keineswegs in Sorge. Die schlimmste Zeit war nach seiner Meinung überstanden.

Für den Augenblick freilich sollte er ruhig in Dresden bleiben. Nach Weihnachten aber galt es, die Reise nach Paris anzutreten, für die Liszt alles vorbereiten wollte.

Zunächst aber hatte Bülow in Dresden eine besondere Mission — für Berlioz. Dieser befand sich wieder in Deutschland, und so wünschte Liszt, daß er von der Dresdener Intendanz eine Einladung erhalte. „Sieh zu,“ schreibt er an Hans, „ob dieser Gedanke ausführbar ist. Dann setze Deinen Zylinder auf und mache Frau von Rüttichau einen Besuch, der Du ruhig sagen kannst, daß die Idee von mir stammt.“ Die Sache war freilich schwerer, als Liszt sich das dachte. Die Intendantin war krank und empfing weder Hans noch die Mutter. So wandte sich jener geradewegs an den Intendanten, aber nur, um einen ablehnenden Bescheid zu erhalten. Doch Bülow gab die Hoffnung nicht auf. Er legte überall die Minen an, und es ist ihm in der Tat gelungen, Berlioz im nächsten Frühjahr nach Dresden zu bringen.

Er selbst hatte Arbeit in Fülle. Zunächst sollte er auf Wunsch Wagners eine Reihe von Klavierarrangements aus „Tannhäuser“ und „Lohengrin“ machen. In der „Neuen Zeitung für Musik“ erschien bald eine satirische Parodie gegen eine Artikelserie „zur Würdigung Wagners“, die von dem Schwager Robert Franz', Dr. Heinrichs, stammte und Bülow sowie Raff als „notorische Anhänger Richard Wagners“ behandelte und demnach ihren Kompositionen die Selbständigkeit absprach, ja diese als Konsequenz der Wagnerschen Richtung bezeichnete. Es war ein arger Mißgriff Brendels gewesen, diesen Heinrichs aus übergroßer Rücksicht für Robert Franz zu Worte

kommen zu lassen. Er hat sich aber, wenn auch ungern, bequemen müssen, Bülow's Satire aufzunehmen, die unter dem Titel: „Ein Schwager, Familienskizze aus der neuesten Musikgeschichte, geträumt von einem notorischen Anhänger Richard Wagners“ erschien. Als Pseudonym hatte er das Wort „Belast“ gewählt, ein Pendant zu dem „Hoplit“, unter dem Richard Bohl in seinen Aufsätzen für Liszt und Wagner schrieb. In Dresden entstand ferner ein Artikel: „Die Opposition in Süddeutschland“, der wie mit brennender Fackel die oberdeutschen Verhältnisse beleuchtete. Es ist eine Arbeit von bleibendem Wert, ein Stück Musikgeschichte, das uns einen vollen Einblick in die musikalischen Verhältnisse jener Tage gewährt, aber auch in die Schwierigkeiten, die zu überwinden waren, um der neuen Kunst den Boden zu bereiten. Bülow zeigt auch hier eine klare und umsichtige Kenntnis der Zustände von Wien bis Karlsruhe und eine scharfes, aber völlig gerechtes Urteil. Angeregt wurde die Arbeit wohl durch die Nachklänge, welche das Karlsruher Musikfest in der süddeutschen Presse geweckt hatte. Sah sich doch auch Richard Bohl veranlaßt, mit einer in der „Allgemeinen Zeitung“ erschienenen Antikritik dazu Stellung zu nehmen. Aber Bülow ging dabei den Dingen auf den Grund und seine Ausführungen über den deutschen Dualismus in der Musik sind wegen ihres politischen Einschlages auch noch für unsere Tage von Bedeutung.

Doch Ende November finden wir ihn in Berlin, wohin dringende Familienangelegenheiten ihn riefen, vor allem zu seiner Stiefmutter Louise von Bülow, mit der er in den arbeitsvollen und erfolgreichen Tagen in herzlichster

Weise verkehrte. Täglich sah er sie, und jede freie Stunde brachte er bei ihr und den kleinen Brüdern zu, die ihm immer lieber und teurer wurden. Gern hätte er mit dem Hofe Fühlung gefunden. Er hatte bei diesen Schritten ebenso wie bei der Erledigung seiner Staatsangehörigkeit — einer sehr verwickelten Frage — an seinem Oheim Ernst von Bülow einen freundlichen Helfer. Freilich in beiden Punkten vorläufig ohne Erfolg. Der Intendant von Rœdern hatte zunächst für ihn nur Warnungen, sich nicht allzu unbedingt als Schüler Liszts zu bekennen. Dagegen hatte er in einem zum Besten des Gustav-Adolf-Vereins vom Sternschen Gesangverein gegebenen Konzert einen außerordentlichen Erfolg, der ihn selbst sehr glücklich machte. „Ich habe“, schrieb er an die Mutter, „den Leuten wieder einmal gezeigt, was Klavierspielen heißt. Die angenehmen Laute lang verhaltenen Atemholens bei meinen „Pianos“ klingen mir noch schmeichelnd in die Ohren. Ich bin zufrieden mit mir und auch mit der Welt.“ Das Publikum war begeistert, die Presse, deren Chor diesmal sogar Kellstab führte, des Lobes voll. Mit einem Schlage glaubte er, sich die Hauptstadt erobert zu haben. Jedenfalls fand er mit dem musikalischen Berlin jetzt volle Fühlung, und zu einer Reihe von Veranstaltungen wurde er gebeten, und hilfsbereit wie immer kam er den Bitten freundlich und erfolgreich nach. Auch die gesellschaftlichen Pflichten mehren sich. Am liebsten aber verkehrte er im Arnimschen Hause, wo er zunächst nur Armgard antraf. Aber sie begrüßte ihn mit der alten Herzlichkeit aus den Weimarer Tagen, nicht minder Mutter und Gisela, als sie von ihrem Ausflug in die Ulmstadt zurück=

kehrten. So war er guter Dinge, wenn auch, wie er selbst recht wohl einsah, seine Stimmung bei seiner passionierten Natur immer in Extremen lief, sodaß er der Mutter selbst riet: „Wenn Dir Louise von meiner Niedergeschlagenheit geschrieben hat, so nimm es als vorübergehend an.“

Schon in Berlin hatte er die Aufforderung empfangen, in Bremen und Hannover zu spielen. Auf der Fahrt nach der Hansestadt machte er in Braunschweig Station, wo er von Spohr und seinen Töchtern mit der alten Herzlichkeit aufgenommen wurde. Schöne Ballenstädter Erinnerungen wachten wieder auf. Auch Vitolff sah er, den er etwas stark zum Verleger gewandelt fand. Das frühere Verhältniß mit ihm vermochte er nicht wieder herzustellen. Auch der Komponist imponierte ihm nicht mehr. Am 20. Dezember war das Konzert in Bremen. Ein außerordentlich glücklicher Abend. Er faßte den Eindruck in den Worten zusammen: „Großer Sufzeß, Zufriedenheit mit mir selbst und dem Publikum.“ Und er freute sich nicht minder über die Nachfeier im Ratskeller, wo er 1748 er Rüdeshheimer und 1783er Johannisberger trank, wie über das Frühstück am nächsten Morgen, wobei er mit Doppel-louisdoren spielte. Denn er hoffte nun wirklich der Sorge um sein Weiterkommen enthoben zu sein. Zum Weihnachtsabend war er bei Joachim in Hannover, der freilich erst spät nachts eintraf. Er verbrachte die nächsten Tage mit ihm, erfreute sich an dessen Oubertüre zu „Demetrius“, die er wahrhaft genial fand. Dann aber zog es ihn aus der Stadt, wo man sich, wie er meinte, auf die Dauer ennuiert wie ein Mops an der Leine, zurück nach Braunschweig. Hier in Gesellschaft der Spohrs gedachte

er die letzten Tage des Jahres zu verbringen, die ihm schwer auf der Seele lasteten. Die Gedanken an den Vater regten sich mit neuer Kraft. Der Tod hatte, wie er an Liszt schrieb, dem zur Neige gehenden Jahre das Siegel aufgedrückt. So überließ er sich am Silvesterabend allen seinen traurigen Gedanken, um sie dann wieder „in das innerste Fach des Herzens einzuwahren, aus dem er sie nur selten an den Weihetagen seiner Betrübniß hervor-
zuziehen“ gesonnen war. Die Spohrs waren liebenswürdig wie immer, bei dem Revolutionsdichter Griepenkerl, einem treuen Verehrer Liszts, fand er warmes Entgegenkommen. Aber seine Gedanken waren doch in der Ferne, in Dresden und in Weimar. Wahrhaft ergreifend ist der Brief, den er an Liszt schrieb, der eine Vorsehung für ihn sei, den er wie einen zweiten Vater verehere aus vollstem Herzen und aus tiefstem Gemüte. „Man nennt mich Atheist,“ heißt es weiter, „aber es gibt auch Messen des Atheisten, und ich bin nicht so weit Materialist, daß ich mich nicht zu einem glühenden Gebete erheben, noch das Bedürfnis darnach empfinden könnte.“ „Ich versichere dich, daß ich zu der Gottheit, an die ich glaube, und wäre sie nichts anderes als das Fatum der Heiden, die feurigsten Wünsche für Dein Glück emporsende.“ Auch an Raff schrieb er, freilich um sich über den steifen förmlichen Ton zu beklagen, mit dem ihm dieser in der letzten Zeit entgegengekommen. Ihn fränkte und reizte das umsomehr, als er überall, in Berlin und Bremen, für ihn gewirkt und trotz seiner Reisen und seiner riesigen Arbeitslast dessen „Frühlingsleben“ in eingehender und warmer Weise besprochen hatte. Dieser Artikel war in der That eine gründ-

liche und hochsinnige Arbeit, der Komposition zum mindesten gleichwertig, ja über diese gehoben durch die geistvollen Ausführungen zur Frage der musikalischen Kritik. Sie gipfelten in dem schönen Satz: „Der Künstler selbst ist Gesetzgeber und Richter, nicht das Publikum, nicht die Kritik.“ Aber ihm war es eben Herzensbedürfnis, mit Raff, solange es ging, auf vertrautem Fuße zu stehen.

Doch während er sich solch warmen Gefühlen hingab und auch an die Mutter die rührendsten Beteuerungen seiner Liebe sandte, bohrte gerade sie ihm der Sorge Stachel aufs neue ins Herz und bedrängte ihn mit ihren Zweifeln und Bedenken gegen Liszt und seine Ratschläge. Das traf ihn tief, und mißmutig meinte er, wenn er diesen Raum geben solle, dann möge sie ihm etwas Positives, Besseres angeben.

So kam der 7. Januar und der Konzertabend. Auch der König war anwesend. Aber Bülow's Hoffnung, eine Einladung zum Hofkonzert zu erhalten, wie ihm Joachim in Aussicht gestellt, erfüllte sich nicht. Doch lernte er in Hannover eine Persönlichkeit kennen, die in der Folgezeit in seinem künstlerischen Denken und Fühlen eine bedeutsame Rolle spielen sollte: Johannes Brahms. Er hatte dem Schumannschüler ein besonderes Interesse bisher nicht entgegengebracht. Im Gegenteil. Aber Liszt hatte es ihm gleichsam zur Herzenspflicht gemacht, sich ihm während seiner Anwesenheit in Hannover zu nähern. In diesem Sinne hatte er ihm geschrieben: „Du wirst dort Brahms finden, für den ich ein aufrichtiges Interesse hege und der sich mir gegenüber während der Tage, die ich jüngst in Leipzig zu Ehren Berlioz' verbracht, mit Satt

und gutem Geschmack benommen hat. Ich habe ihn auch mehrere Male zu Tisch gebeten und schmeichle mir, zu glauben, daß ihn seine „neuen Bahnen“ in der Folge näher an Weimar heranzuführen werden. Du wirst von seiner Sonate, von der ich in Leipzig die Korrekturbogen gelesen und die er mir schon hier gezeigt hat, voll befriedigt sein. Sie ist sicher dasjenige seiner Werke, das mir von seinem Kompositionstalent den besten Eindruck macht.“ Und Bülow stand nicht an, den Wunsch seines Meisters zu erfüllen. Sein Bericht über die erste Begegnung ist interessant genug: „Den Robert Schumannschen jungen Propheten Brahms habe ich ziemlich genau kennengelernt; er ist seit zwei Tagen hier und immer mit uns. Eine sehr liebenswürdige, kandi^de Natur und in seinem Talente wirklich etwas Gottesgnadentum im guten Sinne.“

Aber während er so gerecht über andere urteilte, bereitete sich gegen ihn ein Akt der Feindseligkeit vor, der ihn umso schwerer traf, weil er zugleich seinen Stolz auf das tiefste verletzte. Liszt hatte sehr richtig erkannt, daß für Bülows Pianistenlaufbahn das Auftreten im Leipziger Gewandhaus unumgänglich sei. Aus diesem Grunde hatte er ihn veranlaßt, mit David Fühlung zu nehmen, und selbst einen Brief an diesen zu übermitteln übernommen. Hans ging mit schwerem Entschluß daran. Wußte er doch, wie feindlich ihm David und die gesamte Leipziger Clique seit seinem Auftreten gegen Henriette Sontag gesinnt war. Er hielt sie für unversöhnlich und sah darin richtiger als Liszt. Aber er gab ihm nach und sandte dem Meister mit seinem Brief auch sein Arrangement von Davids Overtüre zu „Hans Wacht“. Ja er besuchte David auf

der Durchreise in Leipzig, der sich ihm in der That höflich genug erwies und einen Abend im Gewandhaus in Aussicht stellte. Indessen erfuhr er bald darauf von Liszt, wie unverföhnlich das ganze Gewandhausdirektorium gegen ihn gesinnt sei, und als er gegen Ende des Monats noch einmal bei David vorsprach, mußte ihm dieser erklären, daß man seinen Vorschlag abgelehnt. Die Entrüstung der Jenny Lind gegen seine Person bilde ein unbeseigbares Hindernis. Die erzürnte Diva hätte ausdrücklich erklärt, wenn er vor ihr in Leipzig debütieren würde, dort nicht zu singen. Ihr Wunsch war natürlich den Herren Befehl und selbst in hohem Grade erwünscht. Teilten sie doch ihren Groll und ihre Abneigung gegen den jungen Pianisten. Diese Kränkung ließ ihm lange keine Ruhe, und der Ingrimme über das in der That schmäbliche Verhalten der Gewandhausdirektion, gegenüber einem Künstler wie ihm, zitterte lange in ihm nach.

Inzwischen hatte er sich, einer dringenden Einladung Liszts Folge leistend, am 14. Januar nach Weimar begeben. Am 14., nicht am 13.! Das war nämlich zugleich ein Freitag und also nach Bülow's Gefühl ein doppelter Unglückstag. Denn abergläubisch war auch er, wie jeder Künstler, der dem Tag und seiner Stimmung den Tribut zu zollen hat. Es waren schöne und frohe Stunden, die er in Weimar verlebte. Zwar Liszt selbst traf er von Arbeit überlastet und unter starker Depression. Aber gut war er auch diesmal, und Bülow hatte Gelegenheit, ihn durch sein Spiel aufs neue zu erfreuen. Auch der Kreis der Jungen hatte sich erweitert. Peter Cornelius verbrachte den Winter auf der Altenburg und schrieb an seiner „Mu-

sifantenfahrt“, in welcher er die Baseler Abenteuer zu verherrlichen gedachte. Besondere Anregung aber empfing Bülow wiederum von Rosalie von Milde, der „ersten Elsa“, der er denn auch sein erstes Niederheft gewidmet.

Gegen Ende des Monats finden wir ihn schon wieder in Dresden, um dort die letzten Vorbereitungen für den Empfang Berlioz' zu treffen, dessen Berufung schließlich doch durchgesetzt worden war, vor allem durch Bülows rastlose Bemühungen. Tiefer noch beschäftigte ihn das Schicksal des „Lohengrin“ in Leipzig. Die Aufführung war ein Durchfall, über den Liszt Wagner in liebevoller Weise hinwegzuhelfen versucht hat. Auch Bülow bemühte sich, ihn zu trösten und zu beruhigen. Nach seiner Weise und nach allem mit besserem Erfolge als sein großer Freund in Weimar. Freilich — den besten Trost trug jener in sich selbst, trotz allen Lebensüberdrußes. Und er schrieb dem jungen Freunde: „Wenn mir jetzt das Musizieren nicht noch etwas böte — wahrlich — Ihr würdet mich vergebens suchen sollen: mein Verlangen nach dem Tode wächst, und mein Wille wird mir immer bewußter. Aus reinem Ehrgeize bleibe ich noch, um Euch noch Musik zu zeigen, die Ihr vielleicht nicht vermutet. So wird der Lebenswunsch endlich noch zur theoretischen Grille.“

Inzwischen rief man Bülow nach Hamburg, wo er am 12. Februar im philharmonischen Konzert spielte. Er trat dort in eine neue Welt, die ihn mit großer Herzlichkeit aufnahm. Der eigenartige Stil des großzügigen Lebens gefiel ihm außerordentlich und schuf ihm künstlerisches und menschliches Behagen. So wurde er bald in allen Kreisen heimisch. Die großen Salons erschlossen

sich ihm, die Künstlerkreise kamen ihm offen entgegen. Man hielt ihn fest, länger als er gedacht, und sooft er spielte, in der Öffentlichkeit wie in den Häusern seiner Verehrer, immer weckte er neue Begeisterung. Die Presse lobte ihn mit fabelhaftem Respekt: „Ich werde als Autorität gelegentlich angeführt,“ schreibt er launig, „Meister — genial‘ sind abgedroschene Prädikate.“ So dehnte sich denn sein Aufenthalt bis in den März hinein. Es waren heitere Tage, zerstreuend, aber auch belebend und für ihn eine Zeit der Erholung. Er fühlte das selbst: „Die Hege,“ schreibt er, „tut bisweilen wohl, ist in meinen Jahren gesund.“ Nur ein tieferer Schatten fiel auf seinen Hamburger Aufenthalt: der Tod Schumanns. Denn er ehrte jegliches ehrliche künstlerische Streben und hatte Achtung vor jeder echten Begabung. So sind es schöne Worte, die er über den Toten der Mutter schreibt: „Ich hatte mich unendlich auf die Annäherung an diesen seltenen hohen Künstlergeist gefreut, den mir Joachim lezthhin eifrig vorbereitet hatte, so daß durch ihn mich Robert Schumann auffordern ließ, ihn doch gelegentlich zu besuchen. Das Leben hat für mich wieder etwas eingebüßt.“ Dann ging es über Braunschweig zurück nach Dresden, wo eine neue Aufgabe harrte für seinen menschlichen und künstlerischen Altruismus: Berlioz, dessen Aufenthalt sich in der Tat zu einem Triumph für den französischen Künstler gestaltete. Bülow war dessen Erfolg nicht bloß wegen Liszts drängenden Wünschen, sondern aus persönlichen Gründen Herzenssache geworden, und wie sehr ihn Berlioz entzückte, das zeigen die Tagebuchnotizen, die er unmittelbar unter den starken persönlichen Eindrücken nieder-

schrieb. Freilich, was er für ihn alles getan, die fast leidenschaftliche Propaganda, kommt darin nicht zum Ausdruck. Diese war wirklich staunenswert. Wohl hatte er bei der Presse kein besonderes Glück. Es gelang ihm, lediglich eine Vornotiz zu lancieren und eine Annonce „aus dem Publikum“, welche Wiederholung eines der Konzerte forderte. Aber seine unentgeltlich angebotene Berichterstattung über die Aufführungen wurde abgelehnt. Mit Karl Ritter hatte er eine Loge gemietet und sie mit Anhängern besetzt. Und solche hatte er in seinen Bekanntenkreisen, zumal auch bei den Künstlern und bei dem Orchester, selbst mit Eifer geworben, ihren Enthusiasmus angeregt, der dann, durch Berlioz und seine Werke selbst gesteigert, in hellen Flammen emporzuschlug. Für Bülow waren die Konzerte — es waren aus den zwei projektierten vier geworden — Quellen hohen musikalischen Genusses. Hier störte ihn nicht wie bei der Weimarer Cellini-Aufführung das Verfehlte der „Oper“, und so konnte er sich ohne Hemmung den gewaltigen orchestralen Wirkungen hingeben. Und dann kam er ihm hier, wo ihm nicht Liszt im Lichte stand und er manche Stunde mit dem durch seine Erfolge erfreuten und Gutgelaunten verbrachte, auch persönlich näher. Sie sprachen über alles, zumal die französische Literatur, von Voltaire bis Jules Janin, und der Esprit Berlioz' fand bei Bülow volle Resonanz. Es waren drei schöne und anregende Wochen, die sie zusammen verlebten. Ein wenig störend wirkte dabei wohl die Gattin des Komponisten, die sich nicht enthalten konnte, sich über Wagner wegwerfend zu äußern. Das gab Bülow Veranlassung, seinem begeisterten Bericht an Liszt die Be-

merkung hinzuzufügen: „Es wird vielleicht recht gut sein, Berlioz ins Gedächtnis zu rufen, daß die ersten und feurigsten Freunde, die er in Dresden in Orchester und Auditorium gefunden, Anhänger Wagners sind und auch ihm schon seit langem anhängen.“

Auch Berlioz, der unmittelbar von Dresden nach Weimar kam, war über Bülow des Lobes voll. Dies freute Liszt umsomehr, als auch in seiner Umgebung die Stimmung gegen seinen Schüler wegen einer scharfen Äußerung gegen die „Flauheit des Intendanten“ fast ebenso gereizt war wie in Leipzig und er selbst darüber verstimmt war, nicht minder wie über die bitteren Worte, die ihm Bülow über Weimar geschrieben hatte. So gab er ihm die Versicherung, daß man ihm auch in Weimar die höchsten und echtesten Empfindungen entgegenbringe.

Bülow aber wollte für Berlioz ein übriges tun. Zwar eine Broschüre über ihn und seine Werke, die er plante, kam nicht zur Ausführung. Sie hätte schließlich nichts anderes sein können als eine Wiederholung der beiden monumentalen Artikel über den Cellini. Aber das Arrangement der Cellini-Ouvertüre zu vier Händen hat er in glänzender Weise ausgeführt. Liszt hatte eine gleiche Bearbeitung des „Römischen Carneval“ in Vorschlag gebracht. Aber dazu ist Bülow nicht gekommen. Indessen die Beziehungen mit Berlioz selbst wurden weiter gepflegt, und Bülow fügte seinen beiden Namen höchster Höhe — Liszt und Wagner — fortan Berlioz hinzu. Es war der spezifische Musiker in ihm, den es zu dem französischen Meister so mächtig hinzog. Zunächst war dieser von dem Klavierauszug seiner Ouvertüre in höchstem Maße entzückt. Sand

er ihn doch von seltener Klarheit und Treue und so leicht, als dies, ohne den Charakter der Partitur zu alterieren, möglich war. Er wiederholte daher sein Versprechen, Bülow bei seinem Kommen nach Paris in jeder Beziehung behilflich zu sein. Aber er unterließ es auch nicht, ihm über die dortigen Verhältnisse reinen Wein einzuschenken, denn er kannte dieses Paris, unter dessen Geiste er Zeit seines Lebens so viel zu leiden gehabt. Und es ist bezeichnend für ihn wie für Paris, wenn er Bülow schrieb: „Sie kennen das Französische so gut, daß Sie die Pariser werden begreifen können; und Sie werden es vielleicht amüsant finden, wenn Sie sehen, wie die gesamte dortige Schriftstellerwelt auf der Phrase tanzt, ebenso wie jene, die noch den Mut haben, den Namen Philosophen zu führen, auf der Idee tanzen.“ Und deshalb riet er ihm, erst nach Paris zu kommen, wenn er es ohne jede Sorge um den finanziellen Ausfall seiner Konzerte tun könnte.

Diese Unabhängigkeit strebte auch Bülow an. Aus diesem Grunde trat er einem Projekte näher, und zwar mit Liszt's und Berlioz' Zustimmung, das ihn auf längere Zeit aus der musikalischen Welt in ländliche Einsamkeit entführen sollte.

Seine Mutter hatte in Dresden mit der Kolonie des polnischen Adels gesellschaftliche Fühlung gewonnen, vor allem mit der Gräfin Kamienska. Auch Bülow verkehrte dort. Die Tochter derselben, Helene, eine interessante, junge Dame und lebhaftes Künstlernatur, interessierte ihn in hohem Maße. Sie war sehr musikalisch und auch als Malerin über das Dilettantische weit hinaus. Sie malte ihn — und er ließ sich's wohl gefallen, weil sie ihm selbst gefiel.

Sie hatte sogar, wie die Mutter mit Befriedigung feststellte, einen wohlthätigen Einfluß auf ihn. Er aber schien sich überhaupt in den Kreisen zu gefallen. So lernte er auch den General Graf Mycielski kennen, der ihn bat, seinen Töchtern Musikunterricht zu erteilen, und schließlich mit dem Antrag an ihn herantrat, ihm gegen ein Jahresgehalt von 400 Talern als ständiger Lehrer auf seine bei Breslau gelegenen Güter zu folgen. Der Gedanke war Bülow trotz Liszt und Berlioz furchtbar. Seine künstlerische Freiheit stand ihm viel zu hoch. Und auch Wagner riet ihm dringend ab. „Geh' nicht zu dem russischen General, würge dich sonstwie durch, weißt du einmal gar nicht mehr, was heißen, so komm zu mir! So sehr ich Lump bin, soll mir doch jetzt mein Hausstand nicht sobald ausgehen und das ‚Leben‘ soll dich dann keinen Heller kosten.“ Das rührte ihn wohl und ergriff ihn, zumal in dieser Zeit, wo ihm der Meister den Klavierauszug zum „Rheingold“ anbot, eine Arbeit, die ihm Stolz und Freude war. Und noch ein anderes machte auf ihn tiefen Eindruck. In dem gleichen Brief stand allerdings nicht mit Beziehung auf ihn, aber doch auch für ihn eine kraftvolle Mahnung: „Ein Mensch, der bereit ist, für die Nothwendigkeit seiner Empfindung sein Leben einzusetzen, der ist souverän, er kann und darf über Schmerz und Leiden andere nach Lust verfügen: nur er selbst darf nicht weichlich und breiig dabei sein; zwar kann man ihm auch das nicht verwehren, doch muß er sich dann gefallen lassen, daß man ihn nicht mehr liebt und er verächtlich wird.“ Doch der Eindruck der häuslichen Verhältnisse wirkte zu stark auf ihn. Mußte er doch sehen, wie schwer die Mutter ihre Stellung wahrte, die

aufser dem Könige Niemand vom Hofe mich veranlaßt hat ihn
vorgestellt zu werden, namentlich nicht die Königin.

Genug davon. Das ewige Angenehme des Überflutenden Un-
glicklichen folgt nach, wenn es dessen überhaupt gibt.

Es ist Mitternacht vorbei, als ich aus purer Pedanterie diese
Zeilen noch müde zusammenfasse?

*18. In den Epigonien gelesen, an einer Bracture (St moll) nach
langer Pause wieder zu arbeiten begonnen. In einigen musikalischen Festun-
gen lese ich auch aus Braunschwieg heruntergemacht. Das amü-
siert mich. Einen Augenblick auf der Bildergalerie verweilt, bei den
neuen spanischen Gemälden (aus Louis Philipp's Nachlaß in London
angekauft) die mich wahrhaft faszinieren. Heute war ich zu glücklich
da. - Meine Mutter ist wiederum krank, liegt sogar zu Bett.

Um 4 Uhr hole ich Berlioz ab, und mit ihm die Chorprobe zu
besuchen, die uns beide ziemlich unglücklich macht. Nicht leicht
findet man einen so ganz unfähigen Direktor als den alten Finken,
über den ich ^{mir} immer Illusionen haben müßten lassen. Er spielt so
unrein, greift so falsche Bässe, spielt so ohne Taktgefühl und
rhythmisches Leben, daß es ein Wunder ist, wie die Phönixverhält-
nismaße so erträglich herauskommen - Musikalische Leiden für
einen Komponisten. B. ist peinlich aufgeregt, schreibt an Lüttichau,
daß er so und so viele Proben bedürftig seien. Täuscht noch an Königs-
gem. Sonnabend aufgeführt werden sollte, u. s. w. Dieser Brief
wird ihm ins Theater Abends zugehändigt. - Allerei Spatzengänge
mit Berlioz zusammen. Er gefällt mir ungemein - man getraut
ihn in ganz hurem außerordentlich lieb. - Unlebenswichtigkeit
seines Trau, deren Betragen gegen ihn mir höchlichst mißfällt.

- Honorarzahlung für die Mitwirkung im Hofkonzert durch
Hrn v. Lüttichau. (70 Thaler) Das Unangenehme des Geldempfangs
drückt mich nicht lange. Es ist mir sehr lieb, meiner Mutter, der
ich theils zur Aufbewahrung 40 fl. übergebe, die Tatiethronenfrühe
einigermaßen ersetzen zu können und was ich z. B. zu thun

Willens bin, meine Schuld an Haslinger bezahlen zu können.
 Die frische Abendluft läßt mich leider nur eine neue Erkältung
 holen. - Ich habe heute wieder schmächtig viel flauirt. - Ich soll
 übrigens im gestrigen Hofkonzert sehr gefallen haben, wie ich höre.
 Kammermusik (H. Rühlmann), Freund des verstorbenen Uhlig, be-
 gegnete mich am Theater, als ich mit Berlioz ging. und zeigte sich
 als einen recht intelligenten, frischen Musiker, für den ich ihn
 auch bisher immer gehalten habe, nach dem was mir von ihm
 bekannt war. ich will ihn nächstens auffuchen. - Meiner Mutter
 geht es noch nicht besser. Da ich selbst etwas Hals- und Kopf-
 schmerz empfinde, gehe ich zeitig nach Hause.

*19. Katharrh. - Um 10 Uhr hole ich Berlioz in die Probe-
 probe ab. Reifiger stellt ihn der Kapelle als den ersten lebenden
 französischen Komponisten vor, und empfiehlt seine Werke
 dem guten Willen und Fleiß der Ausführenden. Das hätte er
 nicht nötig. - Denn die ganze Kapelle, seit einer Reihe von
 Jahren sehr systematisch durch Vorenthaltung jedes neuen, interes-
 sierenden lebenden Werkes verdumpte, packt den Faust mit
 regem Verständnis und Eifer an. Die Probe dauert bis genau
 1½ Uhr. Man sieht es den Musikern an mit welcher künstleris-
 chen Freude sie die „geistreiche“ Musik B's erfüllt.

Der dritte und vierte Theil des Faust, den ich noch aus dem
 Klavierauszuge kannte, überrascht mich durch wunderbare
 Schönheiten, die erst durch die Instrumentation offenbar werden.
 Namentlich der Zerknirschung ist von einer fabelhaften Macht.
 Nein, wie das Klang! Auch der Schlußchor (im Himmel)
 ist ganz wundervoll. - Die Instrumentierung, das Klangbild
 ist bei Berlioz durchaus nicht äußerlich, weil so selbständig, daß
 man glaubt den Maler vom Fernhörer trennen, so in zwei ver-
 schiedene Personen legen zu können. Im Gegenbild - so ist in
 ihrem Wesen so ganz vom Gedanken durchdrungen, wie kaum

Der offene Teller kam ich herein ich weiß nicht wie. So verfiel Berlioz
sich der Sinne des ihm zugewandten Hörs sich zu bemächtigen,
den Hörs gefangen zu nehmen, ihn einzuspinnen. Ausführung läßt noch
zu wünschen übrig. Gespräche mit Reszger, der seit einiger Zeit sehr
gütlich gegen mich ist, Kammerrat Herr Fiedler Liebendaal u. d.
Baron v. Napp, übrigens ein gewissenhafter Probenbesucher voll Andacht
- Mid Mitternacht, die sich mir vorstellte.

Nachmittags etwas gespielt in Albrechts, per. v. d. d. dessen Namen
ich nicht behalten, bringt mir sein Album - Kammerrat Herr Fiedler
ihn mir zu - die Dornitzschneider, Meyerbeer, Marschner, Reszger,
Jenny Lind u. a. sind darin. Also keine schlechte Gesellschaft.
Doch beziehe den Namen Emma Babnigg. Wie auch das verfaßt
und aufgesetzt - ist er bestimmt, diesen Namen noch eine Rolle in
meinem Leben zu spielen? - Nein.

Interessanter Nachmittag - von $\frac{1}{2}$ 5 - $\frac{1}{2}$ 10 Uhr mit Berlioz zusam-
men gebracht Besuch bei Carus der uns seine Schädelammlung
zeigt, und B's Schädel mißt um die Proportionen derselben in seine
Liste berühmter Köpfe einzureihen. B. findet Carus sehr angenehm
in gewisser Weise Humboldt ähnelnd. - Prof. Kühnel treffen wir
nicht zu Hause, doch besuchen wir sein Atelier. Wundervoll ist die jetzt
für das neue Museum vollendete Statue Dante's. der Vollendung
nahe die Standbilder Raphaels und Michel Angelos. - Berlioz ist
zum Flanieren ausgelegt. Wir sitzen unter der Laubhülle seines
Hotels rauchend und sehen es auf der Straße regnen. Interessantes
Gespräch über Voltaire, Alex. Dumas, Lamartine, Balzac, Victor
Hugo (jetzt Monomanie derselben betreffs des Gegenstands seines Rases
und Abscheus „Louis Napoleon“), A. de Vigny, Fanny u. s. w. Es waren
mir ungemein werthvolle Stunden die der bestgen. Unterhaltung.
Hätte ich Zeit sich schreiben Eines davon auf - doch hoffe ich
vergeße ich es so auch nicht. Auch würde ich in der künftigen
Erinnerung zu weit herzuholen sein - Besuch bei Frau C. Rachel-
hundsgemeiner, jüdischer Baugewerk, frisch, eckhaft. - Auf Berliozs
Zimmer mit ihm und seiner Frau, die heute sehr lebenswändig Thee
genommen. Später noch zu meiner Mutter gegangen und eine kleine
Klaviere gespielt.

28. Von 9 - 1/2 Probe vom dritten Berliozschen Concert. Aus. zum
röm. Camerat. Romen - Flucht nach Egypten. - Rev. zu Cellini.
Nachmittags steht mich der Besuch L. J. M. im Klassenzimmer.
Eine feierliche Stunde habe ich zuzufassen. Einmaliges Gespräch
v. L. J. Confusum und hastig anstehend. Altes Verbrechen von Mozarts
Johannes, den er über Don Juan stellt. Seine Tugend und Unfehl-
barkeit (überwiesene Fehler der Alten überhaupt) - er schlägt der
Kapelle ab, sich an einer Demonstration für Berlioz zu betheiligen.
Wenn doch irgend Etwas zu Stande zu bringen wäre, die Kapelle
ergibt eine Regung ihres Bewusstseins als künstlerische Disposition
dem Publikum gegenüber aufzuerst! -
Laure par George Sand. ersten Theil gelesen. - Brief von Eugen d.
Souper aus Pesth. Große Spannung von meiner Seite - doch erfahre
ich nichts Neues. Dennoch lese ich den Brief zweimal durch, der
mir merkwürdig zu Muth macht - Aus! - Ich muß dem Schreiber
übrigens doch in den nächsten Tagen antworten.

Abends instrumentirt. Was das langsam geht. Auch Klavier ge-
spielt. Ich soll nächsten Sonntag Berlioz vorspielen.

29. Probe vom Concert. Es geht ganz herrlich und klingt prachtvoll, da
die Schallwand geklopft ist. Das Finale von Romen u. Julie überaus an-
schönheiten gefällt mir mit jedem Male mehr. Berlioz erhält von
dem alten Kammermusikus höchst feine, Herrn Lerer. A. die reichend-
sten Entzückensbezeugungen. - Ich bin sehr frohen und heiteren Humors.

Besuch bei Berlioz. Der sein Portrait von einem alten Freunde Herrn
Michele (Engländer? aber sehr continentalisiert) arbeiten läßt.
Anzeige: Bittet um Wiederholung des Berliozschen Concertes zur Infektion
gebracht. - Concert. Sehr gefülltes Haus und ungemein enthusiasti-
sches Publikum. Lebhafter Empfang. zweimaliger rauschender
Applaus fast nach jeder Nummer. Der dritte Satz der „Flucht nach
Egypten“ muß wiederholt werden. Tacapoe Ruf bisher in Dresden
ganz unerhört. Aus einer Proszeniumsloge wird ein Haug zu B's
Füßern geworfen. Die Cellini-Ouverture wird mit ungemein viel
Leue und Schwung gespielt und macht große Wirkung. Mein Rath
sie an die Stelle der Ler-Ouverture zu setzen war doch also gut?

Schwester im Auslande weilte und sich mit Übersetzungen einen Nebenberdienst schuf. Sie lebte freilich in London und Paris, wohin es ihn selber drängte, wie einst den jungen Meister, weil auch er hoffte, dort sich seine europäische Stellung zu gewinnen.

Aber ohne Mittel konnte er dort nicht wagen einzusetzen, und diese glaubte er in den Diensten des polnischen Grafen zu gewinnen. So rang er den ganzen Sommer hindurch mit dem Entschlusse, aber schließlich ließ er sich durch die Verhältnisse wie durch den Gedanken an Paris drängen, die Zusage zu geben. Was ihn lockte, das war die freie Zeit, die ihm dort für seine eigenen Arbeiten blieb. Freilich fürchtete er sich auch vor der Einsamkeit und vor dem „Kampanisiertwerden“. Kannte er sich doch selbst und sein Wesen. So sprach er der Schwester gegenüber nicht ohne Grund die Befürchtung aus: „Wer weiß, ob ich dort immer Mut und Lust zum Arbeiten — zum Komponieren haben werde — und das ist doch im Grunde meine einzige Hoffnung. Ich bedarf so sehr der äußeren Anregung, der Welt, des Umgangs mit Naturen, die mir imponieren und die mich lieb genug haben, mir hier und da ein tüchtiges Ermunterungssignal zur Erweckung meines Selbstvertrauens zu geben. Mir bangt etwas vor der Geistes- und Herzensöde, die mich bedroht.“ Gern wäre er daher der Einladung Wagners zu dem Musikfest nach Sitten in der Waadt gefolgt, aber er war durch seine eigene Notlage an Dresden gebunden, und den angebotenen Zuschuß des Meisters glaubte er nicht annehmen zu dürfen. Aber er hatte unter dem Eindruck der Berliozwochen neue Anregung gewonnen. Er übte fleißig, und wir sehen ihn über den 33 Beet-

hobenschen Variationen, über den Präludien und Fugen von Bach brüten. Ferner schrieb er an einer Orchesterphantasie — „im Stil von meinem Freunde Raff“, meinte er in launiger Bescheidenheit, die denn auch Mitte August fertig wurde. Daneben instrumentierte er die Cäsar-Ouvertüre zum dritten Male und fertigte die Tannhäuser-Transkriptionen zu vier Händen. Wagner war damit nicht ganz zufrieden, übrigens auch Liszt nicht. Jener wünschte ein Zusammenfassen der melodischen Komplexe als ganze Bilder. „Nur so,“ schrieb er, „hat solch Arrangement Sinn. Die eigentliche Oper muß ganz aufgegeben werden.“ Auch an einer Reihe von Aufsätzen hatte er gearbeitet. Aber aus Ärger über die fehlerhafte Zusendung der Brendelschen Zeitschrift hat er die angefangenen zerrissen!

Seine treuesten Genossen in dieser Zeit waren Richard Pohl und Alexander Ritter, die aber beide unmittelbar vor ihrer Übersiedelung nach Weimar standen. An der Berufung des letzteren in die Weimarer Hofkapelle hatte Bülow wesentlichen Anteil. Er hatte ihn nämlich Liszt mit den wärmsten Worten empfohlen. Dabei war Bülows tiefe Noblesse in eigenartigstem Lichte zutage getreten. Gerade damals hatte er selbst eine tiefe Sehnsucht nach Weimar. Denn lieber hätte er in der Nähe des Meisters gelebt und unter und mit ihm gearbeitet, als daß er sich in sein Exil nach dem Osten begab. Ja er fühlte sogar sein Verhältnis zu Liszt erkalten und sich durch die Berufung Singers und zumal die gastliche Aufnahme Rubinsteins auf der Altenburg zurückgesetzt. Und es war gewissermaßen eine Art von schwermütiger symbolischer Handlung, wenn er jetzt durch Alexander Ritter den Talisman zurückstellen

ließ, den ihm der Meister für seine erste Kunstfahrt geliehen. Auch Wagner scheint er von seiner Entfremdung mit Liszt geklagt zu haben. Aber da fuhr ihm dieser mit kräftiger Hand durch die trüben Gedanken und versicherte ihn der Liebe und des Vertrauens des großen Freundes und wußte selbst dessen Rat, nach Polen zu gehen, zu rechtfertigen: „Es ist alles so hundsföttisch, daß man sich nur nach Muhl umsehen kann.“

Es waren auch zu schwarzseherische Gedanken, denen er sich hingab. Darüber hätte ihn die Begegnung, zu der ihn Liszt im Juni nach Leipzig einlud, am besten belehren können. Aber sie blieben noch lange in ihm haften und hemmten sein Selbstbewußtsein, das freilich auch in Dresden einen starken Stoß erlitten hatte. Am Hochzeitstag von Alexander Ritter und Franziska Wagner, der Nichte des Meisters, war nämlich ein Konzert der Hofkapelle angesetzt worden, bei dem er das Trio von Volkmann spielen sollte. Von der Feier kommend, versagte er sichtlich — und das drückte ihn wieder um des Falles selbst wie um Volkmanns willen. Es kam zu heftigen Auseinandersetzungen und, was schlimmer war, zu schweren inneren Vorwürfen, die erst später durch die Erfahrungen, die er bei der Kapelle mit seiner Cäsar-Ouvertüre gemacht, einem gesunden Grolle wichen, sodaß er mit den Worten: „Kahenmusik gegen Kahenmusik“ das selbstquälerische Kapitel abschloß.

Das Bedeutsamste für ihn in dieser Zeit vor dem Aufbruch nach „der Insel Jersey“ aber war die Partitur des „Rheingold“, die ihm der Meister zur Besorgung von Abschrift und Klavierauszug anvertraute. Es war in der Tat eine neue Welt, die sich ihm hier aufschloß — und als

Trennung davon empfand er den Aufenthalt auf dem polnischen Schlosse. Schrieb doch Wagner selbst mit komischem Unwillen: „Jetzt gehst du aber bald nach Polen: was nun? Wie müßte es gemacht werden, und wem sollte ich mein Original zur Vermittelung anvertrauen? Da hast du gleich eine polnische Unannehmlichkeit! — Ich möchte denn doch mein Original nicht allen Möglichkeiten einer polnischen Rittergutswinterpostverbindung hingeben.“

So „weit von der Welt“ freilich, wie Wagner annahm, lag dieser Edelsitz Chocieszwice nicht, aber ein Exil war es doch für Bülow, für dessen Lehrzeit und Entwicklung die Leiden und Freuden eines gräßlichen Musikhauslehrers wahrlich nicht notwendig gewesen wären. Aber er hatte sich, wie gesagt, durch die Verhältnisse dazu bewegen lassen, und nicht zuletzt durch Liszt und Berlioz, der die dortigen Menschen freilich nach der von ihm so sehr verehrten Fürstin Czartoryska beurteilte und wohl wähnte, so geistvoll und fein gebildet, und vor allem so musikalisch müßte der ganze Kreis sein, aus dem sie kam, um Paris und vor allem ihn zu entzücken.

Am 7. Oktober brach Bülow auf. Der Abschied von der Mutter scheint stürmisch und heftig genug gewesen zu sein. Aber auf der langen nächtlichen Fahrt beruhigten sich seine Nerven. Und in Breslau, das ihm bei diesem ersten Aufenthalt einen keineswegs erfreulichen Eindruck machte, besuchte er neben dem Organisten Hasse und dem Pianisten Schnabel den greisen Universitätsmusikdirektor Mosewius, der ihm den stimmungsvollen Musiksaal der Universität zeigte, in welchem vor Jahren auch Liszt gespielt. Der Alte hatte auch noch den Sieger von Dennewitz

gekannt und wußte mit dem Stiefentel von dessen Kompositionen sehr anregend zu plaudern.

Noch eine nächtliche Fahrt im Postwagen — und aller Mittel entblößt — kam Bülow auf dem Gute an. Der Schloßherr war auf Wochen verreist, die Gräfin selbst hatte ebensowenig wie die Dienerschaft eine Ahnung, welcher Art dieser neue Musiklehrer sei, daß er an Adel wohl ihr gleich, an Geist, an Bedeutung aber alles überragte, was je dieses Schloß betreten. Ein kaltes, finsternes, riesig großes, aber armselig möbliertes Zimmer ward sein Heim, das sich in der Folge auch noch als unheizbar erwies, abgesehen davon, daß der Graf Zimmerwärme als gesundheitschädlich verabscheute. Bülow hat in seinen Briefen eine drastische, aber echte und farbenreiche Schilderung von dem Leben auf diesem Gute gegeben, das in manchen Zügen an die polnischen Bilder aus Gustav Freytags „Soll und Haben“ erinnert. Wir können ihm hier nicht nacherzählen, wie er sich allmählich im Hause und in der Gesellschaft, höflich und energisch, eine seiner würdige Position gewonnen. Seine eigentliche Berufstätigkeit freilich war und blieb ein hartes Stück von „Künstlers Erdenwallen“. Sie bestand zunächst in Stunden an die drei Gräfinnen-Töchter. Die älteste, Gräfin Elise, der er ihre „molesse slave“ vorwarf, erkannte freilich bald Bülows Größe und begann mit steigendem Enthusiasmus seinem Spiel zu lauschen. Am talentvollsten war die zweite, während ihm die dritte mit rührender Offenherzigkeit und Selbsterkenntnis ihre Talentlosigkeit bekannte. Und Bülow schrieb in komischer Verzweiflung: „Grenzenlos ist mein Leiden mit der Jüngsten, der Dreizehnjährigen, der ich zu einer Geburtstags-

freude des Papa eine Quadrille über Motive aus „Martha“ eintrichtern muß.“ Aber er fand sich hier doch zurecht, als Künstler wie als Edelmann, und verloren war diese Zeit nicht. Mit dem bescheidenen Hauslehrer, der durch Unkenntnis des Französischen von jedem gesellschaftlichen Verkehr so gut wie ausgeschlossen war, betrieb er Englisch, das er besser verstand, der andere etwas besser sprach. Er schaffte sich überdies eine polnische Grammatik an, und ehe er aus dem Exil in die Welt zurückkehrte, hatte er auch diese Sprache zu beherrschen gelernt.

Aber in die Welt trachtete er mit leidenschaftlichem Drängen zurück. Er lechzte nach Nachrichten, zumal von der Schwester, die in Paris weilte und die er aus der Ferne in die Schönheiten der Weltstadt einführte, wiewohl er sie selbst noch nicht kannte und sich mit voller Seele danach sehnte. Hatte er doch um solcher Sehnsucht willen diese seiner durchaus würdige Stellung angenommen. Die Korrespondenz mit Isidora ist demnach nicht ohne Reiz, ja das Reizvollste vielleicht der ganzen Periode. Sie lernte in Paris Liszts Kinder kennen, „Erlkönigs Töchter“, wie Bülow schreibt, sie ist seine Vermittlerin bei Berlioz, den er um die Partitur zum „Korsaren“ bitten läßt, weil er auch diese Ouvertüre arrangieren will. Er liest sehr viel und nimmt Stellung zu zahlreichen, ihm und seinem Schaffen entlegenen Werken, wie Bauers „Rußland und das Germanentum“, verschlingt die französischen Zeitungen, die außer der „Schlesischen Zeitung“ einzig auf dem Gute gehalten wurden, und vor allem seinen geliebten „Kladderadatsch“, zu dessen „Partei“ er sich schon in seiner Berliner Zeit bekannt hatte.

In diese Einsamkeit aber leuchten zwei Frauengestalten herein: Helene Kamienska und Jenny Raussot, die Schulfreundin seiner Kinderzeit. Für Helene bittet er Liszt um ein Autograph, und der Liebenswürdige sendet ihm für sie ein Albumblatt. Und Wagner meint sogar, er solle die polnische Gräfin heiraten. Jedenfalls nimmt sie an seinem Schicksal warmen Anteil und ist ihm eine gute Freundin, zumal in dem Verhältnis zur Mutter, auf die übrigens auch Frau Raussot einen segensreichen Einfluß gewonnen. Denn sie war nach ihren mannigfachen Schicksalen, die sie auch in so tiefe und bedeutsame Beziehungen zu Richard Wagner gebracht, nach Dresden zurückgekehrt. Ihr rascher und lebhafter Geist hatte jetzt Ruhe und Freude an eigener Arbeit gefunden. So hatte auch Bülow bei dem Wiedersehen die Geistesverwandtschaft verspürt, die beide im Leben immer wieder zusammengeführt hat. Jetzt hatte sie ihm mit ihrem Buch „Comédies par Alfred Musset“ ein liebes Geschenk gemacht und damit manche einsame Stunde verschönt.

Was ihm dort am meisten fehlte, das war Zeit und Stimmung zum Komponieren. Außer einem „Mazurka-Impromptu“, das er der Chatelaine von Chocieszowice zu widmen gedachte, scheint dort nichts entstanden zu sein, wenn er sich auch mit allerlei Entwürfen getragen hat. Die vielen Klavierstunden machten ihn müde, die nichts-sagende Umgebung ließ schöpferische Gedanken nicht aufkommen. Aber umso eifriger übte er für sich und vor den Gästen des Hauses, denen er die Konzertsstücke, die er auf dem Repertoire haben mußte und deren er doch überdrüssig geworden, vorzuspielen pflegte. Sie hörten mit Staunen

zu, während er — übte. Sehr am Herzen lag ihm seine Orchesterphantasie, die er sowohl Liszt wie Wagner gesandt hatte. Letzterem auch andere Kompositionen, so vor allem die Cäsar-Ouvertüre. Dieser prüfte sie ernst, und seine Ausführungen darüber sind vielleicht das Bedeutsamste, was je über Bülow's eigenes Schaffen gesagt worden ist. Er äußert sich freilich mit einer gewissen Zurückhaltung, die dem Gefühle entsprang, die Arbeiten ohne gute Vorführung durch Klavier und Orchester unmöglich richtig beurteilen zu können. Aber er schätzte ohne Zweifel die beiden Werke sehr hoch ein, zumal die Phantasie: „Deine Erfindung,“ sagt er, „hat mich sogleich betroffen: Deine Gabe dafür ist unverkennbar stark und namentlich offenbart sie sich in der Orchesterphantasie. Die thematische Struktur, in Anlage und Ausführung, ist groß und übersichtlich und besonders in der Phantasie neu, weil ganz aus dem Gegenstande hervorgegangen.“ In dieser bewundert er auch die Stimmung, in allem aber die fabelhafte Technik, in der er nach seinem Dafürhalten, was schwierige Formen für das Detail, wie für den ganzen Zug, betrifft, nicht füglich, zu übertreffen. „Ich kann somit nicht anders,“ fährt er fort, „als Dir Meisterschaft zusprechen, so daß ich der Meinung bin, Du kannst alles machen, was Du willst.“ Dagegen äußerte er seine starken Bedenken in bezug auf das Formelle — auf Bülow's „Verhalten zum harmonischen Wohlklang“ — über die „harmonische Härte“, gegen die er ja selbst stets angekämpft. Er suchte seinen Ideen nachzugehen, und für Momente, meint er, sei's ihm auch gelungen. „Doch hält's nicht lange an, und ich falle in meine alte Schwäche zurück, die mich glauben macht, daß die Kunst eben darin

bestehe, gerade die seltsamsten, ungewöhnlichsten Empfindungen dem Hörer so mitzuteilen, daß seine Aufmerksamkeit nicht durch das Material des Gehörs abgelenkt werde, sondern gleichsam einer schmeichelnden Lockung nachgebe, auch das Fremdartigste willig in sich aufzunehmen. „Sieh, Hans, dergleichen Sachen habe ich wahrlich auch durchgemacht, und zwar in meiner allerersten Komponierzeit, wo ich alles übrige nur nebenbei abmachte, bis ich wieder solch einen harmonischen Witz auffand. Damals aber konnte ich noch nichts Rechtes machen und wäre namentlich nicht imstande gewesen, ein Musterstück zu schreiben, das so Hand und Fuß hat und von solcher Meisterschaft zeugt, wie Deine Phantasie. Bei Dir nimmt es mich nun wunder: gewiß, Du irrst Dich in Dir, Du hast viel zu viel Erfindungskunst, als daß Du Dir in solchen Mätzchen ernstlich gefallen solltest. Sieh, es liegt etwas Kaltes und Jüdisch-Indifferentes darin, wenn andere, wie es wirklich der Fall ist, bei unserer Mitteilung nur auf solche Sonderbarkeiten achten, und sich darüber unterhalten, als ob die eigentliche Sache nichts wäre. Du siehst, wie gering ich hiervon denke, und daß, meiner Überzeugung nach, meine Ausstellung an Deinen Werken nur Unwesentliches, nicht aber das Wesentliche trifft. Somit nimm mein Urteil — als Dir nur sehr günstig auf. Ich entsinne mich nicht, durch ein neues Musikstück, trotz mangelhafter Kenntniß, so stark in meiner Stimmung betroffen worden zu sein, als namentlich durch Deine Phantasie.“ Bülow hörte, eben als ausgesprochener Musiker, aus diesen Worten, die in gewissem Sinne doch den Meister Schlag für ihn bedeuteten, nur das „Nein“ heraus. Und er legte Wagners Urteil dem Weimarer Freunde vor, der sich

über die Neuinstrumentierung der Cäsar-Ouvertüre wie über die Phantasie sehr lobend ausgesprochen hatte und ihm die Aufführung beider Stücke in Aussicht stellte. „In dieser zweiten Fassung des ‚Cäsar‘ wie in Deiner Phantasie, zeigst Du die bemerkenswerteste Begabung in der Kunst des Orchesterkolorits. Du hast bei Deinen großen Vorbildern Wagner und Berlioz reichlich gelernt und das ohne sklavische Nachahmung oder Plagiat — denn was Du schaffst, gehört Dir als Dein gutes Eigen und entspringt nur Deinem ‚bon plaisir‘ — wenn nicht Deinen Kümmernissen und individuellen Verstimmungen.“ Mit letzterem Worte berührte er doch das, was Wagner aus der flangharten musikalischen Darstellung des „Selbstmordwahnsinns“ in der „Phantasie“ mit seinem tiefen menschlichen Empfinden herausgehört hatte, das von seinem musikalischen nicht zu trennen war. Und auch Liszt kam in seiner tiefen Güte von dem Musikalischen auf den Seelenzustand seines Schülers. Denn er fuhr in seinem Brief fort: „Was es auch sei, mein teurer Freund, laß Dich nicht von der Mutlosigkeit überwältigen. Oft genug hab’ ich Dich allzusehr dazu geneigt gefunden. Du bist eine noble Natur, Du besitzt seltenen Verstand und bedeutendes Talent. Nur mußt Du lernen, Geduld zu haben und zu warten und Dich dieser Aufgabe mit der notwendigen Ausdauer unterziehen, um die schönen Gaben ans Licht zu bringen, die Du in Dir trägst.“

Und das war es. Über den einsamen Tagen von Chociszewice liegt, wie über der letzten Dresdener Zeit, schwere ja tragische Stimmung, eine Qual der Hoffnungslosigkeit, ein Gefühl der Verzweiflung an sich selbst, seiner Be-

gabung und seiner Zukunft. Vom schwersten Druck freilich hatte er sich schon durch seine Phantasie freigeschrieben. In der fremden Welt des polnischen Gutes fand er sich selber wieder. Mit dem Selbstbewußtsein aber erwachte auch der Drang, die drückenden Fesseln zu sprengen und seine Kräfte zu rühren. Eine Reise nach Berlin und ein Konzert, mit dem er sich die Hauptstadt zu erobern gedachte, war ja von Anfang an geplant und nur wegen finanzieller Schwierigkeiten, die ihn auch verhindert, der ersten Lohengrin-Aufführung in Breslau beizuwohnen, bis gegen Ende November verschoben worden. Freilich krank und mißmutig kam er in Berlin an, und er ging von Anfang an mit tiefer Hoffnungslosigkeit ans Werk. Aber mit steigender Gesundheit wuchs auch seine Stimmung, die durch Anwesenheit und Zuspruch Helene Kamienskas noch gesteigert wurde. So entschloß er sich trotz allem zu einem Orchesterkonzert auf eigene Rechnung, bei dem er auch seine Cäsar-Ouvertüre zu Gehör zu bringen gedachte. Leider traf die Partitur aus Dresden zu spät ein, wie es scheint, infolge von Bedenken der Mutter, die wähnte, daß er sich durch diese „Zukunftsmusik“ sein Durchdringen als Pianist erschweren könnte.

Am 6. Dezember fand das Konzert statt. Natürlich ein finanzielles Defizit, aber ein voller künstlerischer Erfolg. Er hatte die Mitwirkung Johanna Wagners gewonnen, die ihm wie sein „guter Engel“ treu und freundlich zur Seite stand. Auch die Kritik war wohlwollend, mit Ausnahme Kellstabs, der für seine Besprechungen in der Vossischen Zeitung eine neue Wendung hatte, indem er bei allen Künstlern von Verirrungen sprach. Selbst Johanna Wag-

ner bekam ihren Anteil daran. Dagegen war der gefürchtetste aller Kritiker, aber nach Bülow's Urteil auch tüchtigste und geistvollste, Rossak, von seinem Spiel entzückt.

Sein Konzert hatte zumal unter der Konkurrenz von Klara Schumann und — Joachim gelitten. Anfangs kränkte ihn der letztere, aber er überwand dieses Gefühl, trotzdem die Mutter es bis zur Empörung teilte, und er trug es weder dem Freunde nach, noch der Witwe Schumanns, der er sogar in aufrichtiger Huldigung näher trat. Ihr Spiel und wohl auch ihr Wesen entzückte ihn. Und wenn er ihr anfangs gezürnt, so fühlte er das als Unrecht und tat sein Möglichstes, es wieder gut zu machen. Einer der vielen wunderbaren und ergreifenden Charakterzüge Bülow's. Es war so ganz er selbst, wenn er der Mutter schrieb: „Die ignobellsten Feinde des Menschen: ‚Neid und Furcht‘, sie attackieren mich auch häufig, aber stets habe ich sie mit meinem inneren Truppenführer siegreich zurückgeschlagen, und wenn ich auch fest entschlossen bin, meinen Weg zu machen, nicht rücklings schauend, so werde ich nie dazu ein Mittel ergreifen, dessen Gebrauchsgeständnis mich vor meinen alten Freunden, — und ich versichere Dir — ich habe nur die ehrlichsten zu Freunden behalten — erröten machen müßte.“

Das Konzert zeitigte aber auch andere günstige Folgen. Hatte sich das Verhältnis zu dem Intendanten Grafen Redern schon früher gebessert, so lud er ihn jetzt bei Gelegenheit der Aufführung seines „Fackeltanzes“ durch mehrere Musikkapellen zu sich. Dort fand der Ahnungslose den Prinzen von Preußen und dessen Sohn, Prinzen Friedrich, sowie den Prinzen Georg. Er wurde ihnen vor-

gestellt und nach dem Ende des Militärspektakels selbst zum Spielen eingeladen. Prinz Georg, der musikalischste von den Herrschaften, veranlaßte ihn, die „Patineurs“ zu spielen. Die Herrschaften standen um den Flügel und bewunderten seine Technik. Ja einige der unglaublichsten „Basen“ mußte er wiederholen. So war mit dem Hofe in der angenehmsten Weise Fühlung gewonnen, ohne Hofkonzert, das ihm nun Meherbeer, ebenso wie Redern in nächste Aussicht stellte.

Aber das Wichtigste war ein anderes. Unter den Hörern seines Konzertes hatte sich auch Adolf Marx befunden, der im Jahre 1850 mit Th. Kullack und J. Stern das Konservatorium für Musik gegründet hatte. Jener war entschlossen, ihn für sein Institut zu gewinnen, und zwar an Stelle von Kullack, der damit umging, auszuscheiden und ein neues ins Leben zu rufen. Marx lud Bülow zu sich und wußte dessen Zustimmung zu erlangen. Die Verhandlungen kamen bereits am 17. Dezember zum Abschluß. Bülow unterschrieb frohen Herzens den Kontrakt, der in seinen Bedingungen freilich erbärmlich genug war. Das Gehalt sollte 300 Taler betragen, wenigstens für das erste Jahr. Aber die Tätigkeit band ihn nicht allzusehr. Er war lediglich zu neun Wochenstunden verpflichtet, sodaß ihm für den Privatunterricht Zeit genug blieb. Zunächst begrüßte er die neue Stellung, die er am 1. April 1855 antreten sollte, als eine Erlösung aus den „Mykieskischen Torturen“. Er war der Einsamkeit ledig und hatte einen Wirkungskreis in einer Stadt, die ihm gerade in diesen Tagen so viel der Anregung geboten, daß er sich auch für die kurze Zeit nur

schwer von ihr trennte, die er noch im Posenischen verbringen mußte. Denn er hatte gerade bei den jüngeren Musikern eine Reihe begeisterter Anhänger und Freunde gefunden, ganz abgesehen von den alten Bekannten, von denen sich vor allem Bruno Bauer durch seine herrliche Wiedergabe Bachs schwärmerisch angezogen fühlte. Und er freute sich, mit Marx zusammen zu wirken, von dem er in der ersten Freude schrieb: „Marx ist für mich eine Autorität — ich werde mich ihm völlig und gern unterwerfen, wo es nötig ist — übrigens stimmen wir in den Hauptpunkten musikalischer Bildung überein.“ Genug — er sah einen Erfolg, und er meinte: „Ich habe doch nun endlich den einen Fuß in den Steigbügel gebracht, und der Anfang ist gemacht.“

Indessen hat er noch mehrfach gezögert, sich völlig in den Sattel zu schwingen. Zwar zunächst ging er mit dem Vertrag in der Tasche leichteren Herzens nach dem Gute zurück, als er abgereist war. Er fand sich auch mit Humor in die neuen Unbequemlichkeiten, die ihm dort der nunmehr mit voller Wucht einsetzende östliche Winter bereitete: ein kaltes, unheizbares Zimmer mit losen Türen, durch welche der Wind fortwährend das „Piccolo“ blies. Aber es währte nur noch kurze Zeit, dann brach er zu seiner mit Truhn verabredeten Konzertreise auf, die ihn zunächst nach Breslau führte. Einen „Liliput-Pianisten“ nennt er sich List gegenüber selbst. Und doch hat er in den acht Konzerten, die er in der schlesischen Hauptstadt gab, sich reichlich Ansehen und Ruhm erworben. Und wohl auch die Kosten für den Aufenthalt. Aber nicht mehr, denn so sehr ihn die Zeitungen lobten, die Säle blieben leer und

die Hoffnungen, die er gehegt, unerfüllt. Indessen scheint er doch die Tage recht freudig verbracht zu haben, und zwar vor allem mit den Offizieren des dortigen Kürassierregiments, sehr zur Anfreude der Mutter, welche dem „abenteuernden“ Sohn mit aller Sorge und dem ganzen „Winter ihres Mißbergnügens“ zusah. Und in der That. Ein wenig Grund zur Sorge hatte sie. Denn auch in Posen wurden ihm die erhofften materiellen Früchte nicht zu teil. Er hatte an den polnischen Adel Empfehlungen von seinem bisherigen Patron in reicher Fülle erhalten. Aber die Polen blieben fast völlig aus, und wenn er mit einzelnen Familien in nähere Beziehungen trat, ja sogar Klavierstunden übernahm, so hatte er bald allen Grund, sich mit dem nötigen Selbstgefühl aus diesem Kreise zurückzuziehen. Er fand, daß die Deutschen doch bessere Menschen seien, die um der Musik willen zu ihm kamen und zumal, wenn er Beethoven spielte, seine andächtigen Zuhörer waren. So erkannte er gerade auf dieser Fahrt, daß er zum Interpreten Beethovens berufen sei, und faßte den Entschluß, neben Liszt und Wagner vor allem dessen Werke zur Geltung zu bringen.

Im übrigen überall Erfolg, in Posen und Bromberg und vor allem in Danzig. Nur reichten die Einnahmen selten genug hin, die Kosten zu decken, und in Posen geriet er sogar in nicht geringe Schwierigkeiten. Aber nichts mehr von der Depression, die ihn auf seiner ersten Reise so gelähmt. Im Gegenteil. Er ist mehr wie je entschlossen, an der Pianistenlaufbahn festzuhalten. Und wenn die Mutter hoffte, daß er nun der schlimmen Erfahrungen genug gesammelt und der Abenteuer müde geworden, so

irrte sie. Er fühlte gerade durch die zahlreichen Konzerte Kraft und Lust dazu gesteigert. Und so erwidert er auf ihre Einwände sehr entschieden: „Über das Konzertreisen, das ich trotz meiner Mißerfolge in Vosen nicht aufgeben werde, bin ich allerdings ganz anderer Meinung wie Du. Ich glaube aber, daß meine Absichten — abstrahiert von meinem außerordentlichen Vergnügen, musikalische Leute zu entzücken — sehr viel Haltbares haben, und verzweifle nicht, Dich mündlich zu meinem Dafürhalten zu befehlen.“ Ja es ist kein Zweifel, daß er unter den Eindrücken dieser Reise und im Gefühl des freien Lebens, das durch den steten Verkehr mit der Gesellschaft jedes Ortes keineswegs irgendwelchen Bohèmecharakter empfing, mit Anlust an die drohende Berliner Stellung dachte, die ihm allerdings durch die Mächenschaften des Hofpianisten Kulack mehr als gefährdet erschien. Dieser war ausgeschieden, um ein Gegenunternehmen zu gründen, zu dem er auch die besten Schüler des alten Konservatoriums mit hinüberzog. So stand dieses in der Tat auf recht schwachen Füßen, und die Gefahr, völlig aufzuliegen, war keineswegs außer Sichtweite. Dazu kam ein Konflikt mit Stern, der schließlich doch der Retter des Ganzen werden sollte, nachdem auch Marx sich durch seinen Gesundheitszustand veranlaßt sah, sich von seiner Schöpfung zurückzuziehen. Da war es natürlich nicht zu verwundern, wenn auch Bülow wieder zu schwanken begann, diese Stellung anzutreten. Es müssen darüber Gerüchte auch zu Liszts Ohren gedrungen sein. Wenigstens nahm dieser Gelegenheit, ihm sehr ernst und väterlich ins Gemüt zu reden: „Wirßt Du mir eine Bitte und einen Rat erlauben?

Trachte Dich in Deiner Eigenschaft als Professor am Marx'schen Konservatorium zu behaupten und während mehrerer Jahre in dieser Stellung zu befestigen, die in finanzieller Beziehung zwar wenig glänzend, aber unter anderen Gesichtspunkten mir eine ganze Reihe weiterer Vorteile zu bieten scheint. Marx schreibt mir, daß ihm diese Gesellschaft nicht übermäßig zusagte, und ich fürchte, daß Du Dich von ihm oder von anderen beeinflussen lassen könntest, eines schönen Morgens Professur, Konservatorium und Schüler fahren zu lassen. Nach meinem Gefühl wäre das ein Fehler, und ich fordere Dich dringend auf, unter keinem Vorwand Deine Entlassung zu nehmen und Dich auf diesem Felde zu halten, um es richtig zu Deinem Vorteil auszunutzen, solange dazu die Zeit gegeben ist. Glaub' mir, teuerster Freund, Du mußt die Sache ernst nehmen — versteh' es, Dich, wenn nötig, zu ärgern und ärgern zu lassen, ohne von der Linie Deines Verhaltens irgendwie zu weichen, an der ich Dich mit der für Deine zukünftige Karriere notwendigen Entschlossenheit und klugen Ausdauer festhalten sehen möchte.“

Indessen als dieser Warnungsruf kam, hatte Bülow schon selbst dem Schwanke ein Ende gemacht, aber zugleich die Mutter dringend beschworen, zu ihm nach Berlin zu kommen und ihm durch eine angenehme Häuslichkeit den Aufenthalt überhaupt möglich zu machen. So vollendet er denn seine Tournee zunächst mit dem Konzert in Danzig, wo er in dem Kaufmann Heinrich Behrens einen treuen und enthusiastischen Verehrer der neuen Richtung fand und einen glänzenden, ja begeisterten Erfolg erzielte, und traf zu rechter Zeit in Berlin ein, um das Konserva-

rium halten, ja retten zu helfen. Es sah düster genug aus. Aber nachdem es die große Krisis nicht zuletzt durch Bülow's Eifer und hervorragende Tätigkeit überstanden, konnte es selbst nach dem Ausscheiden von Marx und trotz der häufigen Streitigkeiten mit Stern, der schließlich die ganze Leitung an sich nahm, weiterbestehen, und Bülow blieb ihm trotz allem treu, bis ihn Richard Wagner nach München berufen konnte. Eine schwere, schicksalsvolle Zeit brach an.

Vierter Teil

B e r l i n

Die Mutter hatte des Sohnes Gedanken einer Wiedervereinigung mit der ihr eigenen Energie aufgegriffen, in aufrichtiger Sorge für ihn, aber auch in der Hoffnung, dadurch wieder das Steuer seines Lebensschiffes in die Hände zu bekommen. So war sie einige Tage vor ihm eingetroffen und hatte alles zu seinem Empfang vorbereitet. Sie fand ihn müde und angegriffen, ja sein leidender Zustand machte ihr schweren Kummer. Aber was sie jetzt wieder sah, das war der fertige Künstler Bülow. Vor seinem gerade durch die letzte Zeit so stark entwickelten Können mußte auch ihr Widerspruch sich beugen. Und sein Spiel errang seinen bedeutsamsten Sieg — über die eigene Mutter. Schon in den ersten Berliner Tagen gelang es ihm, in dem Konzert des Gustav-Adolf-Vereins die Hörer im höchsten Maße zu begeistern, auch das Königspaar war von seinem Spiel entzückt, und er selbst fand, daß er bedeutende Fortschritte gemacht. Das war ein guter Anfang für die Schule, wo er bereits am 11. April seine Tätigkeit in vollem Umfange aufgenommen hatte. Es war ja kein neuer Zweig seines Könnens. Bereits in Stuttgart hatte er gezeigt, welche starke Lehrbegabung er hatte, und in Weimar sie bei seinen zwei Schülerinnen wohl bewährt. Und wenn

ihn Graf Mycielski als seinen Hofklavierlehrer engagiert, so hatte er recht wohl gewußt, was er tat, nur daß er insofern einen Mißgriff getan, als der Lehrer zu bedeutend war für seine Töchter.

Auch jetzt mußte sich Bülow sagen, daß er im Grunde fehl am Ort, daß er eben nur dazu berufen sein konnte, eine Schule von wirklichen Talenten, eine „Meisterklasse“ zu leiten. Aber seine Genialität als Lehrer trat doch sogleich zutage. Durch den Ernst, mit dem er seine Aufgabe erfaßte, wurde sie in ein eigenartiges Licht gerückt. Und seine Bedeutung als Musikpädagoge stieg von Jahr zu Jahr. Für ihn oft nur Pflicht und Frohn, eine Quelle tiefster Qualen. Aber er hat unter unseren größten und hervorragendsten führenden Lehrern den Platz neben seinem eigenen Meister schnell gewonnen. Jetzt setzte er seine beste Kunst ein, nicht bloß um dadurch in Berlin „Wurzel zu fassen“ und sich „breitmachen zu können“, was Liszt als die „Forderung des Tages“ im Goetheschen Sinne bezeichnete, sondern aus jenem starken, ja leidenschaftlichen Pflichtgefühl, das ihm in solchem Maße eigen war, daß es ihm sein Wirken eher erschwerte als erleichterte.

Aber wenn er denn schon an Berlin gebunden war, so war er in der Tat gesonnen, sich „breit zu machen“, zwar nicht für sich, sondern für seine beiden Meister und jungen Freunde. Diese hatten in der Ulmstadt soeben einen Bund gegründet, den sie nach allerlei Vorschlägen „Neu-Weimar“ nannten. In diesem war nicht bloß die Musik vertreten, sondern das ganze geistige Weimar. Die eigentlichen Gründer waren Hoffmann von Fallersleben, den

Liszt nach Weimar zu ziehen verstanden hatte, und Pohl. Aber an Gegensätzen fehlte es auch hier nicht. Zumal sehen wir zwei Mitglieder sehr bald ausscheiden, den Germanisten Schade und Joachim Raff, über den auch Bülow in dieser Zeit anders dachte. Gerade jetzt, wo er selbst sein Lehramt antrat, fühlte er sich von dem früheren Mentor innerlich völlig geschieden. Er schreibt darüber an Pohl: „Wie stehst Du mit Raff? Der gehört jetzt entschieden zu den Leuten, um die ich mich nicht mehr im geringsten kummere. Er existiert positiv nicht mehr für mich, und seine Musik halte ich mir grundsätzlich fern. Sein Geschwätz und sein gemachter musikalischer Stil haben in früheren Zeiten entschieden ungünstig auf mich eingewirkt. Damit höre ich nicht auf, sein Wissen, seine Begabung, seine Energie zu respektieren.“ Die Ursache zu dieser Wandlung, die bei Bülows Dankbarkeitsgefühl nicht lange nachhielt, ist wohl in Raffs Broschüre: „Zur Wagnerfrage“ zu suchen. Bülow selbst hatte sich bis in die Berliner Tage hinein mit einem Artikel getragen, der in gewissem Sinne abseits vom Wege lag. Er wollte nicht mehr und nicht weniger, als seinen Berliner Aufenthalt mit einem Vernichtungskrieg gegen den Mendelssohnismus eröffnen, und dabei, zurückgreifend auf einen alten Artikel Schumanns, sogar den Komponisten der „Hugenotten“ gegen die „impertinent bürgerliche Prosa“ des Schöpfers des „Paulus“ ausspielen. Wie ernst es ihm mit diesem Gedanken war, zeigt sich darin, daß er ihn Liszt zur Prüfung vorlegte, der ihm erwiderte: „Da fliegt von neuem ein großer ‚Stein des Skandals‘ in den Sumpf des Journalismus! Aber solche Steine sind auch Bausteine — die Zeit

wird es beweisen.“ Indessen kam Bülow bald wieder aus der Stimmung zu solchen Arbeiten. Ein großes Wohltätigkeitskonzert in Danzig und die Berufung an den herzoglichen Hof in Sagan nahmen ihn zu sehr in Anspruch. Zumal letztere machte ihm wirklich Freude, weil die Herzogin von Sagan ihn als Künstler aufrichtig schätzte und ihm der Aufenthalt in der Tat so angenehm als möglich gemacht wurde. Diese bedeutende und liebenswürdige Frau hatte mit der Einladung den weiteren Zweck verfolgt, ihn der Familie des Prinzen von Preußen vorzustellen. Aber das war nun schon früher geschehen, und Prinzessin Augusta hatte Bülow den Unterricht ihrer Tochter Luise übertragen: eine Freude für ihn, um der Mutter willen, die auf solche Erfolge besonderen Wert legte, aber auch er selbst fand an dem wirklichen Talent der Prinzessin aufrichtiges Gefallen. So ging der Sommer im ganzen befriedigend vorüber. Der Abschluß der Prüfungen im Konservatorium war trotz allem ein sehr günstiger, ja in gewissem Sinne sogar ein glänzender, so daß er seinem weiteren Wirken mit Ruhe entgegensetzen konnte. Nur seine Gesundheit ließ stark zu wünschen übrig und machte nicht bloß der Mutter stete Sorge. Er selber klagte und sehnte sich nach den Ferien, die ihn denn zunächst nach Weimar führten, wo er nun in dem Verein „Neu-Weimar“ mit einer gewissen Feierlichkeit begrüßt werden konnte. Es war Hoffmann von Fallersleben, der am 20. Juli folgenden Trinkspruch auf der Altenburg auf ihn ausbrachte:

„Das ist des Himmels Gnad' und Gunst,
Wenn lebendig wird die Kunst,

Wenn unser schönstes Tun und Streben
Beginnt durch andre fortzuleben.
Wenn andre durch uns für die Kunst sich begeistern,
Wenn unsre Schüler werden zu Meistern
Und zahlen mit dem, was wir gewollt,
Der Lieb' und des Dankes schönen Sold.
Drum lebe der Mann von Geist und Talent,
Den der beste Meister als besten Schüler erkennt,
Von dem Liszt sagt: „Er kann's!“
Hoch lebe von Bülow Hans!“

Bülow hatte in einem Brief an Pohl nach Liszt gefragt: „Wie geht's ihm eigentlich, ist er traurig oder heiter, menschlich sorgenvoll oder olympisch?“ Ach, er war damals sehr menschlich sorgenvoll, und die Tragik seines Lebens, die sich bald auf seine Zukunft legen sollte wie ein dunkler Alp, wirkte auch auf das Beste, was ihm aus der Vergangenheit in schönster Blüte verblieben war, stark und mit jenem berückenden und doch so düsteren Glanze ein, der der Fürstin eigen war: sie, die sein Schicksal geworden, spielte auch seit langem das Schicksal seiner Kinder.

In Wahnsfried findet sich das Bild eines französischen Malers, das einen Frauenkopf von ernster Schönheit darstellt. Auf den ersten Blick glaubt man das Werk eines der besten Meister des Quattrocento vor sich zu haben. Aber die Frau, die es darstellt, ragt noch in unsere Zeit herein: es ist die Gräfin d'Agoult, die Freundin Liszts und die Mutter Cosima Wagners und ihrer Geschwister Blandine und Daniel. Ein wunderbarer Bund eines seltenen Menschenpaares, über dem der Schatten der Tren-

nung liegt, ein Schatten, der auch auf den Kindern und ihren zarten Seelen lastete. Durch ihre Kindheit geht die Freude an der leuchtenden Gestalt ihres Vaters und ein unendlich schönes Sehnen nach der Mutter. Aber nur eigene Herzensgröße hat den Zwiespalt zu überwinden vermocht, der sich aus dieser Trennung der Eltern ergab. Freilich, in ihre jungen Jahre scheint das edel=schlichte Angesicht von Liszts Mutter herein, voller mütterlicher Liebe und fraulicher Weisheit: eine wahrhaft deutsche Frau, zu der Liszt selber mit innigster Verehrung aufblickte, wie sie in ihren Briefen meist kaum eine andere Anrede hatte als „mein liebes Kind“. Erfüllt vom stolzesten Gefühl für seine Größe und tiefster Theilnahme für alles, was ihn betraf, immer gleich in Leid und Freud, in der That ein Stück der „mater aeterna“, hat sie doch bis ans Ende sich ihren Willen und ihre Autorität auch dem Sohne gegenüber zu wahren gewußt, und wenn er, der Große, Wahrheit aus liebendem, aber unbestechlichem Herzen hören wollte, mußte er zu der Mutter gehen. Mit Stolz und Sorge begleitet sie seinen Lebensweg auch in der Ferne, von jenem schlichten, echten Gefühl für seine Bedeutung und seine Werke, das so viele der größten Männer immer wieder festhält am mütterlichen Einfluß: aber sie lähmt ihm nicht die Schwingen, ihre Ratschläge sind echt und fernig und haben etwas Befreiendes selbst dann, wenn sie im Widerspruch stehen zu des Sohnes Willen. Das Sonnige aber, das in seinem Wesen lag, hatte er gerade von ihr. Und dabei blieb sie doch sein bester Rame=rad, wie wacht sie über seiner Ehre, wie hat sie Interesse an allem, was mit ihm zusammenhängt und seiner Kunst, wie

berichtet sie ihm fast mütterlich sorglich über die Erfolge seiner Schüler in Paris. Und wie schüttelt sie den Kopf, da sie die Nachricht erhält von seiner Weihe zum Franziskaner. Fast möchte sie ihm zürnen um dieses Schrittes willen. Und sie erinnert ihn an seinen eigenen Vater, der, um seiner Mutter eine Freude zu machen, in der That das Franziskanergewand angelegt, aber — da sie noch rechtzeitig vor der Weihe die Augen schloß, rasch wieder abgestreift. Und sie war es auch, welche die zarten Kinder mit wahrhaft mütterlicher Sorge umgeben und ihr junges Werden behütet hat.

Jedes der drei Kinder von seltsamer Eigenart. Blaudine nicht minder wie Cosima, welche in das berühmte Institut der Frau Bernard kamen und sich in der schönsten Weise entwickelten: körperlich wie geistig. Und kaum sind sie über die ersten Anfänge des Unterrichtes hinaus, da beginnt der Geist sich zu regen — bei beiden. In Cosima tritt neben einer klaren und schönen Beobachtungsgabe und dem Interesse für Natur und Kunst frühzeitig ein stark historisches Fühlen hervor — sie sucht und erfäßt die Charaktere in den Werken der Dichter wie in Geschichte und Leben. So sind fast alle Briefe an den Vater trotz ihres reichen Inhalts fast stets eingeraht von poetischen Bildern und Gedanken. Dabei aber stets das Gefühl der tiefen, oft schmerzlichen Verehrung und Liebe zu ihm und der stille, schweigende und leidende Gehorsam! Anders ihr Bruder Daniel, der die Kinderjahre bei der Mutter verbringen durfte. Er ist frisch und lebhaft und früh schon das äußere Abbild des Vaters. Rührend seine Liebe zu den Schwestern! Als diese das

großmütterliche Haus verließen, da will auch er mit zu Madame Bernard. Und da man ihm bedeutet, daß da nur Mädchen seien, meint er, man solle ihm einfach Mädchenkleider anziehen, und er sei wie Cosima. Dann tritt die Fürstin in ihr Leben ein. Sie wurden der Madame Paterfi übergeben, die schon Frau Karoline erzogen hatte und deren Willen ergeben war wie eine Leibeigene auf den väterlichen Gütern. Nur ungern ließ die Mutter Liszts dies zu. Sie sah darin einen förmlichen Eingriff in ihr mütterliches Gefühl, ja Recht. Sie wußte die Kinder nicht mit Unrecht bei sich besser geborgen als bei dieser Erzieherin aus dem fernen russischen Osten. Frau Anna war nicht ohne Sympathie für die Fürstin und ihre Verbindung mit dem Sohne. Und als sie vernahm, daß das fürstliche Vermögen gefährdet, da empfand sie eine starke, fast stolze Genugthuung, und sie schrieb dem Sohne mit freudigem Troste, er habe seinen Reichtum in den Händen und im Kopfe. An ihr war eben alles echt und stark und von wirklich fraulicher Größe. Aber Madame Paterfi hatte nie ihre besondere Sympathie gewinnen können. Freilich grollte sie auch der Gräfin d'Agoult. Aber aus anderen Gründen, im Geiste des Sohnes.

Zu jener schönen Frau aber, die ihnen ferne war, wie auch der Vater, den sie acht Jahre nicht sahen, ging die tiefe, heiße Sehnsucht der Kinder. Da kam er im Herbst 1853 in Begleitung der Fürstin und ihrer Tochter nach Paris und mit ihnen auch Richard Wagner. Es war am 10. Oktober, als er auf Liszts Einladung in der kleinen Wohnung in der Rue du Casimir Périer erschien, wo die Kinder zurückgezogen mit Madame Paterfi lebten.

Es war ein bedeutsamer Eindruck für den kinderfrohen Meister, da er Liszt von den Seinen umgeben sah, gleichsam in einer anderen Welt, mit der er doch untrennbar verbunden war. Und Wagner hat seine damalige Empfindung nach vielen Jahren Liszts Tochter selbst in die Feder diktiert: „Es war mir sehr neu, meinen Freund unter den bereits noch aufwachsenden Mädchen und im Verkehr mit einem soeben vom Knaben zum Jüngling reisenden Sohne zu beobachten. Er selbst schien verwundert über seine väterliche Lage, von der er längere Jahre nur die Sorge, nicht aber die lohnende Empfindung erfahren hatte.“ Wagner aber hatte an diesem Abend „Siegfrieds Tod“ gelesen. Es war der erste Eindruck, den Cosima von dem Manne und dem Werke empfing, dem sie selber Schicksal werden sollte. Aber Liszt erkannte damals in der Tat, welchen Schatz er hier verwahrte, in der aufblühenden Lieblichkeit der Töchter, in dem Sohne, der so ganz sein Ebenbild war. Nun drängte es ihn selbst, sie öfter zu sehen, und im Juli des folgenden Jahres ruft er sie nach Brüssel. Wiederum waren sie gereist und noch schöner geworden. „Elles ont bon air et bon coeur!“ schreibt er an die Fürstin. Daß ihr Herz gut, hatte er all die Jahre her aus jeder Zeile sehen können, welche sie geschrieben, seiner Größe voll bewußt. Nun aber hörten sie in Antwerpen, wohin er sie geführt, ihn spielen, eine Freude, die ihnen bisher so selten zuteil geworden. Wo von die Welt voll war, das war gerade ihnen lange versagt geblieben. Und vieles andere dazu! Das fühlten sie umso stärker, als sie nach Paris zurückkehren mußten in die Obhut der Madame Paterski. Da wurden sie sich erst

völlig bewußt, wie einsam sie waren. Und wenn die Erinnerung an die mit dem Vater verlebten Stunden sie erfreute, so weckte gerade diese die Sehnsucht nach der Mutter, die sich nicht länger bannen ließ. Und eigener unmittelbarer Entschluß führte die Kinder zu der wunderbaren Frau, die ihre Mutter war. Blandine hat diesen Schritt dem Vater mitgeteilt. Man liest aus ihren Zeilen den Jubel heraus, den beide Mädchen empfanden: „Ich muß Dir sagen, wie glücklich wir in diesem Augenblicke sind, und Dir gestehen, wie heiß wir uns nach diesem Glück gesehnt, das uns so lange verwehrt war. Wir haben Mama wiedergesehen und diese große Freude läßt uns das Leid einer so langen Trennung völlig vergessen. Ich fühlte von Tag zu Tag mehr den Schmerz, sie nicht zu sehen, und suchte von Zeit zu Zeit Nachricht über sie zu erhalten, und nie war ich glücklicher, als wenn ich ihren Namen nennen hörte. Während der Neujahrsferien hatte man in meiner Gegenwart ihre Adresse genannt. Am folgenden Tage gingen wir beide aus, ganz erfüllt von dem, was wir tags zuvor gehört, und auf dem Wege überkam uns der Gedanke, sie selber aufzusuchen, und so haben wir sie wiedergesehen. Wir blieben nur einen Augenblick bei ihr. Sie war tief ergriffen und erschüttert, uns wiederzusehen, aber unendlich war ihre Freude, daß unser Gefühl für sie gleich lebendig und gleich zart geblieben war. Als wir zur Großmama zurückkehrten, haben wir ihr kein Wort gesagt von unserem Schritte. Wir fürchteten, daß sie darüber böse sein könnte, weil wir ohne ihren Rat gehandelt, aber ich hoffe, daß sie es nicht sein wird, sondern an unserem Glücke teilnimmt, wie sie es

immer getan. Aber Mama ist nun öfter zu uns gekommen. Sie hat sich über unsere Studien erkundigt und unsere Arbeiten angesehen und sie schien befriedigt. Wir suchen stets ihre Besuche zu verlängern, denn es schmerzt uns jedesmal, wenn sie geht.“ „Und demnächst kommt Daniel — und auch Mama, uns drei vereinigt zu sehen und die Freude an allen ihren Kindern zu genießen. Und diese ganze Freude, die ich in Gegenwart Mamas fühle, werde ich auch in Deiner und Großmamas Nähe hegen. Glaube wohl, daß gerade Eure Abwesenheit in diesen seligen Tagen das Gefühl weckt, daß mein Glück voll sein wird, wenn ich Dich sehe und meine Zärtlichkeiten zwischen Dir und Mama teilen kann.“ Das war für Liszt ein neues Stück Leben und eine neue Sorge. Und wieder verspüren wir die Hand der Fürstin. Der Verkehr der Kinder mit der Mutter in Paris konnte und durfte nicht gehindert werden. Und aus Cosimas Briefen lesen wir, wie sie nun mit ihr Paris sehen und bewundern. Mit ihr sind sie in der großen Oper. Ihre Bücher kommen in die stille Klause der Rue du Casimir Périer. Von Tag zu Tag wird ihr Einfluß stärker. Und dazu ein anderes. Madame Paterski wird krank, sehr krank und bedarf der Pflege, läßt sich gerne pflegen. Und wie zwei Samariterinnen walten „Erlkönigs Töchter“ am Bette der Alten, bis sie sich wieder langsam erholt. In all der Zeit aber nimmt sich die Mutter der Kinder an. Auch Daniel hat sich ihr angeschlossen. Nicht so elementar wie die Schwestern, aber nicht minder tief. Das alles zieht sich bis in den Sommer 1855 hinein. Schon reifen Heiratspläne, schon melden sich Werber, und Blandine hat

Gelegenheit, sehr energisch einen Freier abzuweisen. Da reist in Liszt der Entschluß, die Kinder nach Deutschland zu nehmen und sie dort guten und getreuen Händen anzuvertrauen. Sein erster Blick fiel auf Frau Julie Ritter, Wagners hochherzige Freundin in Dresden. „In ihr,“ schrieb damals Liszt, „habe ich ein Wesen, dem ich voll vertrauen kann und das mir den ungemeinen Dienst nicht weigern wird. Sie ist eine Frau von achtungsgebietendem Charakter — mit gerechtem und tiefgebildetem Geiste — meine Töchter werden in ihrem Hause volle Sicherheit und volles Behagen finden.“ In dieser Idee wurde er zweifellos durch die Fürstin bestärkt. Das Nächstliegende wäre freilich gewesen, diesen Sonnenschein seines Lebens im eigenen Hause auf der Altenburg zu bergen. Es war Sache der Fürstin, diesen Gedanken durchführen zu helfen oder selbst anzuregen, wenn Liszt in seiner über alles gehenden Rücksicht nicht damit hervortrat. Indes wurden die Vorbereitungen der Übersiedelung nach Dresden mit aller Umsicht, aber auch mit aller Ruhe getroffen. Er lud die Kinder zu einem Wiedersehen zu sich. Damit umging er jede Reflexion und Explikation. Aber Frau Julie Ritter konnte nicht auf das Anerbieten eingehen. Dagegen erklärte sich die Mutter Bülow's bereit, die Töchter des Meisters ihres Sohnes in ihre mütterliche Obhut zu nehmen. Die Fürstin eilte nach Berlin, um die Verhandlungen darüber glücklich zu Ende zu führen. Die beiden Frauen waren sich gerade in der letzten Zeit näher getreten, und zwar wegen Hans, dessen Partei die hohe Frau mit großer Klugheit auch gegenüber der Mutter nahm. Sie wußte diese zu trösten über

dessen Schicksal, sie sprach von den „Siebenmeilenstiefeln“, mit dem er seinem Ziele zueile, und von der großen Zukunft, die ihm blühe. Ihre Worte klangen wie Verheißung. Und in Berlin sammelte sie die geistigen und künstlerischen Größen um sich — alle berauschend, alle beherrschend, am meisten Frau Franziska, die ihren geistigen Haushalt bestaunte. Am 21. März traten dann Liszts Kinder unter der Obhut der Frau von Bülow die Reise an, die sie zunächst nach Weimar führte. Sie trafen den Vater allein, denn die Fürstin war gerade in dieser Zeit nach Paris geeilt. Glückliche Tage auf der Altenburg, wo ihnen der Vater seine Zukunftspläne eröffnete, Pläne, mit denen eine nicht einverstanden war, nämlich seine Mutter. Und sie schüttete ihm in einem ernststen, aber wunderbaren Brief ihr mütterliches Herz aus:

„Ich kann nicht länger mehr zögern und muß Dir schreiben, ich bin so beunruhigt, nachdem ich seit zehn Tagen weiß, was nun neuerdings über Blandine und Cosima beschlossen ist. Die Fürstin sagte mir dies mit einer Gleichgültigkeit, man wird sie nach Berlin schicken unter der Aufsicht der Madame de Bülow, die mit ihnen bleiben wird, sie zu gubernen. Ich konnte fast nichts darauf sagen, als die Kinder sind zu groß, um wieder eine Veränderung mit Sie zu machen. Die Fürstin antwortete, es wird sonst nie ein Ende mit Schreibung der Madame d'Agoult und die seit einiger Zeit sehr impertinent in ihren Briefen an Dich ist. Aber, liebes Kind, betrachte, in die 4. Hände diese Kinder zu geben, in ein fremdes Land — wo sie keinen Menschen kennen. Dieses ist gewiß nicht gleichgültig für Sie, und ich befürchte, wenn dies

geschieht, die eine oder die andere krank fällt. Es wäre besser gewesen, die Fürstin hätte die Madame Vaterfi in Polen oder Rußland gelassen, und nicht diese Kinder einer Frau, die dazumal ins 72. Jahr war, als Sie ihrer Leitung übergeben waren. Wie ich das erstemal in Weimar war und ihr Porträt sah, sagte ich der Fürstin, diese Frau ist zu alt für diese Unternehmung; aber sie antwortete sogleich als elle est encore bien verte. Aber ich war traurig für die Kinder. Du kannst Dich vielleicht noch erinnern, ich weinte viel. Nun, als ich nach Paris kam, sah ich ein, daß ich Mut fassen muß und Gott gab mir die Gnade dazu. Habe die Kinder vorbereitet zu ihrer neuen Pension, mußte viel gegen mein Gefühl sprechen — und es ging. Sie schickten sich in die alte Frau, die nie fühlte für Sie — denn als Sie ankam hier, hatte sie la tête monter durch die Princesse über die Mutter und hatte eine Antipathie gegen Blandine und begrüßte sie mit den Worten c'est sa mère — mit ihrem trockenen Ton. Blandine, die unter der sanften Leitung der bescheidenen Madame Louise Bernard war vorhin, schien ihr dies sehr fremd. Sie weinte viel, man sagte ihr, c'est de l'eau und so mehr dergl. O mein liebes Kind! Es war gut, daß ich hier war dazumal, ich sprach ihr zu und mit der Zeit ging es ziemlich gut. Nun haben diese zwei Frauen Cosima en grippe genommen, weil sie das Unglück hat, der Mutter gleich zu sehen. Diese zwei Frauen wünschen die Ruhe. Sie wissen wohl, daß die Fürstin sie nicht verläßt. Und ich möchte gerne die Unruhe, von der Sie sich loszumachen suchen, auf mich nehmen, aber vor allem anderen müßte man Vertrauen in mich setzen. Von Deiner Seite hatte es ohnehin

nicht gemangelt. Die Kinder sind gut und müssen mit Liebe geleitet werden, denn sie haben hochfühlende Herzen.

Madame de Bülow scheint mir eine fühlende Frau zu sein, aber nach Preußen die Kinder zu geben wegen der Mutter! Kläre sie auf darüber, wenn Du glaubst, daß es nötig ist und Du einen üblen Einfluß von ihr befürchtest auf die Kinder. Du hast Sie nun um Dich, Dich werden Sie hören und annehmen Alles, was Sie nicht von anderen annehmen, weil Sie Dich lieben und erkennen und fühlen, daß Sie auch geliebt von Dir sind. Glaub' nicht Alles, was Dir übel gesagt worden ist: Die Madame Watersi sagte mir schon öfter, daß die Mutter die Kinder fünfmal zu sich kommen ließ, ich weiß es nicht, es ist sogar möglich, als Madame Watersi so krank war und sah, daß die St. Mars viel mit der Kranken zu tun hatte, als auch mit der menage, einmal oder zweimal, um der Madame St. Mars einige repos zu geben, befrage die Kinder, Sie werden Dir die Wahrheit sagen. Du hast Sie ja um Dich. Du wirst sehen, ob Sie nicht besser sind, als man Sie Dir schilderte. Von allen dreien erhielt ich ein Schreiben von Glück und Freude, in Deiner Umgebung zu sein. Ich bin verlegen, Ihnen zu schreiben, weil ich weiß, was Ihnen bevorsteht. . . .“ Als Frau Anna diesen ergreifenden Brief schrieb, der auf das Jugendschicksal ihrer Enkelkinder einen hellen Schein wirft, waren diese schon in Berlin. Sie hatten auf der Altenburg schöne und heitere Tage verlebt. Liszt hatte an ihnen seine helle Freude. Sie brachten Leben in ihrer Art in das stille Haus. Sie taten, wie sie unter Anwendung eines Rousseauschen Wortes sagten, eine „Tapacheocratie“ auf, also „Die Herr=

schaft des Lärmes“, reizvoller Übermut, seliges Gefühl, in der Nähe des Vaters zu sein, aber auch seine, wie er sagte „*précieuses ridicules*“. Meinte er doch, er müsse die Vielumworbenen nach ihrem Willen gehen lassen. Sie mußten als Gatten eine „Art von Beethoven, Raphael-Nabob haben“. Am 4. September aber sollten sie verabredetermaßen in Merseburg der Frau von Bülow übergeben werden. Liszt brachte sie dorthin, und Frau Franziska war zur Stelle. Aber die Kinder vermochten sich nicht vom Vater zu trennen. Zumal Blandine bat, sie noch einige Tage bei sich zu dulden. Und Liszt gab nach. Die neue Pflegemutter fuhr mit nach Weimar. Erst am 8. erfolgte der definitive Aufbruch nach Berlin.

Hans war gegen Ende August von seiner Kopenhagener Reise zurückgekehrt, auf der er sich recht erholt zu haben schien. Aber er wurde plötzlich so krank, daß er seine Mutter aus Weimar zurückrief, die wegen der in Berlin herrschenden Cholera in doppelter Sorge war. Doch die Genesung ging rascher vonstatten, als sie gehofft, und mit Ende des Monats konnte er seine Tätigkeit am Konservatorium wieder aufnehmen. Mit steigendem Erfolg. Die Gegengründung Kullacks tat dank Bülows Tatkraft und Ruf keinen Schaden mehr. Sie konnte als überwunden gelten. Er bildete mit Marx und Stern eine Dreieckigkeit, deren Bedeutung weit über die Enge ihres Konservatoriums hinausreichte. Ein merkwürdiger Bund war es trotz alledem. Der gerühmte Theoretiker, der zugleich als Begründer der modernen Musikschriftstellerei betrachtet wurde und durch sein Eintreten für Beethovens letzte Werke sich wirkliches Verdienst erworben hatte! Der andere hatte mit

der Gründung seines Gesangvereins sich die Möglichkeit geschaffen, über die engherzige „Singakademie“ hinweg, der neuen Musik die Hand zu reichen. Nun fügte er seiner ersten Schöpfung, die — merkwürdige Fügung! — Henriette Sontag mit aus der Taufe gehoben hatte, einen Orchesterverein hinzu. Damit waren die Kräfte gewonnen, mit denen nunmehr Bülow Berlin erobern konnte.

Und erobert sollte es werden. Das war auch Liszts Gedanke, und das Zusammengehen seines Schülers mit Stern hat er nicht bloß begrüßt, sondern auch begünstigt. In der That eröffnete sich Bülow hier ein Betätigungskreis von größter Bedeutung und die Möglichkeit einer nach jeder Richtung hin herrschenden Stellung. Schon wußte man, was er bedeutete, und wenn er es verstand, den Berlinern ruhig weiter zu imponieren, so überflügelte er in wenigen Jahren alle Rivalen und wurde auch äußerlich der Erste. Aber er durfte nicht vergessen, daß Berlin mit Stolz als rückständig gelten wollte und daß hier die Leipziger Gewandhaus-Maximen in noch viel weiteren Kreisen herrschten als an der Pleiße. Und diese Rückständigkeit wurde von treuen Wächtern mit Taktstock und Feder grimmig behütet. Das wußte Bülow schon von früher her, und wenn er nach Berlin ging, so geschah es, um jetzt den Kampf für die neue Kunst zu eröffnen. Umso heldenhafter und aufopfernder, als er zugleich den Kampf ums Dasein zu führen hatte, um mühsam sich die Mittel zu erwerben, die ihm das Leben in Berlin ermöglichten. Denn der Grundstock seiner Einnahmen am Konservatorium waren 300 Taler. Schon dieser Umstand hätte ihm eine gewisse Zurückhaltung auferlegen und solche als flug

erscheinen lassen können. Ja er hätte Grund gehabt, seine Zeit zu konzentrieren für sich und seine Arbeiten. Das hatte ja gerade sein Züricher Meister immer gewünscht und die Zersplitterung seiner Kräfte nicht gern gesehen. Und Bülow stand in einer produktiven Periode seines Lebens. Jedenfalls ist in diesem Jahr vieles erschienen, was Liszt Freude machte, so vor allem die „*Réverie fantastique*“, die er einstudierte und, wie er mit einem Lieblingsausdruck Bülows scherzend sagt, als sein „*cheval de bataille*“ vorführen wollte, wenn er hier und da im engeren Kreise sein Talent als „*Expianist*“ produzierte. Doch je größer Bülows Drang zum Komponieren, umso schwerer fiel ihm der Verzicht. Aber er hätte zwischen dem einen oder dem anderen wählen müssen. Denn das Berliner musikalische Leben bürdete ihm solche Lasten auf und brachte ihn als Pädagogen, Pianisten, Kammermusiker, Dirigenten und Musikschriftsteller so sehr ins Vordertreffen, daß ihm keine Zeit verblieb, das eigene Schöpferische ausreifen zu lassen. Er hatte das „*Kreuz*“ genommen, und da hieß es fechten, mit dem Taftstock und der Feder, nicht für sich, sondern für die Freunde.

Zunächst aber kam noch eine weitere, ihn hochoberfreuende Aufgabe hinzu, die ihm Liszt noch besonders ans Herz gelegt: der Klavierunterricht seiner Töchter! „*Erlaube mir, daß ich Dir sage, welcher hohen Wert ich darauf lege, daß Du sie ernsthaft arbeiten lassesst. Denn sie sind, wie ich glaube, in ihren musikalischen Studien weit genug, daß sie von Deinen Lektionen recht wohl profitieren können. So mache sie denn zu trefflichen Propagandistinnen der Zukunftsmusik, wie es ihre Pflicht ist; also keine Nachsicht*

und laß ihnen keinerlei Oberflächlichkeit oder Budelei hingehen. Sie haben im Voraus einen ganz gehörigen Respekt vor Dir, und es wird nicht schwer fallen, sie gehörig einzupauken.“ Und Respekt vor seinem Können brachten in der That beide mit, da sie in die Enge des Bülow'schen Hauses in Berlin traten. Und manches andere Gefühl. Sie hatten sich schmerzlich losgerissen von Paris und von Weimar. Und nun kamen sie in eine ganz neue, ihnen völlig fremde Welt. Freilich, ausgerüstet mit einer Bildung und Erziehung, mit vollem geistigen Rüstzeug, mit dem sie sich zumal in Berlin, wo damals so viel auf das Wissen gegeben wurde, mehr fast als auf das Können, recht wohl durchzusetzen vermochten. Und dazu neben der geistigen Lebhaftigkeit und gesellschaftlichen Gewandtheit die wunderbare Anmut, mit der sie alles entzückten. Sie waren wirklich Liszt's Töchter — standen auf der Höhe des geistigen Lebens mit tiefem, intuitivem Verständnis für alles Große und Echte in Kunst und Dasein. Künstlernaturen beide, zumal Cosima, aber diese zugleich von echt weiblicher Hingebung für das Große und Bedeutende in Genie und Charakter. Dazu etwas Elfishes in ihrem Wesen, das anziehend war für jede edle Natur! Und nun sahen sie dieses so viel gerühmte musikalische Leben Berlins, in welchem Bülow trotz seiner Jugend und trotz der Nerven ohne Zweifel bereits eine überragende Rolle spielte. Und nicht nur das: geistig und künstlerisch der Bedeutendste war. Auf seinem Flügel sahen sie eine eben komponierte Ballade liegen. Man war damals vielfach der Meinung, und das gleichsam zur Sentenze gemünzte Wort wurde gedankenlos nachgesprochen, daß man nach Chopin keine

Balladen mehr schreiben dürfe. Bülow hatte es trotzdem gewagt, und Liszt nannte sie eine seiner besten Arbeiten. „Das ist“, meint er, „ein glänzendes Stück, voll Feuer, gut proportioniert, und wie alles, was Du schreibst, von kraftvoll aristokratischem Stil.“ Das war ihr Lehrer, der solches konnte. Vor ihren Augen war die Ballade entstanden. Und sie fühlten wohl die Hand des Meisters, mit der er sie führte. Ritterlich und heiter, genau in allen musikalischen Dingen bis zur Intoleranz, aber voll Freude für ihr Können und ihre außerordentliche Begabung, groß und bedeutend bis zur Überlegenheit. Und so beruhigt er den drängenden Vater: „Bis jetzt war es mir unmöglich zu schreiben, mit Rücksicht auf den Zustand von Staunen, Bewunderung und selbst Exaltation, in den sie mich versetzen, zumal die Jüngere. Was ihre musikalische Veranlagung anbetrifft, so ist das nicht Talent, sondern Genie, was sie besitzen. Sie sind darin wahrlich die Töchter meines Wohltäters — ganz außerordentliche Wesen. Ich befasse mich in sehr zusammenhängender Weise mit ihrer musikalischen Erziehung, soweit sie nicht in der Schärfe der Auffassung, in der Feinheit des Geschmacks überlegen sind. Ich lasse sie auch an vierhändigen Arrangements von Orchesterwerken arbeiten. Ich analysiere ihre Arbeiten, und ich zeige eher zu wenig als zu viel Pedantismus bei der Überwachung ihrer Arbeiten. Ich danke ihnen wahrhaft hundertmal mehr Freude, die mir diese Betätigung gewährt. Und sie lassen mich bedeutsame Fortschritte machen, wenn sie meinem Klavierspiel antwohnen. Ich werde niemals den köstlichen Abend vergessen, als ich ihnen Deinen Psalm spielte und wiederholte. Die beiden Engel

waren gleichsam auf die Knie gesunken und in der Anbetung ihres Vaters untergetaucht. Besser als alle erfassen sie Dein Meisterwerk und Du hast in ihnen eine Hörerschaft, von der Natur selbst gegeben. Wie war ich bewegt und ergriffen, da ich im Spiele das Fräulein Cosima, als ich es zum ersten Male vernahm, Dich, den ‚ipsissimum Lisztum‘ erkannte. Sie gleicht Deinem Bilde von Arh Scheffer, Fräulein Blandine dem von Bertolini. Die Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten zeigen sich, wie mir scheint, auch in den beiderseitigen Charakteren und Individualitäten.“ Man denkt unwillkürlich an den Hof Kaiser Karls und an die Schülerschaft seiner Tochter Emma bei Einhart. Aber es war die Enge des Bülow’schen Hauses, die sie umgab, die erst mit dem Umzug in die neue Wohnung in der Wilhelmstraße aufhörte, und ein unabhängigeres Nebeneinander ermöglichte. Und Bülow’s Mutter war voll mütterlicher Sorge für die Pflgetöchter, und doch wurden sie, zumal Cosima, nicht so angezogen, als jene es wünschte und erwartete. Eine gewisse Scheu blieb bestehen, und sie fühlte sich, wie von etwas Dämonischem gehemmt, fast bis zur Unmöglichkeit, in ihrer Gegenwart zu spielen. Aber die Einführung in die Welt verstand Franziska, und das eigene Haus begrüßte der Gäste genug. Das musikalische Berlin ging da ein und aus, und neben Marx und Stern sahen sie Laub, Ehlert und Kroll, auch Hans von Bronsart, der unter denen, die in der musikalischen Garnison Weimars ihre Zeit abgedient, Hans lange Zeit einer der Liebsten war und jedenfalls einer der Treuesten und Ehrlichsten geblieben. Aber noch mehr. Sie wurden in das musikalische Treiben von Berlin zwar nicht äußerlich

hineingezogen, aber sie konnten dieses dauernde Turnier wie von hohem Balkon aus mit ansehen und das wilde Spiel auf Vorteil und Gefahr aus nächster Nähe beobachten, besonders ihren jungen Freund, der immer wieder in die Schranken ritt und die Farben ihres Vaters verfocht. Und wenn er sie nicht immer siegen machte, so mußten sie doch seinen Mut und seine unerschütterliche Ritterlichkeit bewundern. Auch der Mensch in ihm gewann ihr Vertrauen mehr und mehr. Denn er umgab sie mit treuester Sorge und ergreifendem Feingefühl. Rührend ist, wie er, der in ihnen gleichsam den Vater ehrte und die ungemeinen geistigen und seelischen Zusammenhänge beobachtete zwischen den Töchtern und ihrem Erzeuger und oft tief ergriffen ist von diesem wunderbaren Spiel der Natur, bei jenem gleichsam für jene wirkt und sie seinem Herzen näher zu bringen versucht: „Deine Töchter,“ so schreibt er, „sind traurig, daß Du Dich in keiner Weise mit ihnen beschäftigst, aber traurig im Geiste einer wahrhaft christlichen Resignation. Sie warteten seit einer Woche vergeblich auf Nachrichten aus Paris. Sie klagten über die enttäuschte Hoffnung. Ich fragte sie mit möglichst verhelter Teilnahme, warum sie sich nicht geraden Wegs bei Dir über den Mangel an unmittelbaren Nachrichten beklagten. Da antwortete mir Fräulein Cosima, „daß sie sich niemals über etwas beklage, was sie am tiefsten schmerzt“. Aber auch er fand für sein ganzes stürmisches Leben Teilnahme und Verständnis, voller Humor und heiterer Malice. Da hatte er in ihr, ja wohl in beiden, zwei reizvolle Partner. Denn immer wieder brach bei ihm, der sich mehr und mehr zum Perch Heißsporn entwickelte, der scharfe

Witz durch, der ihm von den Feen in die Wiege gelegt worden, und zwar von der guten wie von der bösen Fee. Es war sein Herz, das doch immer wieder das Gleichgewicht herstellte. Aber diese Kaustik gehörte bei ihm zu Werk und Tag und ist im besten Sinne des Wortes neben allen seinen übrigen Leistungen ein Gebiet für sich: voll Geist und Kraft, freilich auch bis zum Übermaß. Kurz, was sie sahen und hörten, zeigte seine überragende Persönlichkeit als Mensch und Künstler: in beiden zugleich aber stets den Aristokraten. Das sprach ganz unmittelbar zu ihnen, gerade weil sein aristokratisches Element in vielen Punkten eine Ähnlichkeit mit ihrer Mutter aufwies, die ja auch in Gedanken und Worten demokratische Wege gegangen und wie er selbst von der Überzeugung getragen war, daß wirklicher Demokrat nur der Adelige zu sein vermöge. Auch hier also eine geistige und seelische Fühlung. Aber das Unmittelbare in der Natur des unendlich zartbesaiteten Wesens, wie Cosima es war, fühlte sich zu ihm hingezogen in tiefem Mitgefühl. Sie war nicht Neuling in der musikalischen Welt. Sie hatte in Paris Musik und Musiker kennengelernt. Sie konnte ihm mehr von seinem verehrten Berlioz erzählen, von dessen Werken und von dessen Frau, als er selber ahnte. Sie hatte alle bedeutenden Künstler dort spielen hören, und sie sprach über Shakespeare wie über die französischen Schriftsteller nicht so doktrinär wie ein Literat, aber jedenfalls aus voller eigener Erkenntnis. Und sie hegte Interesse für alles — für Architektur und zumal den gotischen Stil, und wenn eine historische Frage angeschlagen wurde, so kannte sie die einschlägigen Werke und nahm Stellung nicht bloß zu den Ideen der Zeit,

sondern auch zu den Anschauungen der Historiker, die sie behandelten. Und dabei nichts von Pedanterie oder eingelernter Schulweisheit. Sie gab sich natürlich und echt, wie alles an ihr. Und zudem tiefe Güte des Herzens, das Verständnis, das die Seele mitklingen ließ und unsagbar anzog — freilich mit jener zarten Kraft der Annahmbarkeit, die stets die Rehrseite tiefster und edelster Hingebungs-fähigkeit ist. Und sie sah ihn kämpfen und freute sich dessen. Aber als sie ihn leiden sah, da erwachte in ihr nicht nur das Mitleid, sondern die Liebe.

Bülow hatte mit Stern seinen Pakt über eine Reihe von Instrumentalkonzerten geschlossen, und beide hielten ihn trotz der Gegensätze, die sich von Anfang an zeigten und die mit der Zeit immer schärfer zutage treten mußten. Denn gegen die Tendenz der Konzerte, der Bülow's Mitwirkung wohl oder übel die Richtung geben mußte, wandte sich nicht bloß die Kritik, sondern auch das Publikum, soweit es durch regelmäßige Teilnahme am musikalischen Leben Berlins sich das Recht zum Mitreden „vindiziert“ zu haben glaubte. Und die Parole, die gegen die Zukunftsmusik ausgegeben wurde, nahmen sie treulich und ohne weiteres Nachdenken an. Das Tragikomische aber dabei war, daß Wagner selbst auf der Berliner Bühne so wenig wie möglich bekannt war. „Rienzi“ und „Der fliegende Holländer“ waren gekommen und wieder geschwunden. Den „Tannhäuser“ hatte Wagner bisher zurückgehalten, weil er ihn nur unter Liszt's Leitung aufgeführt wissen wollte. Es war damals eine von Wagner wie Liszt richtig erkannte Lebensfrage des Werkes, an der dieser gern um des Freundes willen festgehalten hätte. Aber

Wagner hatte, mitten in der Komposition der „Walküre“ stehend, das Interesse daran verloren und betrachtete ihn nur noch als Einnahmequelle. So hatte er denn der Ausführung zugestimmt, und Berlin sah diesem Ereignisse mit steigender Erwartung entgegen. Da setzte Bülow ein. Er entschloß sich, in einem der Konzerte gerade für dieses Werk Propaganda zu machen. Nicht eigentlich mit Wagners freudiger Zustimmung. Er ist in dieser Zeit der einzige, der vor Zersplitterung der Kraft seines jungen Freundes Angst hat. Gerade aus London, wo er selbst unter der übernommenen Last der Konzertdirektion ungemein litt, erhob er seine warnende Stimme. Wollte er ihn doch nicht einmal mit den Klavierauszügen zu der Trilogie belasten und sie deshalb Karl Klindworth übergeben, der in London Zeit genug dazu hatte. „Mit Dir,“ so schreibt er, „ist gerade der entgegengesetzte Fall: daß Du als Pianist so stark beschäftigt bist, ist an und für sich doch nur ein Zwang für Dich, gegen den Du Dich mit äußerster Kraft immer stemmen sollst, dadurch daß Du Deinem Inneren Luft machst durch Produktivität als Komponist. Ich möchte nicht dazu beitragen, Dich nach dieser Seite hin noch mehr zu verstopfen. Meine neuen Partituren sollst Du zu beliebiger längerer Durchsicht erhalten, sobald ich sie entbehren kann, außer Liszt soll sich nur Röckel (in Waldheim) mit Dir darum streiten. Aber es ist mir völlig zur Beruhigung, wenn ich weiß, daß Du über dem Durchlesen derselben Dich nicht sogleich wieder zur Pianisten-Funktion veranlaßt siehst. Glaube mir und meiner Aufrichtigkeit, wenn ich Dir das sage.“ Der Brief war am 5. Oktober geschrieben, also zu der Zeit, da Bülow zur Aufführung der Tannhäuser-

Ouvertüre alle Vorbereitungen traf. Vielleicht umso lieber, weil Cosima das Werk über alles liebte und zwar mit einer jener tiefen und geheimnisvollen Empfindungen, die großen Seelen das Geleite durchs Leben zu geben pflegen und ihnen oft genug — vielleicht gerade darum — zum Schicksal werden. Der Konzertabend kam. Die Tannhäuser-Ouvertüre war, so alt sie schon war, in Anbetracht der Raschlebigkeit musikalischer Werke, in Berlin noch wenig bekannt, man darf beinahe sagen, etwas Unerhörtes. Und weil sie von dem Neuerer war, so wurde sie ausgepiffen. Bülow griff das ans Herz. Es war ihm über die Kraft, und er, der den Gegnern im Konzertsaal zu stehen wußte, wurde von einer tiefen Ohnmacht befallen. Cosima sah, wie Komponist und Dirigent „versungen und vertan“. Freilich nicht bei ihr. Sie kannte das Werk, hatte es schon in Paris vierhändig gespielt und dafür warmblütige Propaganda gemacht. Aber über die innere Freude an der Musik und dem Abscheu gegen das verständnislose und parteiische Publikum stieg die Teilnahme an dem Freund empor. Nachdem er sich erholt, fand er Beruhigung im Kreise der Künstler. Aber sie erklärte zu Hause Frau Franziska und Blandine, daß es nach einem solchen Ereignis Pflicht sei, ihn zu begrüßen und ihm bei der Heimkehr noch ein Wort des Trostes zu sagen. Sie fand damit kein Gehör, so erwartete sie ihn allein. Und da fühlte sie, wie aus dem Glauben an ihn, an sein Talent und seine Sendung die Liebe stark und groß in ihrem Herzen emporstieg. Und er kam: niedergeschlagen um seines Meisters willen, hoffnungslos für sein eigenes Wirken, aber erhoben durch die Gegenwart dieses wunder-

baren Wesens, das ihm heute erschien wie ein guter Engel, und wie ein liebender Engel. Das wollte sie ihm fortan sein, und beide fühlten, daß sie für einander bestimmt seien. Das war die eigentliche Stunde ihrer Verlobung. Die äußere Niederlage ihres Freundes zeigte ihr und ihm, daß sie ihn nicht bloß schätzte und ehrte, sondern ihn liebte. Und inmitten der Stürme, in denen er das Steuer seines Lebens lenkte, war sie bereit, zu ihm ins Boot zu steigen, mit der stillen großen Hoffnung, ihn aus Sturm und Brandung nach den bunten Ufern freudigen Schaffens zu lenken. Denn darin fühlte sie wie der Große in Zürich, über den jetzt aus Weimar und London glückverheißende Nachrichten einliefen! Liszt schrieb über die beiden ersten Akte der „Walküre“: „Sie sind mir wie ein Wunder.“

Bülow zögerte nicht, seinem Meister das Herz auszuschnitten. Sobald er im November zu den Proben erschien, warb er um Cosimas Hand, und Liszt war innerlich erfreut und zufrieden. Er wollte ihm die Tochter geben, ohne jede Diplomatie. Aber er hielt die Heirat für verfrüht, und so setzte er ihm eine Wartefrist von einem Jahre. Cosimas Jugend, wie die Kürze ihrer Bekanntschaft schienen das zu fordern. Das war zweifellos richtig gedacht, für Bülow freilich ein Grund mehr zu innerer Unruhe und erhöhter Spannung.

Aber mit Feuereifer ging er an die Vorbereitung des fünften Abonnementskonzertes, das ganz Lisztschen Werken gewidmet und von diesem selbst geleitet werden sollte. Es war zweifellos eine glänzende Idee Bülow's, auf die auch Liszt bereitwillig, ja mit besonderem Eifer einging, den Liebling der Berliner, dessen Spiel sie mit höchstem

Enthusiasmus zugejubelt, zu rufen, um ihnen seine eigenen so sehr verschrieenen Werke vorzuführen und durch den Zauber seiner Persönlichkeit zu schützen. Es war eine Tat im vollen Sinne des Wortes, die Bülow's Einfluß bereits auf einer gewissen Höhe zeigte. Denn es war kein kleines, Julius Stern zu diesem Vorstoß gegen das alte Berlin zu veranlassen, den „Samen der Empörung im Dilletantismus“ (Publikum, Kritik, Klassizismus) weiter zur Reise zu bringen. Aber er rechnete selbst nicht unrichtig mit der allgemeinen Sympathie für Liszt, die ja auch „Erbkönigs Töchtern“ fühlbar ward. So gibt Blandine wenige Tage vor dem Konzert ein enthusiastisches Bild von der herrschenden Spannung: „Mein Vater wird vermutlich Sonntag abend kommen; Du kannst Dir unsere Freude einbilden; das ganze Berlin erwartet ihn; ich glaube, daß man ihm eine Überraschung bereitet und daß man ihn feierlich an der Bahn empfangen wird. — Es würde Dir Freude machen, liebe Großmutter, zu sehen, wie in Berlin, wo man sonst so kalt und kritisch ist, mein Vater hochgeachtet und geliebt ist; dieser Enthusiasmus ist unbestreitbar; man hat uns auch dafür sehr lieb; und man ist außerordentlich freundlich für uns.“ Und sie empfand für weite Kreise des Publikums gewiß richtig. Das machte sich auch im Konzerte selbst geltend. Eine gewisse gern gehegte Ehrfurcht vor Liszt war vorhanden, und auch Bülow erwirkte mit dessen neuer Es=Dur=Sonate bedeutenden Eindruck. Aber die Kritik! Der Referent der „Nationalzeitung“ gab den Ton an. Es war eine Geste von geradezu symbolischer Bedeutung, wenn er schrieb: „Wir unternehmen es nicht, die einzelnen Werke zu charakterisieren, denn sie wider=

streben wie alles absolut Willkürliche einem solchen Versuche.“ Da war natürlich eine Quelle der Gegensätze und des Zernwürnisses von Anfang an gegeben. Bülow hatte in der Tat nur einen der hauptstädtischen Referenten für sich, seinen Freund Kossak, für dessen Gründung „Die Feuerspritze“ er das Musikreferat auf ein Jahr übernommen hatte, sehr zur Unzufriedenheit Wagners, der ihm über seine neue Tätigkeit geschrieben hatte: „Macht es Dir viel Vergnügen, in Journale zu schreiben, so tue es: im ganzen vergibt man sich damit doch sehr viel, indem man sich zu den elendesten Lumpen gesellt, die unsere Gesellschaft produziert, und dies sind die Literaten und Journalisten.“ „Glaube mir, auch die scheinbaren Siege, die wir auf diesem Felde erkämpfen, sind nur die kläglichsten Selbsttäuschungen.“ „Somit gewöhne Dich, wenn Du öffentlich schreibst, dies für eine Übereilung anzusehen, die Du später bereuen wirst: sobald man dies weiß, macht es am Ende nichts aus, sich einmal zu übereilen, aber vernünftig ist's nur, wenn man sich dabei sagt, daß dies eine andere Art Dummheit ist, die man zum Unterschied einmal begehrt.“ Er nahm die Entartung als Erscheinung und wollte überdies Bülow überhaupt aus dem Strudel des öffentlichen Musiktreibens herausziehen, damit er ganz sich selbst und seinem Schaffen leben könnte. Er sah auch mit Recht, daß diese schriftstellerischen Erfolge für Hans nichts anderes seien als eine neue Feder auf seinem Hut und außerdem nur Dornen bringen konnten. Ganz anders Liszt, der ihm geradezu zujubelte: „Bei jedem Deiner neuen Aufsätze muß ich staunen und Dir beifälligst zulächeln über die unglaubliche Virtuosität und Bravour, mit welcher Du dem

Philisterium, der Borniertheit, der tückischen Halbheit, die nur durch Arroganz und Neidwesen ihre Mängel und Lücken verdeckt — wie Du allen den schlechtweg guten Leuten auf all ihren Enden und Ecken beikommt und ihnen die tüchtigsten, unheilbaren Hiebe auf alle Glieder, bald auf die Nase, bald auf die Hände, ja sogar auf ihre unaussprechliche Seite, sodaß sie sich gar nicht mehr setzen können, ohne laut aufzuschreien, versetzt.“ Er charakterisiert damit den Meister der Polemik, der Bülow allerdings war. Aber auf diesem Gebiete haben sich auch andere, die nicht mit ihm in gleichem Atemzuge genannt werden dürfen, einen Namen gemacht. Was seinen Leistungen den wahrhaft Bülow'schen Stempel aufdrückt und ihnen den ethischen Charakter gibt, das ist der große Altruismus, der durch seine Pressekämpfe wie durch alle seine Artikel hindurchgeht. Er kämpfte und rang nur für seine Meister und seine Freunde. Und das allein vermochte ihn auch zum Verbleiben in Berlin. Oft genug sehnte er sich, aus der ruhelosen Treitmühle der Hauptstadt herauszukommen, um Ruhe zum eigenen Schaffen zu gewinnen. Selbst nach der Stille von Weimar verlangte er. Aber er konnte nicht fort, hierher war er gebannt; in einem Briefe an die Jugendfreundin Frau Laussot spricht er es selbst aus: „Berlin ist ein böser Ort; und doch kann ich die große Stadt mit einer kleinen nicht vertauschen.“ Ihr gibt er auch ein Bild seines Wirkens, das von hohem psychologischen Interesse ist: „Im verflossenen Winter hatte ich zum Teil angenehme Emotionen durch öffentliche Tätigkeit, aber meine Stimmung war, ist und wird leider wohl noch lange sein eine krankhaft gereizte, malkontente. Ich

berweile mit unglücklicher Vorliebe in der Betrachtung ‚du revers de la medaille‘, und der bloße Wille genügt nicht immer zur Befreiung von dauernd schmerzhaften Fesseln.“ Er sieht in der Tat mehr das Negative als das Positive seiner Leistung. Er erkennt, daß er als ausübender Künstler bei den Berlinern doch ungemein Boden gewonnen und seine Größe als Pianist völlig außer Frage stand. Daran hatte auch die Stellung der Kritik zur „Faust-Ouvertüre“ nichts ändern können. Sie ließ ihn nur als den „Hauptagenten der Neu-Weimariſchen Räuberbande“ erscheinen, wie Herzog Ernst von Coburg-Gotha die Zukünftler jüngst getauft hatte. Und als er der unter dem Zeichen Kellstabs veranstalteten Mozart-Säkularfeier fernblieb, sah man darin die feindliche Stellung der Neuen zu dem „menschgewordenen Melos“, wie Richard Wagner den Wunderbaren getauft hatte, offiziell zum Ausdruck gebracht und ging über die Tatsache hinweg, daß Liszt nach Wien gereist war, um dort die musikalische Leitung des Mozart-Festes zu übernehmen und mit Schwung und Begeisterung durchzuführen. Man suchte überall nach Angriffspunkten, und Bülow bot sie mit jedem Schritte dar, durch die ritterliche und redliche Wahrhaftigkeit seines Wesens. So erweiterte sich zwar die Zahl seiner Gegner, aber doch auch der Kreis jener, die ihn als einen Stern der Hauptstadt, ja unbedingt als zu Berlin gehörig, betrachteten. Er hatte nicht so unrecht, wenn er später einmal an Louis Köhler schrieb, daß er ohne Ausnahme keinen Salon besuche und deshalb noch nicht das sanktionierende Prädikat erlangt habe, welches eine Stadt einem Künstler durch das Pronomen „unser“ erteilt, denn das

war wirklich das einzige Moment, das seiner Popularisierung in Berlin im Wege stand — trotz aller Opposition, trotz der heftigen Kämpfe, die sich in der weiteren Folge entwickelten. Schlimm war nur, daß letztere auf seine Nerven und seine Gesundheit schädlich zurückwirkten und er von all den mutigen künstlerischen und schriftstellerischen Vorstößen fast immer einen physischen Rückschlag erlitt. Er machte dadurch wenigstens den Eindruck, daß dieses Leben ihn aufrieb. Er wollte es im Grunde nicht anders. „Die Aussicht,“ schreibt er an Louis Köhler, „in meinen Bestrebungen wenigstens einzelnes durch ununterbrochen zähes Beharren und Wühlen zustande zu bringen, hält mich an eine *Πολυπραγμασύνη* gebannt, in welche ich durch das quecksilbrige meiner Natur auch bei aufrichtigen Beschränkungsabsichten stets wieder hineingerate.“ Am meisten litt neben ihm selbst wohl die Mutter, die diese Vielseitigkeit und Überanstrengung mit Sorge und auch mit Anlust sah. Sie hielt mit ihren Klagen über den „armen Hans“ auch der Fürstin Karoline gegenüber nicht zurück. Aber diese verteidigte nicht bloß ihren damaligen Liebling und pries seine glänzende Begabung, sondern auch sein Tun und Kämpfen. Sie freute sich sichtlich seiner Opposition, in der gerade sie eine Grundlage seiner Entwicklung sah, aber auch den Vorteil für Lizt. Denn sie war für ihren Heros egoistischer als dieser selbst. Sie sprach kluge und geschickte Worte und hatte auch zweifellos in bezug auf Bülow's äußere Position durchaus recht. Er war bedeutend in allem, was er tat, und hat seinen künstlerischen Taten durch seine Aneignennützigkeit und Ritterlichkeit vielfach den Stempel des Großen auf-

gedrückt. Und doch war er schon an sich groß als Pianist und Dirigent, wie als Pädagoge. Als solcher war er bald so gesucht, daß er den größten Teil der zu ihm Strebenden abweisen mußte und Kullack sogar sich bemühte, den Nachfolger und Rivalen durch kulanteste Bedingungen an seine neue Schule heranzuziehen. Erschwert aber hat er sich sein Wirken durch die Bitternis der eigenen Stimmung. Und da muß man der Mutter bis zu einem gewissen Grade recht geben, wenn sie meint: „Er sucht leider den Grund seiner Unzufriedenheit nur im Äußeren, in anderen, stets in den allgemeinen Bedingungen, denen wir alle unterworfen sind — und wenn er sich mit anderen vergleicht, hat er wahrlich keinen Grund zu klagen.“ Das ist das Bild hinter den Kulissen. Anders wirkt seine Erscheinung in der Öffentlichkeit: Inmitten der aufgepeitschten Wogen stand er wie ein Fels im Meer, und der Haß und Tadel der Gegner erhöhten nur seinen Ruhm. Und neben den Augenblicken nervöser Depression traten die des Könnens und Leistens siegreich hervor: im Konservatorium, am Flügel und am Dirigentenpult. Viele Freude machte ihm seine Schülerin Prinzessin Louise, und er beklagte es aufrichtig, als sie aus seinem Unterrichte schied, um badische Regentin zu werden. In deren elterlichem Hause aber war er gern gesehen und gehört und auch hochgeehrt. Und so kam es ganz von selbst, daß über den Intendanten und Generalmusikdirektor hinweg er auf ausdrücklichen Befehl des Königs zum Hofkonzert geladen wurde. Es war ihm eine in der That köstliche Beigabe dieser Ehrung, daß er auf Hin- und Rückfahrt zum Palais in Charlottenburg mit Kullack zusammen im Wagen saß. Bülow hatte schon früher Liszt

gegenüber über seinen Ehrgeiz, „Hospianist“ zu werden, gescherzt, und dieser seine Worte mit vollem, absichtlichen Ernst aufgegriffen. Ganz anders seine Tochter Cosima. Sie nannte Hans in ihrer heiteren Art „un vil courtesan“, zu dem er ganz unversehrt seine Begabung entdeckt habe. Dagegen weigerte sie sich energisch, Sterns Konzerte weiterhin zu besuchen, weil der Name ihres Vaters, trotz des Versprechens, nicht mehr auf den Programmen zu finden sei. Ihr Einfluß auf den Bräutigam war ein sichtlich guter, befreiender. Er ließ sich sogar herbei, mit auf Bälle zu gehen und zu tanzen. Auch zum Komödienspielen fand der Vielbeschäftigte Zeit, und in Mussets „Le caprice“ bewährte er an Cosimas und Blandins Seite sein schauspielerisches Talent. Aber das alles war auch ihr nur Spiel, selbstverständliche, gesellschaftliche Pflicht, der sie sich lächelnd unterzog. Dem Geliebten war sie mehr. Sie hemmte ihn nicht, sie ermunterte ihn sogar in und zu seinen Kämpfen. Nur daß sie allem Tun die tragische Spitze zu nehmen suchte. Seine Treue für den Vater wie für Wagner ergriff sie tief, und bei ihr fand er für alle seine Sorgen und Kummernisse reiches Verständnis, denn sie fühlte, daß die Größe der beiden wirklich den Kampf und all die Mühe wert war und eine heilige Pflicht. Sie hatte mit ihm der ersten Berliner Aufführung des „Tannhäuser“ am 14. Januar 1856 beigewohnt. Für sie ein Erlebnis, denn zum ersten Male hörte sie das Werk, mit dem sie innerlich schon so stark verwachsen war. Sie teilte heimlich mit Bülow die Verstimmung über die künstlerischen Mängel der Aufführung, die ihn so stark alterierten, daß er fast krank davon ward, umsomehr als er sich in seinen

eigenen Bemühungen getäuscht sah. Denn er hatte eine leidenschaftliche Propaganda dafür in die Wege geleitet und selbst in den späteren Aufführungen mit seinen so sehr beschränkten Mitteln für die Claque gesorgt. Bei Cosima fand er für alles Edle Verständnis, und ihr klarer, hochgebildeter Geist regte ihn an. Ja so sehr, daß er eine gewisse Überlegenheit fühlte. Das Elfsche, das in ihrem Wesen tief verborgen lag und ihn eine Genialität ahnen ließ, wie sie bei Frauen selten, weckten ihm oft genug ein Gefühl des Kleinmuts. So schrieb er an seine Freundin Jessie Laussot: „Diese wunderbaren Mädchen tragen ihren Namen mit Recht — voll Talent, Geist und Leben, sind sie interessante Erscheinungen, wie sie mir selten vorgekommen. Ein anderer als ich würde glücklich sein, mit ihnen zu verkehren. Mich geniert ihre offenbare Superiorität, und die Möglichkeit, ihnen genügend interessant zu erscheinen, verhindert mich, die Annehmlichkeit ihres Umgangs so zu würdigen, wie ich es möchte.“ Er ahnte gar nicht, wie sehr sich ihm Cosimas Seele auf nachtwandlerischen Pfaden genähert hatte, und das eigentlich tiefe Geheimnis ihres Wesens blieb ihm verschlossen. Auch war ja Liszts endgültige Entscheidung noch nicht ausgesprochen. Wohl konnte Hans aus jedem seiner Briefe seine Liebe und Güte fühlen, aber auch in seiner Seele rang die Frage, ob dieser Bund ein Glück sei für sie, die er beide liebte, jedes in seiner Art. Noch im Dezember, nach der Rückkehr von dem großen Abend, hatte er mahnend erklärt, daß er sich versichert halte, Hans werde nichts anderes wollen, als dem väterlichen Willen Erfüllung zu geben, der nur eines im Auge habe, in jeder Lage das zu tun, was gut sei. Und

noch im März wußte die Mutter nicht, was eigentlich werden sollte. Hans litt sichtlich unter diesem Hangen und Bängen. In seiner feinen Art bemerkte er am 20. April am Schlusse eines inhaltreichen Briefes an Liszt: „Meine hiesige Verlassenheit ist furchtbar. Gern käme ich zurück nach Weimar, um ein wenig zu arbeiten. Meine schwachen Fähigkeiten schlafen in Berlin völlig ein.“ Da lud ihn dieser zu sich nach Merseburg oder Weimar, um dort gemächlich alles besprechen zu können. Was besprochen werden sollte, das ist aus dem Geburtstagsbriefe Blandinens vom 7. Mai an die Großmutter Liszt zu ersehen: „Diesmal wird Daniel dreifach Dich küssen und wird der Vorsteller Deiner ganzen Trilogie sein. Cosima hat Dir gewiß von ihrer Heirat gesprochen. Mein Vater hat Herrn von Bülow rendez-vous gegeben für den 11. ds. Monats in Merseburg. Voraussichtlich wird er dort mit ihm alles bestimmen.“ Bülow folgte auch dem Rufe und blieb über acht Tage in Weimar. Nun wurden sie freilich einig, wenn es auch nicht an Hindernissen und Verzögerungen fehlte. Künstlerisch sind sie sich gerade während dieses Sommers viel näher gekommen. Bülows Stellungnahme zur Kirchenmusik und Liszts Verdienste auf diesem Gebiete taten dem Meister ebenso wohl wie die geradezu klassische Formulierung des Lisztschen Schulbegriffes, die sich in der Besprechung von zwei ganz untergeordneten Kompositionen R. Violes fand. Sie war nicht bloß für ihn eine Anerkennung edelster Art, sondern auch ein wohlbehauener Baustein für die Musikgeschichte. Bülow sagte darin: „Liszts Schule ist eben keine Schule im alten Wortsinne: Liszts Schule will nicht bloß, sie lehrt

die künstlerische Emanzipierung des individuellen Inhaltes vom Schematismus. Wo andertwärts Erstarrung, ist hier Leben, wo andertwärts Eintönigkeit, ist hier Mannigfaltigkeit. In Liszts neuen Formen — die kleinste wie die größte zeigt uns die unantastbare Logik, die bewundernswerte architektonische Ökonomie — herrschen, trotz der Leugner, wohl Gesetze, aber Gesetze des Geistes, nicht des Buchstabens, Gesetze, unwandelbar in ihrem Wesen, aber wechselnd in ihrer Anwendung zur Erscheinung kommend. Liszt gibt Muster für die freie, nicht die sklavische Nachbildung.“ Tiefgerührt schrieb ihm der Meister: „Die Formel, die Du gefunden, ist die treffendste, denn die künstlerische Emanzipierung des individuellen Inhalts vom Schematismus ist und bleibt unsere Hauptaufgabe.“ Und noch ein anderes machte ihm tiefen Eindruck. Das war Bülow's schöner und tiefgreifender Aufsatz über die „Faust-Ouvertüre“, der nicht bloß eine Sühne war für den Berliner Angriff gegen diesen düsteren Klageruf des jungen Meisters aus der Pariser Leidenszeit, sondern an sich eine bedeutende und tiefsinnige Arbeit, die an einzelnen Stellen nahe an Richard Wagners „Beethoven“ heranreicht. Und dieser selbst meinte: „Mir kam unter Deiner Anschauung die Sache selbst wie was Rechtes vor, und ich muß Dich bewundern, daß Du sie so vieler Mühe wert halten konntest, was sie auch mir werter gemacht hat.“

Auch diese Abhandlung, die so lange lebendig bleiben wird wie die „Faust-Ouvertüre“ selbst, war eine reiche Frucht dieses aufreibenden Berliner Jahres, von dessen Mühen nun Bülow in Baden-Baden Erholung suchte

und auch fand. Er liebte das liebliche Tal und hatte dort liebe Freunde: Bohls und vor allem Frau Jessi Raussot. Indes er war so abgearbeitet, daß er Stern um Urlaubsverlängerung bitten mußte. Indessen fühlte er doch die wohlthätige Wirkung des Aufenthaltes und die „schlechte Maschine nach und nach entrostet“. Dort trat aber auch eine Frauengestalt in sein Leben, die für ihn wie für die Kunst, für die er kämpfte, schöne, edle Bedeutung gewinnen sollte: Frau von Kalgis. Die Bewunderte und Bezaundernde, von der Heine sang:

„Des Himalayas Gipfelschnee
Erscheint aschgrau in ihrer Näh',
Die Lilie, die ihre Hand erfaßt,
Vergilbt durch Eifersucht oder Kontrast.“

Eine Künstlernatur von fraulicher Tiefe, erkennt sie in Bülow den verwandten Geist, und er huldigte dieser höchst bedeutenden Frau und freute sich, mit der besten Chopinspielerin, die er je gehört, musizieren zu können. Der starke, große Eindruck dieser wunderbaren Erscheinung blieb ihm durchs Leben, und noch kurz vor ihrem Tode hat er ihr Bild in die drei Worte zusammengefaßt: „La grande dame, la grande artiste, le grand coeur.“

In der Zeit, da Liszt selbst sich nach Gran zur Auf-
führung seiner Festmesse begeben und dort aus dem Jubel
der Madjaren neue Kräfte schöpfte — Anthäos nannte
ihn Bülow — hatten seine Töchter die Reise nach Paris
angetreten und die Großmutter überrascht, die sich ihrer
Anwesenheit herzlich freute. „Paris,“ so schrieb sie im
Oktober an den Sohn, „gefiel ihnen neuerdings sehr, und

Gott Lob, sie befanden sich immer wohl bei der drückenden Jahreszeit, die wir hatten und mich oft erinnerte an das Jahr 11. Cosima kehrte nun nach 2 Monaten nach Berlin zurück, wo sie im Geiste schon mehr lebte als hier und Blandine blieb bei mir.“ Cosima aber hatte Frau Franziska gebeten, ihr die Rückkehr nach Berlin zu erleichtern. Und diese fuhr ihr nach Köln entgegen und brachte sie allein nach Berlin zurück. Die Wege der beiden Schwestern hatten sich getrennt. Aber des Harrens war noch kein Ende. Liszt konnte sich nicht entschließen, seine endgültige Zustimmung zu geben. Der Grund lag wohl darin, daß er sich mit Bülow's Mutter nicht ganz einig werden konnte. Doch verblieb Cosima bei ihr, Hans hatte schon längst ein Quartier in der Eichhornstraße bezogen. So war das Jahr noch erfüllt von den Leiden und Freuden des Brautstandes. Aber die Braut war ihm schon jetzt eine gute Kameradin, die ihn nicht etwa ängstlich zurückhielt, sondern in sich selbst so viel Energie barg, daß sein Ringen und Kämpfen sie nicht nur nicht ängstigte, sondern, soweit es ihn nicht gesundheitlich angriff, ihr sogar eine gewisse Freude machte. Und da sie in dem musikalischen Berlin bald heimisch, war sie auch völlig mit all den Fragen vertraut, die ausgesprochen werden mußten. So hatte Bülow an ihr wenn nicht einen Mitkämpfer, so doch einen Freund, der für Leid und Freud seines Wirkens volles Verständnis hatte.

Wir folgen nun unserem Helden nicht auf diesen stürmischen, mühereichen Pfaden, auf denen es ihm indessen keineswegs wohl war. Denn ihn reizte wohl die Arbeit, aber befriedigte ihn nicht, und er beneidete selbst seinen

Freund Bronsart um seine frische, freudige Schaffenskraft. Wohl hat er ein Trio unter der Feder, auch eine Lustspielouvertüre skizziert, aber der Werkeltag ließ ihn nicht zu der Feierstunde eigenen Schaffens kommen. Und doch war eben ein Liederheft fertig geworden und bereits unter der Presse, das zu dem Schönsten gehört, was er geschaffen. Es ist der wirklich tiefe und edel musikalisch gehaltene Zyklus „Die Entsagende“ (op. 11). Aber, wie gesagt, zufrieden war er nicht. Mit ergreifenden Worten klagt er dies Liszt, dessen Graner Messe und Faust-Symphonie ihm stärkste Bewunderung erregen. Erstere nennt er, analog dem Begriff „Staatsstreich“, einen „coup d'église“ und meint: „Orpheus hat die Steine lebendig gemacht, Du hast den Dom beseelt.“ Es ist die Zeit, da er Liszts Schaffen innerlich am nächsten steht. Dagegen glaubt er selbst nichts geschrieben zu haben, was einigermaßen der Aufmerksamkeit des Meisters würdig wäre. „Ich fühle, wie ich in der Atmosphäre meiner unfruchtbaren Beschäftigungen Philister, Maschine werde; ich leide grausam darunter, daß ich mich nicht mit dem süßen Bewußtsein zu trösten vermag, zu nichts geboren, einfach unproduktiv zu sein und mich mit meinem Freunde Pohl in Parallele setzen zu können.“ Und doch war seine Tätigkeit etwas ganz Eigenartiges, ja er gab ihr den Stempel des Außerordentlichen, und im Lehr- wie im Konzertsaal zeigte er die tiefe Genialität seines Wesens. Alles, was er tat, war in der Tat die Befreiung von jeglichem Schematismus, war im besten Sinne des Wortes produktiv. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, dieses Wirken bis ins einzelne darzustellen, obschon jeder Abend durch die Wahl des

Programms wie durch die Ausführung Bedeutung hatte. Selbst die Kritik eines Kellstab mußte über Leistungen staunen, wie die Wiedergabe der 33 Variationen von Beethoven (op. 120), wie jede seiner Kammermusiksoireen ein Ereignis war. Durch diese ging in der Tat ein geradezu schöpferischer Zug, mochte nun Bach oder Mozart, Schumann oder Liszt zu Worte kommen.

Lissts Es-Dur-Sonate aber war wiederum das Signal zu einem neuen Kampfe, Bülow fühlte darin dessen reifstes Können pulsieren und hat es auch in kongenialer Weise zum Ausdruck zu bringen gewußt. Aber der Referent der Spenerschen Zeitung, Eduard Engel, lehnte sie mit äußerster Rücksichtslosigkeit ab. Da schrieb ihm Bülow in leidenschaftlicher Bewegung, und Engel trug den Brief und den Kampf in die Öffentlichkeit. Es ward eine cause célèbre, die durch die Presse selbst später leicht zu einer cause scandaleuse gemacht werden konnte. Bülow war der Angegriffene, und in der Sache selbst blieb er Sieger. Er war keine Natur, die Kompromisse schließen konnte, und darin gerade gründet sich seine Größe. So liegen diese Kämpfe wie Steine auf seinem Weg. Sie mußten eben überwunden werden. Liszt selbst freilich war Bülows tapferes Eintreten für ihn fast zupiel des Guten. „Du hast,“ schrieb er ihm in einer interessanten Betrachtung über diese Pressefehde, „Deine Pflicht treulichst erfüllt und mehr als das, so daß ich es hinwiederum für meine Pflicht halte, Dir möglichst Mäßigung und Gleichgültigkeit anzuraten.“ Aber neben der Tragikomödie des „Engelsfalls“ ging ein Lustspiel her, in welchem das Brautpaar Hans und Cosima mit Kellstab als Partner spielten. Durch eine Persönlich=

keit, die bald zu Bülow's besten und ehrlichsten Freunden gehören sollte, den Pianofortefabrikanten Bechstein, hatten sie erfahren, daß Kellstab dem Konzert mit der Begründung fernbleiben wollte, den Opernball besuchen zu müssen. Es war der zweite Fall, daß er sich den Schwierigkeiten einer Kritik Liszt'scher Kompositionen zu entziehen suchte. „Da setzte es sich Fräulein Cosima,“ so erzählt Bülow selbst, „in den Kopf, den alten Unbestechlichen zu bestrafen, und zwar durch einen charmanten Brief, in welchem Sie ihm allerlei Schmeicheleien über Geist und Anmut seiner Schriften sagte und ihn bat, sich doch eines der Hauptwerke ihres Vaters anzuhören, von dem sie ihm den stärksten Eindruck versprach. Und Kellstab kam in ‚full dress‘, fand die Sonate sehr interessant, ja sogar sehr schön, und hatte mit Liszt's Tochter eine allem Anschein nach furchtbar rührende Unterredung, die mit kordialem Händeschütteln endete.“ Ein Gegner also war außer Gefecht gesetzt, der andere aber schlug umso fester drein. Bülow war schließlich froh, durch eine Konzertreise für einige Zeit dem Berliner Skandal zu entinnen. Er spielte in Rostock, Bremen und Leipzig, wo er überall die Liszt'sche Es-Dur-Sonate propagierte. Zumal in Leipzig. Dorthin hatte ihn Liszt für sein Konzert im Gewandhaus den spröden Herrn oktroyiert oder, wie Bülow selbst meinte, eingeschmuggelt. Es war ein ereignisvoller, inhaltreicher Abend mit Liszt's symphonischen Dichtungen „Les Préludes“ und „Mazeppa“, für die freilich das Publikum noch nicht reif war. Bülow aber setzte seine ganze Kraft ein und hatte eine überaus glückliche Stunde. Er wurde stark applaudiert und wiederholt gerufen. Doch

als er wirklich hervortrat, setzte die Opposition ein in Erinnerung an seinen Sontagartikel, den ihm Leipzig noch nicht verziehen hatte. Indessen weder ihm noch den um Liszt gescharten Betreuen verschlug das die Freude an diesem künstlerisch so erfolgreichen Abend, den Peter Cornelius in einem kleinen Gelegenheitsepos ausklingen ließ. Über Bülow hieß es darin:

Willkommen Hans von Bülow im Gewandhaus,
Der du so viele Gegnerschaft genossen,
Weil geißelnd einst du strecktest deine Hand aus,
Als man die Kunst entweiht durch Volkapossen,
Als zu ersingen sich ein neues Landhaus,
Man wieder zum Metier griff halb verdrossen,
Die Wahrheit sagtest du, das war natürlich
Gar nicht am Platz, war frech, war ungebührlich.

Kurz das Vergeh'n, die Rache lang. Erfahren
Hast du das heut', da du ihr nicht entwischt,
Als man nach nun vergangenen fünf Jahren
Den Beifallshonig dir mit Gift gemischt.
So siegesicher deine Taten waren,
Gerufen wardst du und dann ausgezischt.
Berechte Strafe! Schlag' an deine Brust drum,
Und keine Fauxpas mehr im nächsten Lustum.

Wir Künstler aber werden stets dich lieben
Als eine heiße Vollblutkunsnatur.
Für immer ist es uns ins Herz geschrieben,
Wie du gespielt das Liszt-Konzert (Es=Dur),
Wie sinnig in den Schranken du geblieben,
Erfüllend ganz des Dichters Absicht nur!

O wirke siegreich neuer Kunst Verbreitung
Trotz der Berliner Nationalen Zeitung.

Bülow aber freute sich, mit seiner „persona ingrata“ so stark für das angefochtene Werk seines Meisters eintreten zu dürfen. Er konnte sich dafür gar nicht genug tun. Raum von Magdeburg, wo er den vierten Konzertabend hatte, nach Berlin zurückgekehrt, bringt er einen einschlägigen Artikel seines Freundes Damrosch in der Bock'schen Musikzeitung unter, wobei er an den Herausgeber die für sein Denken, Fühlen und Wirken so charakteristischen Worte schrieb: „Einen Nichtegoisten wie mich kann man nur verpflichten, indem man seine Vermittelung für andere akzeptiert.“

Indes der Leipziger Abend brachte ihm doch einen rein persönlichen Triumph. David hatte unter dem Einflusse von Liszt und dem Eindruck von Bülow's Kunst und Persönlichkeit diesem ein Konzert im Gewandhaus zugestanden. Bülow beugte sich zwar der David'schen Bedingung, nichts von Liszt zu spielen, erst nach einer Anfrage auf der Altenburg. Aber der 31. März wurde ihm doch ein Tag bedeutsamsten Erfolges. Neben Präludium und Fuge von Bach spielte er die „33 Variationen“ (Beethoven op. 120) mit beispiellosem Erfolg. Er fühlte das selber und sah damit in seiner Bescheidenheit „ein gewisses Stadium seiner Lehrjahre abgeschlossen“. Es war im Grunde keine Etappe mehr. Stand er doch schon auf der Höhe seines Könnens, dem noch die Jugend besonderen Zauber gab. Er hatte sich zu seiner vollen Eigenart durchgerungen. Daß ihm der Leipziger

Erfolg aber solche Freude, ja, was man selten an ihm erlebte, ihn stolz machte, lag in seinen persönlichen Beziehungen zu dieser Stadt und zum Gewandhaus. Vor Jahren hatte man ihm die Pforten dieser Ruhmeshalle in der kränkendsten Weise verschlossen. Jetzt sprangen sie gleichsam von selber auf, und freudiger Jubel begrüßte ihn. Es war das Gefühl, Sühne empfangen zu haben für erlittene Schmach. Und noch ein anderes: das Haus Frege! Es hatte den Groll gegen seine Karriere mit philisterhafter Treue weiter gepflegt. Jetzt war das Eis gebrochen. Er hatte alle jene Vorurteile gegen sich und gegen seine Künstlerlaufbahn besiegt, und man kam ihm jetzt mit neuer Herzlichkeit entgegen. Und im Bankhaus Frege hat er späterhin die Erträgnisse seiner Konzertreisen deponiert! Aber abgesehen davon, müssen ihm in Leipzig auch wichtige Angebote gemacht worden sein. Wenigstens schreibt er an Hans von Bronsart: „Berlin erscheint mir weit weniger unerträglich von dem Augenblicke an, als ich es nun, wenn ich Lust hätte, sehr vorteilhaft mit Leipzig vertauschen könnte.“ Indessen lag ihm ein solcher Schritt gar nicht im Sinn. Vor allem fesselte ihn seine Tätigkeit am Konservatorium, wo er nach dem Ausscheiden von Marx unter alleiniger Leitung Sterns trotz manches Mißlichen eine hervorragende Stellung einnahm. Die Zahl seiner Schüler wuchs zusehends, und er fand bald in dem jungen Hahn einen Mitkämpfer, dessen schöne Analyse der Lizitschen „Années de pèlerinage“ er in der Neuen Zeitschrift für Musik unterbrachte, wie er dessen erste Kompositionen selbst liebevoll würdigte. Im September 1865 sandte ihm Richard Wagner einen jungen

Künstler, der nach einer Aufführung des „Tannhäuser“ nach Zürich gereist war, um sich unter Wagners Leitung ganz der Musik zu widmen: es war mein Vater, Eduard Du Moulin. Jener erkannte das starke Talent und erwirkte ihm bei den Eltern die Erlaubnis, Künstler zu werden, und zwar durch einen ebenso überzeugenden, wie schönen Brief an den Vater seines jungen Freundes. Den Freigewordenen sandte er zu Bülow. Dem Geleitbrief aber fügte er folgende Worte bei: „Lieber junger Freund! Beiliegender unscheinbar adressierter Brief ist das Beste, was ich Ihnen nach Berlin mitgeben kann. Bülow, mein persönlicher, sehr nahestehender Freund, wird Sie nicht nur in meinem Namen auf das allererfolgreichste Marx vorstellen, sondern auch außerdem Ihnen alle Sorgfalt und Freundschaft angedeihen lassen, deren Sie irgend bedürfen. Halten Sie sich dessen vollkommen versichert. Ich wünsche Ihnen aufrichtig Glück zur Erreichung des Zieles Ihres vorläufigen Ringens: seien Sie tapfer und unermüdet, immer neue Ziele zu erspähen und ihnen nachzutrachten. Wenn Sie sich auf Abwegen fühlen oder der Mut Ihnen schwankt, blicken Sie auf mich und vertrauen Sie meiner Hilfe.“ Und Bülow schrieb ihm, daß die Empfehlung seines Meisters genüge, ihn mit offenen Armen aufzunehmen. Man sieht, welch festes Band hier waltete, und auch eine Empfehlung nicht dem gewöhnlichen Schematismus unterlag, sondern etwas Lebendiges war. So trat der Jugendliche dem Manne nahe, in welchem er seinen Lehrer und Meister schätzen lernte. Bülow hielt ihn für hoch begabt, auch als Pianist. Aberdies machte ihn sein dem eigenen so ähnlicher Weg zur Kunst ihm doppelt

wert. Und, wie Wagner, gedachte er ihn später nach Weimar zu Liszt zu weisen. In Zukunft aber war ihm dieser ein treuer Schüler und schließlich auch ein guter Geselle, ein „Zukunftsmusiker“, wie Bülow über ihn an Liszt schrieb. Er war auch sein Begleiter auf das 35. rheinische Musikfest nach Aachen, zu welchem Liszt trotz aller Gegnerschaft durch das Festkomitee mit einer Dringlichkeit eingeladen worden war, daß er nicht ablehnen konnte und auch nicht wollte. Aber da die Feinde alle auf dem Plan waren, so galt es auch das volle Aufgebot von Neu-Weimar. Nirgends ist die Gegnerschaft so stark hervorgetreten wie in Aachen, wo Ferdinand Hiller während des Konzertes das Signal zum Pfeifen auf einem Hauschlüssel gab. In Paris erfuhr später Liszts Mutter von den Insulten und Intriguen, die ihrem Sohn widerfahren, und sie schrieb darüber an die Fürstin: „Die Verleumdung über meinen Sohn, dies macht ihm (Hiller) keine Ehre und meinem Sohn keinen Schaden. Das Sprichwort sagt, wer einem andern eine Grube gräbt, fällt gewöhnlich am ersten hinein. Mein Sohn ist zu erhaben, ich bin gewiß, sich darüber zu chagrieren.“ Das tat er doch bis zu einem gewissen Grade. Aber nur innerlich. Nach außen hin stand er seinen Mann, und er war von solcher Stimmung umgeben, daß er selbst dadurch erfrischt werden mußte. Niemand aber war heiterer als Bülow selbst, der auch hier mit dem Es-Dur-Konzert gewaltigen Erfolg errang. Er wohnte mit seinem Schüler Du Moulin in einem Zimmer und war lustig, ja ausgelassen wie ein Student. Als er ihn spät nachts bei der Heimkehr fragte, was ihm am besten gefallen, nannte ihm dieser, der Bülows damalige Ab-

neigung gegen Händel wohl kannte, im Scherze den „Messias“, worauf ihm Bülow in gleicher Weise drohte, ihn zum Fenster hinauszuwurfen.

Aber Bülow fühlte sich inmitten dieses Kampfes, bei dem die Gegner jede Rücksicht, und man darf sagen, jedes Schamgefühl fallen ließen, in der besten Stimmung. Davon zeugt der „Schlachtbericht“, den er der Fürstin sandte. Ihn freute die Frische und die sieghafte Festigkeit seines Meisters, die über all diese Kleinheit von Haß und Mißgunst erhaben schien. Freilich im Grunde war all das Kraftvergeudung, und Wagner hatte recht, wenn er auf dieses an Liszts Nerven zehrende Treiben mit „Zorn, Haß, Wut“ blickte und Bülow zurief: „Hol' euch alle der Teufel mit euren Sau-Musikfesten und musikalischen Pferderennen: von der einen Seite laßt ihr euch mit Blumen, von der anderen mit Dreck bewerfen! Was kann nur bei solchem Treiben, wo es nicht einmal zu wirklich guten Auführungen kommen kann, herauskommen? Nichts Echtes, aber viel Schmutz!“ Das empfand auch Bülow, da er heimkehrte und nun die Berichte las, die von den „Rheinischen“ in der Kölnischen Zeitung über die Weimaraner losgelassen wurden. Da schrieb er resigniert an Bronsart: „Mich hat ein weltuntergangsmäßiger Katzenjammer gepackt — das mephitische Bad kölnischen Wassers, das uns übergegossen worden ist, war nicht zu einer erfrischenden Dusche geeignet.“ Aber die Resignation dauerte nicht lange. Er machte zu Gegenartikeln alle Freunde mobil, besonders Albert Hahn. Er selbst brütete über einem neuen „Artikel“, der freilich unter seinen Händen eine besondere Gestalt annahm und erst zu Beginn des Win-

ters, von anderen Anlässen und Personen ausgehend, als eine allgemeine Abrechnung erschien: „Das Literatentum ‚mit Gewalt‘ in der Musik“. Zunächst arbeitet er an einem anderen Aufsatz: „Ein Blick auf das Berliner Ballet“, der, gleichfalls einer äußeren Anregung entspringend, wieder einen großen Gedanken aufgreift und von hohem künstlerischem Standpunkte aus durchführt. Es war ein ihm scheinbar abliegendes Feld, und doch weiß er die Bedeutung dieses damaligen Aschenbrödel unter den Künsten und das Vorhandensein einer gewissen strebenden Regsamkeit in ihr glänzend zu würdigen.

Und das alles in der Zeit, wo ihn sein eigenes Schicksal mächtig bewegte. Denn Liszt hatte sich endlich erweichen lassen, die Zustimmung zur Vermählung zu geben und der langen Brautzeit ein Ende zu machen. Im Juli kam er nach Berlin, um die endgültigen Vorbereitungen zu treffen. Zufrieden schrieb seine Mutter über diese Reise: „Nun wird er nach Berlin sein für die Sache der Cosima mit ihrer Mariage mit Monsieur de Bülow. Gott gebe seinen Segen dazu. Sie kennen sich lange genug und so auch eins dem andern seine Schwächen, die Liebe erträgt viel mit Geduld.“ Die war auf seiten Cosimas in wunderbarer Weise vorhanden. Die lange Brautzeit hatte in der Tat ihr Gutes gehabt und das beiderseitige Verstehen nur gefördert. So meinte Bülow am Vorabend der Hochzeit: „Bin übrigens in der Tat glücklich — wenn ich an die Möglichkeit einer anderen Heirat für mich als diese denke, so wird mir empörend abgeschmackt zumute! Meine Frau ist mir so vollkommen Freundin, wie sich's nicht idealer vorstellen läßt.“ Und in der Tat, wenn neben Liszt und

Wagner ein Wesen volles, tiefes und warmes Verständnis für ihn hatte, so war es seine Braut, die zugleich durch ihre geistigen wie seelischen Anlagen eine wunderbare Ergänzung zu ihm bildete oder wenigstens bilden konnte. Sie wurde auch von seiten seiner Verwandten mit aufrichtiger Sympathie begrüßt, besonders auch von Louise von Bülow. Freilich hat dieser das erste Zusammentreffen mit Cosima einen seltsamen Eindruck hinterlassen, der ihr in der Erinnerung peinlich haften blieb. Sie war eine eigenartige Natur, ja selbst somnambul veranlagt, und so sah sie, als das junge Paar bei ihr zum erstenmal ins Zimmer trat, an der Seite der jungen Braut eine andere Erscheinung als ihren Stieffohn. Mit Mühe unterdrückte sie damals die Bewegung, ja den Schrecken über die Vision, die sie zu haben glaubte.

Doch jetzt waren die letzten Schwierigkeiten, die der Verbindung entgegenstanden, beseitigt. Auch Bülow hatte endlich mit ungemeiner Mühe die preußische Staatsangehörigkeit erreicht. Die Ursache an den seiner Einpreußung entgegenstehenden Hindernissen waren auf die seltsame Idee seines Vaters zurückzuführen, sich über seine Heimatsverhältnisse großartig hinwegzusetzen und weder Dessauer, noch Sachse, noch Preuße, sondern eben nur Deutscher sein zu wollen. Der Tag der Vermählung wurde mit Rücksicht auf Liszts leidenden Zustand und seine Kur in Aachen auf den 18. August festgesetzt. Er hatte katholische Trauung gewünscht und Bülow gerne zugestimmt, und zwar durchaus mit persönlicher Sympathie. Jedenfalls wollte er keine Wiederholung der Zeremonie in der protestantischen Kirche. „Denn,“ schrieb er wenige Tage

vorher an seinen Schwiegervater, „was meine persönliche Meinung in dieser Sache betrifft, so stelle ich, abgesehen von meiner Neigung für den Katholizismus, eine Kirche höher, welche die Ehe als Sakrament betrachtet, und demnach könnte ich im Segen eines lutherischen Pastors keine persönliche Befriedigung finden.“ Die Feier sollte in aller Stille statthaben, aber die Zeitungen hatten sich schon längst der „cause célèbre“ bemächtigt — ohne, wie Bülow schlagend meinte, „durch den Empfang von Insertionsgebühren dazu ermächtigt zu sein“. Doch Liszts Anwesenheit gab der Feier, zumal für das Paar, die Weihe. Bülow fühlte in der Vermählung mit der Tochter seines Lehrers die Erfüllung seines Schicksals, das ihn einst nach Weimar geführt. Und in gleichem Sinne war der Hochzeitsreise als Ziel — Zürich gesetzt. Noch am 18. ging es über Weimar, wohin sie Liszt das Geleit gaben, und Baden-Baden, wo Pohls und andere Freunde die Neuvermählten begrüßten, nach Bern und dem Genfer See. Es fehlte nicht an äußeren Abenteuern, auch ein verlorener Koffer „mit Moneten“ spielte dabei eine Rolle, aber der Anblick des Sees machte zumal auf Bülow einen überwältigenden Eindruck. Es waren wunderbare Tage, die sie hier verlebten, auch in Gesellschaft von Bülows Jugendfreund und erstem Genossen auf seiner Künstlerlaufbahn, Karl Ritter. Und dann nach Zürich, wo Wagner den jungen Freunden Quartier besorgt hatte. Bülow kam mit schwerer rheumatischer Erkrankung an und mußte 48 Stunden das Bett hüten, die ihm allerdings durch das Studium der „Walfüre“ verschönt wurden. Nach acht Tagen folgte die Umsiedelung ins „Ahl“. Wagner war

glücklich in dem neuen Heim und glücklich über den Besuch des jungen Paares. Und er fand in Hans nicht bloß den jungen, in schönster Treue ergebenen Freund wieder, sondern den reifen, geistesverwandten Künstler, der ihn und sein Werk wie keiner begriff und auf dem Klavier wiederzugeben vermochte — mit einem geistigen und seelischen Eindringen in seine Schönheiten, daß der Schöpfer selber erstaunte. Bülow aber lebte auf — er fühlte sich wie ein „Papst in Avignon“. Es war der „einzige“ Mensch, der ihn unendlich anzog und vor allem das Werk, das ihm jetzt in seiner ganzen Größe aufging. Er war entzückt und begeistert. Denn das war mehr, als er je zu ahnen vermocht. „Die Nibelungen,“ so schreibt er an Brendel, „wie ich sie jetzt durch ihn kennen lerne, sind ein Werk, von dessen Erhabenheit man sich keinen Begriff machen kann, ein Werk, das, ich möchte sagen, in kommende Jahrhunderte hineinpaßt.“ So wurden „Rheingold“ und „Walküre“ nach den Klindworthschen Auszügen durchgenommen. Bülow spielte, Wagner sang und empfing durch das Spiel des jungen Freundes den ersten vollen Eindruck von seiner Schöpfung. Ebenso wußte Hans den Kompositionsentwurf der beide Akte „Siegfried“ klaviermäßig zu meistern. Wagner war denn auch der Bewunderung voll. Nachdem das Paar längst abgereist, schrieb er an Frau Ritter: „Bülow's Meisterschaft auf dem Klavier ist enorm; bei seiner sicheren musikalischen Intuition, seinem unglaublichen Gedächtnis und all der wunderlichen Facilität, die ihm eigen ist, kam mir seine Unverwundlichkeit und Stetsbereitschaft prächtig von stattem.“ Aber diese Vorführung der „Nibelungen“ war für das Werk nur eine Art von

„Grabgeläute“ gewesen. Mit dem Schluß des zweiten Aktes „Siegfried“ hatte Wagner die Komposition abgebrochen, um sich dem Tristan zuzuwenden, dessen Dichtung während der Anwesenheit des jungen Baares der Vollendung entgegenging. Bülow schrieb jeden fertigen Akt ins reine, in welchen dann der vertraute Kreis sofort eingeweiht wurde. Den künstlerischen Höhepunkt aber dieser herrlichen Wochen bildete die Vorlesung der abgeschlossenen Dichtung. Wagner erzählt davon in seinen Erinnerungen eine Episode, die psychologisch von hoher Bedeutung ist. Frau Mathilde Wesendonck war von dem dritten Akte und dem Ende des edlen Baares tief ergriffen. Da sagte ihr Wagner tröstend, „daß man hierüber nicht zu trauern habe, da es im besten Falle bei so ernster Angelegenheit diese Art von Wendung nähme — worin mir Cosima recht gab“. Bülow aber lebte hier völlig auf. Er hatte gleichsam in den See geworfen, was ihm den Kopf erhizen konnte. „Alles Able, Genante, Wider=den=Strich=Streichelnde“ kam ihm vor wie ein Traum, „als vollkommene Unwirklichkeit“. „Seit vierzehn Tagen,“ schrieb er an Stern, „wohne ich mit meiner Frau bei Wagner, und ich wüßte wirklich nichts zu nennen, was mir solche Wohltat, solche Erquickung gewähren könnte, als das Zusammensein mit dem herrlichen, einzigen Manne, den man wie einen Gott verehren muß. Aus aller Misère des Lebens taue ich auf in der Nähe dieses Großen und Guten. Von den ‚Nibelungen‘ kann ich Ihnen nichts schreiben. Da hört alles Ausdrucksvermögen auf. Nur so viel: auch die spezifischen Musiker, sobald sie noch einen ehrlichen Faden am Leibe haben, sobald sie nicht Petresfanten von Dumm=

heit und Schlechtigkeit geworden sind, werden staunen! Etwas Ähnliches, Annäherndes ist nicht geschrieben worden — überhaupt nicht, nirgends, in keiner Kunst, in keiner Sprache. Von da darf man auf alles andere herabsehen, alles andere übersehen.“ Das war nicht der Ausdruck augenblicklichen Überschwangs, und zumal der letzte Satz ein Motiv, das in seinem Leben immer wiederkehrt, auch dann, da er sich äußerlich von dem Meister trennte. Für jetzt aber kam ihm wohl der Gedanke, Berlin und sein dortiges tiefzerstreuendes Wirken aufzugeben. Indessen ihn durchzuführen, fühlte er die Zeit noch nicht gekommen. Und das Leben selbst drängte ihn hinaus. Das mußte er sich selbst sagen: „Leider bin ich noch zu jung, um mich der Verpflichtung überheben zu können, das praktische Segesfeuer einige Jahre durchzumachen, bevor ich mich dem Genuße seiner Anschauung hingeben darf.“ Diese war ihm allerdings die „eines Höchsten, Lebendigen, die keiner der hohen Meister zu bieten vermochte“.

Aber er schöpfte aus diesen Tagen Kraft für Berlin. Getrost und ohne Bangen kehrte er in den „Weltklot“ zurück, mit seinen „Überzeugungsüberschuhen“ — „es wird,“ so meinte er, „etwas an mich heranspielen können“. Wagner sah dem Paare sehnsüchtig nach. Er hatte das richtige Gefühl für beide und hoffte und wünschte für sie das Beste. So schrieb er an Frau Julie: „Wenn Sie Cosima kennen, stimmen Sie mir wohl auch bei, wenn ich das junge Paar für so glücklich wie möglich ausgestattet halte: es ist bei allem großen Verstande und bei wirklicher Genialität so viel Leichtes, Schwunghaftes in den beiden

Leuten, daß man sich nur sehr wohl mit ihnen fühlen muß.“ Auch sonst war man in Zürich von ihnen entzückt, zumal von Cosima. So Gottfried Keller, der mit seiner Freundin Ludmilla Assing das Lob der jungen Frau austauschte. Die vielen Besuche freilich, die sie auf Wunsch der Fürstin in Zürich hätten machen sollen, hatte Hans der Gattin allein überlassen. Er teilte darin das Gefühl seines Meisters, der gerade unter dieser „entsetzlichen Professorensucht der Fürstin“ stark gelitten hatte.

Noch eine Pflicht erfüllte er auf der Rückreise. Er ging mit Cosima nach St. Gallen, um das einsame und verlassene Grab seines Vaters zu besuchen. Das Gut war in die Hände eines Verwandten seines Freundes Thode übergegangen, der dort ein zurückgezogenes Sonderdasein führte.

Dann fuhr er über München nach Weimar, wo ihn eine dringende Einladung zum ersten Gewandhauskonzert erwartete. Auf Liszts Rat entschloß er sich — „reisemüde und fingerheiß“ — dort zu spielen und hatte es nicht zu bereuen. Er schoß mit dem Beethovenschen Es-Dur-Konzert den Vogel ab beim Publikum, bei den Musikern und bei den Verwandten, zumal bei Livia, die ihm schon während seines Spiels aufs freundlichste zunicke. Seine Gattin war inzwischen nach Berlin allein zurückgekehrt, um ihr Amt als Hausfrau anzutreten, während er in Weimar den Geburtstag seines Schwiegervaters mitfeierte und selbst mitgefeiert wurde: als der Schüler Erster. In Berlin im Konservatorium harrte seiner gleichfalls eine kleine Feier, bei der ihm im Namen von Lehrern und Schülern ein schöner Taktstock als Hochzeitsgeschenk überreicht wurde.

Dann noch eine gemeinsame Fahrt nach Dresden, die als der Ausklang der Hochzeitsreise betrachtet werden kann. Sie galt der Aufführung des „Prometheus“ und der „Dante-Symphonie“, die unter Liszts eigener Leitung stattfand.

Seine Tätigkeit am Konservatorium hatte er inzwischen wieder in vollem Umfange aufgenommen. Freilich unter gewissen Modifikationen in der Stundeneinteilung. Es war Cosima, die ihn veranlaßte, durch Zusammenlegung der Stunden auf bestimmte Tage sich einige Vormittage freizumachen und für seine eigenen Arbeiten zu retten. Stern mußte wohl oder übel darauf eingehen.

Dieser hatte indessen seinen Orchesterverein aufgegeben und sich auch durch Bülow's weitgehende Vorschläge nicht zu gemeinsamer Weiterführung bewegen lassen. So entschloß sich Bülow, den weggelegten Sackstock aufzunehmen, und dachte daran, selbst einen Orchesterverein zu gründen. Er bat Stern um Rat, wie man die Herde zusammentreiben könnte. Freilich wollte er „keine räudigen Schafe haben, lieber gutmütige Esel“. Aber so leicht war das nicht, und zunächst mußte er zu anderen Mitteln greifen, seinen Plan zu verwirklichen. Aber er setzte ihn durch und am 14. Januar fand in der Singakademie sein erstes Konzert statt. Das Programm verzichtete auf jedes Zugeständnis an die „Konservativen“. Neben Berlioz, Liszt und Wagner brachte er seine „Cäsar-Ouvertüre“ zur Aufführung. Am Klavier aber saß — Karl Taubig. Das Ehepaar Milde aus Weimar sang die große Szene aus dem „Fliegenden Holländer“. Die Presse sah natürlich in Konzert und Programm ein Symptom: die Absicht der

„Neuen“, in geschlossener Phalanx den Konzertsaal zu erobern. Und dagegen gab es nur ein Mittel: Ablehnung der gesamten Stücke — mit Ausnahme des Holländerduettes. Denn nach dem Erfolg des „Tannhäuser“ saß Wagner in Berlin bereits zu fest. Indessen war er taktisch zu bewerten. Denn man konnte mit der Zeit Wagner gegen Berlioz ausspielen, was denn auch redlich geschehen ist.

Aber das Konzert selbst war doch ein voller Sieg, wie Taubig in eingehender Schilderung an Liszt berichtete. Bülow's Erfolg als Dirigent war begründet, wie Taubig's Ruhm als Pianist. Dieser aber spielte vierzehn Tage später Bülow's „Ballade“ unter den wärmsten Beifallsbezeugungen des enthusiastisierten Publikums. So standen die zwei bedeutendsten Lisztschüler gemeinsam im Feuer. Ein eigenartiges Bild, das durch Bülow's edle Haltung gegen den Freund und Rivalen besondere Beleuchtung erhält. Denn letzterer war und blieb nun für längere Zeit der Gast des Bülow'schen Hauses, das ihm eine zweite Heimat bot. Und der Freund suchte durch sein persönliches Eingreifen Taubig's Verhältnis zum Vater ins Geleise zu bringen: eine Mühe mehr, die in dieser schweren Zeit auf ihm lastete. Denn er mußte durch Stundengeben das Defizit des ersten Konzertes zu decken suchen. Und dennoch war er zu einem zweiten entschlossen. Das war echt Bülow. Ein schöner Brief Berlioz', der ihm den Dank aussprach für sein ritterliches Eintreten und ihm von seinen „Trojanern“ erzählte, war ihm Lohn, der reichlich lohnte. Fast gleichzeitig aber kam von Wagner ein Notschrei, der ihn und Cosima in Angst und Sorge um den Freund versetzte. Rasch und energisch griff der Helfende

ein und wußte durch Johanna Wagner die nötigen Schritte bei der Intendanz durchzusetzen. Von Zürich aus aber schrieb ihm Wagner: „Am meisten freut mich — glaub’ mir — der Erfolg Deiner Overture. Ich komme nämlich immer mehr zum Glauben, daß Du berufen bist, in Berlin einmal eine wichtige (uns allen so notwendige) Stellung einzunehmen. Am wesentlichsten wünschte ich dann Dich am Theater bedeutend, rühmlich und würdig placiert zu sehen, z. B. meinen „Lohengrin“ gebe ich nun ganz bestimmt weder Taubert noch Dorn zu vermachen. Wenn ich diese Hoffnung für Dich nicht pflegte, würde ich sonst meinerseits alles mögliche anbieten, um Dich von dort und aus Deiner unwürdigen Stellung — wie Du sie mir so ergreifend schilderst — fortzubringen.“ Er dachte an Bern und malte ihm den dortigen Aufenthalt in seiner liebenswürdigen Art aus; aber er war doch der Meinung, und darin stimmte er mit Liszt überein, daß Bülow in jener Welt, „zwischen Moabit und Spandau“, noch eine Rolle spielen sollte. Die spielte er allerdings schon jetzt. Und da konnte ihm Wagner wenigstens jetzt nicht helfen. Aber ein freudiger Klang war es für Bülow, wenn jener schrieb: „Dich, Hans, hab’ ich ungeheuer gern: glaub’ mir das! Wenn ich die kargen Freuden meines Lebens zähle, kommst Du sofort in den Hauptzahlen. Du bist mir so sehr recht und Deine Schicksale liegen mir so nah, als ob es die meinigen wären. Hüte Dich wohl und nimm Dich in acht, damit Du mir gesund und ausdauernd bleibst.“ Das war ein Wunsch, der sehr berechtigt war. Denn gerade in diesem Jahre litt Bülows Gesundheit mehr denn je, und häufiger kehrten seine Klagen wieder. Aber seine Tätigkeit

hatte sich auch verdoppelt: am Konservatorium und mit dem Taktstock, am Klavier und mit der Feder. Diese ist energischer und schärfer, ja unerbittlicher denn je. Er setzt sich mit dem Hofkapellmeister Taubert auseinander, wie genau ein Jahr vorher mit Dorn. Er wird dem einen wie dem anderen gerecht — in ihren guten Seiten nicht minder wie in ihren Schwächen. Sie müssen zittern vor ihm, und doch können sie sich nicht beklagen, daß ihnen Unrecht geschieht. Taubert aber läßt doch den Kopf hängen, und die Musikverständigen Berlins staunen, als Bülow nach der zweiten Aufführung des „Macbeth“ in seiner Besprechung Notenbeispiele aus der ungedruckten, ihm unzugänglichen Partitur bloß dem Gehör nach bringt. Die Gegner sprachen wohl von Charlatanerie, und doch mußten sie sich, wie Taubert selbst, vor diesem eminentesten aller Musiker beugen. Freilich, Peter Cornelius konnte nicht umhin, der Fürstin auf der Altenburg sein Mißfallen über den Bülow'schen Artikel auszusprechen. Wohl erkannte er den hohen Ernst an, aber er schien ihm das literarische „Schicksalitätsgefühl“ zu verletzen. Der Harmlose hatte eben keine Ahnung von all dem, was in Bülow und um ihn vorging. Wie er sich zu wehren hatte und wie ihn trotz aller Ermüdung die Kampffreude mit sich fortriß. Wohl beklagte er, daß er immer nur das Negative sehe. Aber das entsprang ja gerade seinem innersten Wesen, das unerbittlich scheiden mußte zwischen Echtem und Uechtem und für das, was er für richtig erkannte, sich mit voller Kraft einzusetzen, selbst auf die Gefahr hin, dadurch Lust und Kraft zur eigenen Produktion zu verlieren. Das konnte freilich der sanfte, weiche Cornelius

nicht verstehen. Nur Liszts Artikel gegen Alibischeff hätte er nicht gegen Bülow ausspielen dürfen, schon deshalb nicht, weil dieser damit in Deutschland den entscheidenden Schlag gegen jenes schmählische Beethovenbuch geführt, und zwar im unmittelbaren Zusammengehen mit seinem Lehrer.

Neben diesen Arbeiten, die trotz ihres polemischen Charakters bleibende Bedeutung haben, findet sich die wirklich schöne Würdigung Karl Ritters, den er als Schüler Robert Schumanns einstellt, vor allem auch, um ihn vor den unvermeidlichen Angriffen zu sichern, die ihm als Freund und Schützling Wagners gedroht und die der Schwankende, Leidende nicht ertragen hätte. Es schadet dem Aufsatz nichts, daß er zugleich eine Freundestat war. Denn ein treuer Freund ist Bülow ja immer gewesen. Das bewies er vor allem auch Raff gegenüber, dem er trotz seines Bruches mit Weimar aufrichtig ergeben blieb und dessen Werke er nach wie vor, freundlich und gütig, wie er war, propagierte. Das war eine seiner vielen menschlichen Eigenschaften, die trotz all der Anfeindungen, die ihm widerfuhr und deren Höhepunkt noch lange nicht erreicht war, doch eine ungemeine Anziehungskraft übte. Seine wunderbare Heiterkeit, sein geistprühender Witz entzückten in hohem Maße. Seine Stellung im geistigen Berlin stieg daher zusehends. Sein eigener Salon, in welchem Cosima in einer Weise ihres Amtes waltete, daß sie selbst ihren Vater entzückte, ward bald ein geistiger und künstlerischer Mittelpunkt Berlins. Neben den Musikern von Fach nahm der ganze Kreis von Barnhagen von Ense Fühlung mit ihm. Der Alte hatte tiefes

Interesse an ihm gefaßt und schätzte ihn ungemein. Adolf Stahr bewahrte ihm die in Weimar geschlossene Freundschaft. Auch der verschlossene Bruno Bauer fand den Weg in das Bülow'sche Haus, wo neben Hans die Gattin ihm eine hochstehende Partnerin war. Die alten Mitarbeiter aus der ersten Berliner Zeit, Fischl und Mützelburg, blieben Bülow die alten guten Gesellen. Besonders angezogen aber fühlte sich Ferdinand Lassalle, der durch ihn ein begeisterter Anhänger der Wagner'schen Idee wurde. Und jener brachte dem geistvollen, stürmischen Menschen, dem er sich innerlicher verwandt fühlte, als er es war und sein konnte, eine warme und aufrichtige Begeisterung, ja Freundschaft entgegen, die er nicht bloß durch kleine Dienste, sondern auch in den entscheidenden Momenten seines Lebens bis zu dessen unseligem Tode bewährt hat. Nicht minder nahe stand dem Bülow'schen Ehepaare der Kladderadatsch-Redakteur Ernst Dohm; zweifellos einer der bedeutendsten und geistreichsten Menschen des damaligen Berlin. Er war zumal der Herrin des Hauses ein treu beratender Freund, nicht minder wie der Franzose Morin, der, ursprünglich Redakteur der damals eingegangenen „Revue de Paris“, jetzt mit der „Revue germanique“ in enge Beziehungen getreten war. Für diese Zeitschrift hatte er an Cosima eine glänzende Mitarbeiterin gewonnen, die in der Folge gerade für dieses Blatt ihre Fähigkeiten in hervorragender und bleibender Weise bewährte. Auch die Beziehungen zum Hofe waren die besten, wie ihm ja dieses Jahr den Titel „Hospianist“ brachte. Besonders huldvoll und entgegenkommend bewährte sich das Haus des Prinzen von

Breußen. Nicht minder wohltuend wirkte auf ihn der Aufenthalt in Löwenberg bei dem Fürsten von Hohenzollern-Hechingen, einer der ersten Fürsten, der sich rückhaltlos zur „Zukunftsmusik“ bekannte und sein musikalisches Ideal in Wagners „Faust-Ouvertüre“ sah. Bülow weilte mit seinem Schwiegervater an dem kleinen, aber reizenden Musenhofe, und sein Spiel begeisterte den Fürsten. Die schönen Tage erinnerten in der Tat an die beste Weimarer Zeit. Huld und Dank wurden in erfreuender und anregender Weise geboten.

Das war im Mai gewesen. Aber nun sehnte er sich nach Erholung von den unerhörten Mühen des Winters, die in einem Werke gipfelten, dessen Vollendung sich noch durch längere Zeit hinziehen mußte: das war der Klavierauszug zu „Tristan“. Bei jenem glücklichen Zusammensein in Zürich hatte er die Zusage dem Meister gern gegeben. Und in der Tat, kein anderer war so berufen zu dieser über die Maßen schwierigen Arbeit wie Bülow. Blatt für Blatt der gestochenen Partitur wanderte zu ihm, um sofort in die Form für das Klavier umgegossen zu werden. Das war nun, wie er später einmal an seinen Freund Köhler schrieb, „eine Arbeit, ebenso infernalisch schwer, wie fesselnd“, jedenfalls aber „geistig so exklusiv in Beschlag nehmend, daß er auf ein paar Monate zu einem einsiedlerischen, von naher und ferner Außenwelt abgeschnittenen Dasein verurteilt war“. „Wenn Sie später die Partitur und Klavierauszug zu Gesicht bekommen, so werden Sie begreifen, daß mir unter dem Schatten dieser merkwürdigen Partitur und ihrer noch gar nicht dagewesenen Polyphonie doppelt so heiß hat werden müssen,

als etwa in den Mittagsstunden der schwülsten Hundstage auf dem Exerzierplatz vor dem Brandenburger Thor.“ An Liszt aber hatte er über den ersten Eindruck der Partitur geschrieben: „Das ist alles im höchsten Grade ideal und nichts weniger als populär, sogar noch weniger als die Nibelungen, aber von bewunderungswürdiger Eigenart und Glut, überdies mit einer polyphonen Behandlung der Motive, wie es mir scheint, allem überlegen, was er bisher geschrieben.“ Und er zweifelte fast an der Möglichkeit, bei den schrecklichen Theaterverhältnissen das Werk aufzuführen. Auch er stand hier vor einer neuen Welt, die mit eherner Pforte verschlossen war. Und doch war er der erste, der diese aufgeschlossen. Aber in jenen Tagen mußte er gewissermaßen die mögliche Form finden, im Klavierauszug zusammenzufassen, was nicht zu bändigen schien. Und hier trifft gleichsam Weimar und Zürich zusammen. Denn die Lisztische Schule bot die Grundlagen und Möglichkeiten dazu: sie hatte ihn das Schwierigste überwinden gelehrt. Und der Technik völlig Herr, konnte er in jener tiefen Geistesverwandtschaft, die Wagner brauchte und ersehnte, dem Werk in wunderbarer Weise gerecht werden. So ist in den mühevollen Berliner Arbeitsstunden nicht bloß der über alles Lob erhabene Klavierauszug entstanden, sondern hat sich auch der erste Tristan=Dirigent entwickelt, aus eigener genialer Kraft, aber durch hemmungsloses Versenken in das Werk. Es ist ein künstlerischer und zugleich schöpferischer Höhepunkt in Bülow's Leben, der ihn weit über die meisten erhebt, die in jener Zeit und später die Blüten eigener Phantasie vom Anger pflückten. Damals aber schrieb er: „Der

Musiker Wagner wächst immer höher.“ Wir dürfen hinzusetzen: und Bülow mit ihm.

Aber der Sommer kam. Er mußte fort: „Das Leben in Berlin reibt mich auf, mir fehlt die Luft,“ hatte er schon im März dem Schwiegervater geklagt. Er wollte nach Paris. Aber diese Reise verschob er — und so rüstet er sich zu einer neuen Fahrt nach Zürich. Wagner rief ihn mit lebhaftem Verlangen, und auch er sehnte sich nach dem Wiedersehen.

Der Weg führte ihn wieder über Baden=Baden, wie auf der Hochzeitsreise. Aber zunächst allein. Denn es galt, dort zwei von dem Pächter des Kurhauses veranstaltete Konzerte zu absolvieren, die ihm freilich keine besondere Freude machten. Doch die „tausend Franken“ waren leicht verdient und mußten auch verdient werden, weil ein nichtswürdiger Diensthote das junge Paar in der schmachlichsten Weise bestohlen hatte. Die Konzerte verliefen indessen glänzender und erfreulicher, als er gehofft. Er spielte am 1. Juli vor einem Parkett von Fürstlichkeiten und erntete freudigsten Beifall. Die Prinzessin von Preußen wünschte ihn denn auch sobald als möglich wieder in Berlin zu wissen, um während der Anwesenheit der Königin von England zu spielen. Was ihn besonders freute, war, daß er in Baden=Baden in Konkurrenz mit Rubinstein und Litolf gestanden, die er durch seine zu voller Meisterschaft entwickelte Eigenart glänzend zu bestehen gewußt. Aber ihn drängte es weiter. Mit Cosima fuhr er nach dem schönen Freiburg, dessen Dom zumal sie in hohem Maße entzückte, und weiter nach Schaffhausen zum Rheinfall. In Zürich erwartete ihn die Gräfin

d'Agoult. Sie war ihm keine Fremde mehr. Er war ihr brieflich bereits näher getreten, aber jetzt bei der ersten persönlichen Begegnung bezauberte ihn die herrliche Frau über die Maßen. Sie war ihm als Mutter seiner Gemahlin an sich teuer, wie er auch den beiden Schwägerinnen Blandine Ollivier und Gräfin Claire de Charnacée ein herzliches brüderliches Gefühl entgegenbrachte. Aber Daniel Stern, wie sich seine Schwiegermutter als Schriftstellerin nannte, wurde ihm mehr. Denn der persönliche Eindruck war groß und unerwartet. Er schildert sie denn auch seinem Freunde Pohl mit warmen Worten: „Noch immer wunderschön und edel an Gestalt und Zügen, in ihrem weißen Haar, frappierte sie mich namentlich durch die unverkennbare große Ähnlichkeit mit Liszts Profil und Ausdruck, sodaß Sieglinde und Siegmund mir unmittelbar in den Sinn kamen. Dabei diese Würde und Hoheit ohne alle Strenge — dies elegante seine *laisser-aller*, was den Gegenübersitzenden in die behaglichste, geistig feinste Stimmung bringt, die ihm auch die möglichst günstige Entfaltung seines Wesens gestattet. Ich gestehe, daß ich nach dem allen ganz bezaubert bin und meine Gedanken gar nicht mehr so weit im Zaune halten kann, um nicht an die unsägliche Befriedigung zu denken, mit welcher mich die Vorstellung erfüllen würde, diese schöne, bedeutende Frau, die in zehn Jahren das Ideal einer geistig frischen Matrone repräsentieren wird, neben dem Einzigen zu sehen, dessen olympisches Wesen gesellschaftlich ergänzend. Ich darf nicht daran denken, soll ich nicht wütend werden über die parodistische Karikatur, die gegenwärtig den Schatten des Lichtes auf der Altenburg repräsentiert. Und

doch, wie ungerecht wäre es, gegen diese Frau zu eifern, die so vielen Anspruch auf lebhafteste Verteidigung von seiten derer besitzt, die sie einigermaßen kennen gelernt. Nun — es ist eben nur der natürliche äußerliche Schönheitsinn, der da gegen sie protestiert und protestieren darf.“ Merkwürdige Worte, die zeigen, wie tief ihm der große Lebenskonflikt seines Meisters naheging. Und es war wohl kaum nur der äußere Schönheitsinn, der sie ihm unwillkürlich eingab. Es war für den Feinsühligen doch etwas Großes, in dieser herrlichen Frau die Mutter seiner Gattin, in dieser dieses seltene Wesen wieder zu erkennen. Es ist auch für ihn ein bedeutsamer Augenblick, beinahe schicksalsvoll.

Und noch ein anderes. Er interessiert sich in hohem Maße mit einer gewissen geistigen und politischen Sympathie für Daniel Sterns historische Schriften, zumal die beiden letzten, die „Geschichte der Revolution von 1848“ und ihre „Esquisses morales et politiques“, in welchen sie am reifsten, ja völlig abgeklärt erscheint. Er teilte mit ihr die Abneigung gegen die Orleanen. Und sie war damals Napoleon III. bereits nähergekommen, an dem Bülow geradezu seine helle Freude hatte. Abrigens war auch Liszt Verehrer des Kaisers bis zur Überschätzung. Und so leistete ihr der Schwiegersohn gerne Gesellschaft. Freilich, einen Zug hatte sie gemeinsam mit der Fürstin Wittgenstein, den Drang nach bedeutenden Persönlichkeiten. An solchen war auch in Zürich kein Mangel. Aberdies kam eben Feuerbach zu Molschott und erweiterte den vorhandenen Kreis. Dazu der Trubel des eidgenössischen Sängersfestes, zu dem er sie

geleiten mußte. Für seine feinen und überspannten musikalischen Nerven eine starke Zumutung, denen dieses Treiben geradezu heftigen Ekstase einflößte. Doch war er gerecht genug, „den patriotischen Opfern, der allgemeinen Festfreude, der anständigen Ordnung, mit der alles vor sich ging“, große Achtung entgegenzubringen.

Aber was war das alles zu der schweren Katastrophe, die gerade damals Wagner veranlaßte, dem mit solcher Freude begrüßten und bezogenen „Ahl“ zu entsagen und aufs neue zum Wanderstab zu greifen. Eine unheimliche Schwüle lag über den Tagen, die durch den stetig ab- und zuflatternden Besuch, durch die Spannung der Häuser Wagner und Wesendonck, durch die Breite der Geselligkeit, welche vor allem durch die Gräfin d'Agoult veranlaßt wurde, noch beengender wirkte. Für die jungen Gatten eine schwere, schmerzliche Zeit, in der sie zu vermitteln und zu beruhigen suchten, ohne doch das Schlimmste verhindern zu können, in der Bülow „Rheingold“ und „Walküre“ spielte, ohne bei der Sache zu sein. Sie wohnten zum Schlusse in dem Hause, aus dem ihr Gastfreund zu scheiden schon entschlossen war. Dazu die lästigen gesellschaftlichen Verpflichtungen in Zürich, wie die Kindtaufe bei Herwegh's, wo Cosima zu Gebatter stand. Bülow's erster Gedanke war daher gewesen, sofort weiterzureisen und nach dem Genfer See zu flüchten. Aber zunächst hielt ihn die Rücksicht auf die Schwiegermutter zurück und dann auf den Freund, den er jetzt nicht allein lassen konnte, wie er das Stern in ernstesten Worten mittheilte, die sein längeres Fortbleiben motivieren sollten: „Der eigentliche, ziemlich triftige Grund ist der, daß meine Gegen-

wart in Zürich Wagner jetzt von wesentlicher Wichtigkeit ist, da er durch sehr traurige und komplizierte, hier nicht wohl berührbare Verhältnisse zu dem Entschluß gedrängt worden ist, Zürich aufzugeben und sich nach Berlin zu begeben. Die Ausführung dieses Entschlusses geschieht wenigstens, was ihn betrifft, in den nächsten Tagen schon, und Sie werden mir gewiß nicht verdenken, daß ich mit Rücksicht auf die Schwierigkeit, meinen geliebten Freund vor einigen Jahren wiederzusehen, gern die wenigen Stunden, die es mir vergönnt ist, mit ihm noch zuzubringen, ausbeuten möchte.“ Noch acht Tage blieb er bei ihm. In dieser Zeit flogen alle Freunde Wagners auseinander. Am 16. August, zwei Tage vor dem ersten Jahrestage ihrer Hochzeit, reisten auch sie ab: „Hans in Tränen aufgelöst, Cosima düster schweigend.“

Müde und abgespannt wie er Berlin verlassen, kehrte er zurück. Aber er hatte eine durch des Meisters Abreise heimatlos Gewordenen mit sich ins Haus genommen — Carl Taubig, der auf dem „grünen Hügel“ als Wagners Sekretär ein seltsames Leben geführt hatte. Doch jetzt tat seine Nähe Bülow wohl. Ja er schien ihm, wie er meinte, der einzige Mensch, mit dem er Musik machen und über Musik sprechen konnte, von dem er wirklich Anregung empfing. Das war zu viel gesagt. Denn Anregung empfing er, freilich in ganz anderer Weise, von seiner Gattin, die mit ihm ihres Vaters Werke studierte. Und es war von Bülow durchaus ernst gemeint, wenn er diesem schrieb, daß die „erste Ballade“ ihn Cosima spielen gelehrt. Mit ihr ging er im Laufe des Oktober zu einem Konzerte nach Hamburg, um sie ein wenig aus der

Eintönigkeit des Berliner Alltagslebens herauszureißen. Beide hatten allerdings durch den plötzlichen Tod Barnhagens von Ense einen schweren Verlust erlitten, den auch Hans tief beklagte. War er ihm doch ein wohlmeinender und anregender Freund gewesen und hatte für ihn vielfach Stimmung zu machen versucht.

Der Hamburger Erfolg blieb indessen nicht allein. Anfang Dezember unternahm er mit dem Geiger Laub eine Tournee nach Ost- und Westpreußen. Sie gaben in Königsberg, Danzig, Elbing und Tilsit zehn Konzerte, die ihn künstlerisch wie materiell in gleicher Weise befriedigten. Er hatte sich dadurch die Mittel gewonnen, am schicksalsvollen „14. Januar“ wiederum ein Orchesterkonzert zu geben. Das war der Gedanke, der ihn jetzt am meisten beschäftigte und dessen Ausführung ihm die größte Genugtuung bot. Doch zuvor sollte ihm eine Überraschung zuteil werden, die einen langgehegten Wunsch erfüllte, und zwar in einem Augenblick, da dieser wieder in weite Ferne gerückt schien. Auf dem Weihnachtstische fand er das Libretto zu „seiner“ Oper „Merlin“. Schon in der Weimarer Zeit war er bei Lesung von Fr. Schlegels „Romanischen Dichtungen des Mittelalters“ auf die Merlindichtung gestoßen, die ihn lebhaft anzog und seine Sehnsucht nach einem Opernstoff voll zu befriedigen schien. Erstreut schrieb er darüber an den Vater und an Wagner, der ihn aufforderte, ihm den Entwurf zu senden. Denn an einen solchen war Bülow selbst herangegangen. Es kam ihm darauf an, das Wunderbare aus dem Stoffe zu entfernen und die Handlung auf eine natürliche Basis zu stellen. Unter den rastlosen Arbeiten, die ihn seit

Oktober 1851 nicht zur Ruhe kommen ließen, hatte die Idee keineswegs geruht, wenn er auch die eigene Ausführung der Dichtung aufgegeben hatte. Er sah sich stets nach einem sympathischen und geistesverwandten Dichter um. Eine Zeitlang schien er Alfred Meißner ins Auge gefaßt zu haben, dessen immerhin eigenartige Phrik ihn musikalisch anregte. Nach dem Erscheinen von dessen Roman „Sansara“, der ihn auch wegen des indischen Stoffgebietes anzog, hatte er die feste Absicht, an ihn mit seinem Wunsche heranzutreten. Denn darauf beziehen sich wohl die Worte: „Vielleicht wage ich es dann, Sie mit einer Bitte zu belästigen, die Ihnen lästig und gewagt erscheinen dürfte, so sehr sie für mich geistige Lebensfrage werden wird.“ Da kam ihm die leichte und leichtflüssige Gedichtsammlung Richard Pohl's zu Händen, aus der er sich in der That fünf Lieder ausgewählt und komponiert hat. Und mit ihm setzte er sich auch wegen des „Merlin“ in Verbindung. Er bat ihn, sich mit der einschlägigen Literatur vertraut zu machen, damit sie während seines Aufenthaltes in Baden-Baden „das Ei ausbrüten“ könnten. Dort scheint Bülow in der That eine bindende Zusage von Pohl erhalten zu haben. Er war des Dankes, aber auch der Erwartung voll. Denn mitten unter den Züricher Aufregungen kommt er eingehend auf Merlin zurück. „Tausend Dank, Liebster, Bester,“ schreibt er in dem inhaltreichen Briefe vom 24. Juli, der eine Hauptquelle bildet für die Vorgänge auf dem grünen Hügel, „daß Du Dir die Sache zu Herzen nimmst. Du hast keinen Begriff, wie sehr mich's drängt, was zu machen, worin ich mit ganzer Seele aufgehen kann! Glückliche, wer eine

„Idée fixe“ hat und darin lebt. Mein Leben und meine Gesundheit hängt von dem Merlin ab! Wenn ich an andere Kompositionsaufgaben ginge — so wird nichts Gescheites drauß, weil mir der drängelnde, treibende und von meinem ganzen Wesen Besitz ergreifende Ernst fehlen würde. Ein Klaviertrio z. B. welches Begeisterungsmotiv liegt in dem Schaffen eines derartigen Werkes? Schlechter als Beethoven macht man's gewiß — im übrigen kann man sich nur rein negative Ziele setzen — nicht so wie Mendelssohn, nicht so wie Schumann, auch nicht so wie Berwald oder Frank oder Volkmann aus dieser oder jener kritischen Anschauung, die man gewonnen hat. Aber eine Oper — Gestalten — Menschen — Halbgötter — einen Satan, welche rasende Wollust! Arbeite für mich, ich werde Dein ewiger Schuldner, umso dankbarer, je rascher Du wirkst. Mach', was Dir gutdünkt. Nicht zu viele Episoden vor allem. Wenn's ohne Klingsohr, ohne Ginevra abgeht, besser als mit ihnen. Doch könnte man Bibiana fallen lassen, wenn Ginevra interessant werden könnte, d. h. außs Minimum ihrer Erscheinung reduzieren. Nicht zuviel Verwandlungen, aber vor allem mache die Geschichte fertig. Hernach läßt sich ja schneiden, modeln, umstellen — nur erst ein Gerüst.“ Man sieht nicht ohne Ergriffenheit, wie alles in ihm drängt und der Glaube an die eigene Kraft lebendig war. Noch in Zürich erwartet er den Entwurf. Ja er ruft Pohl persönlich dorthin, aber Pohl — schwieg. Nicht wohl bloß aus alter Gewohnheit, sondern weil er sich selber zu viel zugetraut. Und das eingestehen, war er zu eitel. Vergeblich wartet deshalb Bülow auf Antwort. Vergeblich läßt er zwei weitere

Briefe folgen. Einen Monat darauf schreibt er: „Nicht einer Zeile hast Du mich gewürdigt, nicht eines einzigen Lebenszeichens — ich verlange ja nicht so barbarisch nach dem fertigen Libretto des „Merlin“, daß Du mir das hättest übelnehmen können.“ Aber noch ist seine Geduld nicht erschöpft, und er lädt ihn nochmals nach Berlin ein und meint gutmütig: „Du bist ein so famoser Mensch. Wenn nur etwas mehr Verlaß auf Dich wäre.“ Indes alles war umsonst. Doch schon hatte sich eine andere Hand der Frage bemächtigt und sie in seinem Sinne zu lösen versucht. In den Tagen, da er ferne in Ostpreußen weilte, hatte seine Gemahlin mit Ernst Dohm den Entwurf, sowie einen Teil der Dichtung ausgearbeitet. Und so erhielt er den fast fertigen „Merlin“ zum Christkind. Er war über die Maßen glücklich und entzückt. Auch von der Dichtung: „Ich versichere Dich,“ schrieb er an Liszt, „daß die Verse Dohms so schön sind, daß in Deutschland (Venedig liegt in Österreich) sie keiner hätte besser machen können. Das ist poetisch, ist dramatisch, ist musikalisch — kurzum, ich bin im siebenten Himmel. Einzigartiger Zufall, der mir in dem Redakteur des deutschen „Punch“ den Retter meines kleinen Talentes liefert. Ich brenne, Dir mein Kleinod von Libretto zu zeigen — doch nein, ich warte bis zum Frühjahr, denn ich hoffe, bis dahin die Partitur des ersten Aktes senden zu können.“ Aber Pohl sollte er nichts davon sagen. Denn der sei für ihn nicht mehr vorhanden. Aber den „armen Pohl“ beruhigte zwar Liszt den Schwiegersohn und meinte, dieser werde ganz verdummen, wenn er von seinen besten Freunden gar zu schlecht behandelt werde. Aber über den Operntext war

er hocherfreut: „Du wirst uns den „Merlin“ bei Deinem Hiersein vorlesen, nicht wahr? Und in den ersten schönen Frühlingstagen wirst Du die Komposition beginnen und ein Meisterwerk schaffen. Das wunderbare Geschenk dieser Dichtung muß bei Dir Wunder getan haben, und ich freue mich schon im voraus auf alles, was Du daraus machst. Das musikalische Drama ist für Deine große und schöne Begabung das beste Feld. Auf diesem wirst Du viel leichter und mit weit geringeren äußeren Beschwerden siegen als auf jedem anderen, ganz abgesehen davon, daß selbst ein bestrittener Theatererfolg Deine Stellung in der vorteilhaftesten Weise verstärken wird. Also guten Mut und gutes Glück!“ Freilich — es sollte auch hier nicht an Enttäuschungen fehlen.

Zunächst aber nahm das für den 14. Januar mit allen abergläubischen Prämissen angesetzte Orchesterkonzert seine Kräfte voll in Anspruch. Es war nicht ganz leicht, mit Rißt über die Wahl der symphonischen Dichtung ins reine zu kommen. Aber schließlich behielt Bülow mit den „Idealen“ recht. So war es ein glänzendes Programm, das er den Berlinern bot. Die „Korsaren-Ouvertüre“ von Berlioz machte den Anfang, dann spielte er über alles Lob erhaben das G-Dur-Konzert von Beethoven und Frau Milde sang die Arie aus „Benvenuto Cellini“. Nun kamen Rißts „Ideale“. Der Beifall, der ihnen zuteil ward, aber weckt starkes Zischen. Da tritt er auf das Podium und spricht: „Ich bitte die Zischenden, den Saal zu verlassen, es ist hier nicht üblich, zu zischen.“ Das war neu — und für Berlin unerhört. Daher peinlichste Stimmung im Saale. Er aber läßt sich nicht irre machen,

ergreift den Sackstock und dirigiert die Introduction zu „Lohengrin“. Ohne jede weitere Störung verläuft das Konzert, und er verlebt mit Cosima und Frau von Milde einen schönen Abend im Hotel. Aber nun kam die Kritik und fiel in unerhörter Weise über ihn her. Reißmann hat recht, wenn er sagt, alle bösen Instinkte der Gegner waren in Aktion gesetzt. Ebenso die Mutter, wenn sie damals schrieb: „Er ist mit einer Erbitterung, Haß, Gemeinheit und Neid angefallen worden, von der man sich keine Vorstellung machen kann, wenn man es nicht erlebt hat.“ Aber Bülow hielt stand. Und sein Freund Mühlburg trat mit einer warm gehaltenen Broschüre für ihn in die Schranken und gab ein schönes Bild seiner Persönlichkeit und seines wunderbaren Idealismus. Die Feinde konnten sie eigentlich nur mit Scham lesen. Denn sie rechtfertigte Bülow in schönster Weise. Sie nannte seine Handlungsweise zwar übereilt, aber nur deshalb, weil er die Abrechnung ruhig hätte der Geschichte überlassen können, die einst sprechen werde: „Kritiker von Berlin, die ihr Kritiker geworden seid — ich weiß nicht wie —, ich bitte euch, meine Bühne und eure Plätze zu verlassen. Es ist nicht üblich, nach den Werken eines Meisters wie Franz Liszt zu zischen. Wenn ihr aber wollt, so mögt ihr euren Willen haben!“ und, so schloß er, „sie wird sie mit eisernem Arm von der Bühne der Öffentlichkeit fortweisen.“ Freilich, nicht alle waren so mutig. Der Leisetreter gab es genug, auch unter den Anhängern, die ihm ängstlich rieten, vorläufig die Öffentlichkeit zu meiden, und damit der feindlichen Presse halben, welche drohte, wo jene warnten. Aber er kehrte sich nicht daran, und im Domchorkonzert spielte

er unter begeisterten Kundgebungen. Da siegte er durch sein wunderbares Können. Und das zweite Konzert am 27. Februar konnte als die schärfste Herausforderung der Gegner gelten. Denn wieder standen die „Ideale“ auf dem Programm. Aber als Dirigent erschien Liszt selbst. Vor ihm schwieg der Lärm, aber regte sich die Begeisterung. Und Hans errang mit Schuberts C-Dur-Phantasie unter Liszts Leitung einen vollen Sieg, ebenso mit seinem Vorspiel zu Byrons „Kain“. Es war ein weisevoller Abend: eine Sühne für Liszt, für Bülow und für Berlin.

Freudiger als je trat er seine Reise nach Prag an, wo er ein „reines Zukunftskonzert“ geben sollte — gleichsam als „Vize-Liszt“, wie er meinte. Die Wahl des Programms stand ihm frei, wie die Zahl der Proben. So ward es in der Tat ein Zukunftskonzert mit den „Festklängen“ und „Mazeppa“, der „Faust-Ouvertüre“ und dem Vorspiel zu „Tristan und Isolde“. Zum ersten Male erklang dieses, und unter seiner Leitung. In der begeisterten Schar seiner Zuhörer, die jede Nummer des Programms mit Beifall überschütteten, befand sich auch sein Schwager Daniel Liszt. Er war von Wien herbeigeeilt und hatte bereits in den Proben die Meisterschaft Bülows bewundern lernen, wie er die einzelnen Werke herauszuarbeiten und das Verständnis dafür in den Musikern zu wecken verstand. Und er schrieb an den Vater: „Bülow hat wieder einmal die Wahrheit des Philippischen Wortes bewiesen: mehr gilt ein Löwe an der Spitze von fünfzig Hirschen, als ein Hirsch an der Spitze von fünfzig Löwen.“ Die Aufführung zeigte eine Steigerung hinreißender Kraft und Intelligenz vom ersten bis zum letzten

Werk. Vor allem die „Faust-Ouvertüre“ fand eine wunderbare Wiedergabe, die er nach dem Urteil des Musikschriftstellers Ambros zu vollen Ehren gebracht hat, nachdem sie zwei- oder dreimal ohne jeglichen Erfolg in Prag zur Aufführung gelangt war. In der „Faust-Ouvertüre“ fanden sich überhaupt die Seelen Bülow's und seines jungen Schwagers in merkwürdiger Übereinstimmung zusammen. Es ist ganz Bülow, und doch ganz er selbst, wenn der junge Daniel den Eindruck des Werkes, das den großen Markstein bildet in Wagners Schaffen, also schildert: „Die Faust-Ouvertüre, dieses ungeheure Stöhnen des unterdrückten Genius, hat mich bis ins tiefste Mark erschüttert. Es will mir scheinen, als ob diese Ouvertüre noch mehr eine Notwendigkeit des Herzens als eine Eingebung des Genius gewesen sei und daß gerade der wahre Ausdruck des Leidens ihre Stärke ausmacht. Der Anfang ist düster und eiskalt wie ein Friedhof, aber gewiß nichts von den Albernheiten, mit denen man die Friedhöfe auf die Szene zu bringen pflegt.“ Und die Wiedergabe unter Bülow's Leitung entzückte ihn. „Das Unsagbare, in Worten nicht zu Fassende, das in den Werken, die mit den seelischen Intentionen und der musikalischen Form stehen und fallen, ist so bedeutungsvoll für diese, daß man unwillkürlich von Enthusiasmus ergriffen wird für einen Dirigenten, welcher ebenso zu lesen und lesen zu lassen versteht wie Bülow.“ Er freut sich daher über die Anerkennung und Ehrung, die ihm zuteil wurde, und sah einen Akt der Gerechtigkeit darin, als man ihm in feierlicher Weise einen mit silberner Schlange gezierten Taktstock überreichte. Überhaupt wurde Bülow hochge-

ehrt von den „Medizinern“, welche auf Veranlassung der beiden Brüder Borges und Musils das Konzert veranstaltet hatten, wie von den bedeutenden Familien der Stadt. Überall ward er ausgezeichnet und bejubelt. Bülow fühlte sich nicht gerade sehr wohl bei diesen Nachfeiern, so sehr ihn sein Erfolg als Dirigent und Pianist erfreute. Denn schließlich hatte er mit der ungarischen Rhapsodie den stärksten Applaus des Abends errungen. Verhältnismäßig schweigsam blieb man über das Tristan-vorspiel, auf das er selbst das größte Gewicht gelegt hatte, selbst Wagner gegenüber, der mit der Aufführung keineswegs einverstanden war.

Überhaupt waren die Tage in Venedig für das Verhältnis Bülows zu Wagner die schwerste Zeit. Vor allem mußte die Spannung zwischen Liszt und Wagner auch auf ihn zurückwirken, die im tiefsten Grunde doch der Stellung des letzteren zur Fürstin Wittgenstein entsprungen war. Da hatte Bülow einen harten Stand: die Beziehungen zur Altenburg und zu Liszt persönlich mußten von ihm in jeder Weise berücksichtigt und geschont werden, aber auch alles geschehen, den Einklang der beiden Großen wieder herzustellen oder wenigstens nicht völlig schwinden zu lassen. Nichts aber ist schwieriger als die Diplomatie zwischen zwei Freunden, die einander wert und doch in ihrer Natur der Gegensätze genug hegen müssen. Dazu kam noch die äußerlich so mißliche Lage Wagners, der Bülow selbst mit seinen kleinen Mitteln wie dem Honorar für den Klavierauszug zu „Iphigenie in Aulis“ und seinen Ersparnissen entgegenkam. Wagner fühlte mit Rührung, daß, wenn er Bülow ein Lebenszeichen gab, dies leider

immer geschehen mußte „als Bittender und Begehrender“. Aber das Wichtigere blieb das Verhältniß zu Liszt. Und da war Bülow der berufene Vermittler. Was von seiner Seite geschehen konnte, ist geschehen. Doch darf man nicht vergessen, daß in den Tagen des Aufenthaltes in Venedig Karl Ritter dem Meister zur Seite war — ein Mensch des Augenblicks und der Laune, und so haben seine Briefe an Bülow keineswegs zur Klärung der Lage beigetragen, sondern vielfach verwirrend und verstimmend gewirkt. Dieser fühlte freilich das Wahre und Echte, das in Wagners Worten lag, wenn er schrieb: „So bleib' mir treu und nimm mir nie etwas übel. Es ist durchaus das Törichtste, was man tun kann. Ich bin viel zu weich und empfindsam, um je ernstlich jemand verletzen zu wollen.“ Und in diesem Sinne empfand und handelte er. Auch seine Gemahlin. Sofort nach der Züricher Katastrophe hatte sie an Minna Wagner eine warme Einladung in ihr Haus nach Berlin gelangen lassen. Doch begegnete das junge Paar dem Mißtrauen der unglücklichen Frau, dem Wagner in diesem wie in so vielen anderen Fällen vergeblich zu steuern versucht hat.

Doch Bülow rüstete sich zu seiner ersten Fahrt nach Paris. Seit Jahren war sie sein Wunsch gewesen, und immer hatte sie verschoben werden müssen. Jetzt endlich war er so weit. Noch ein erfolgreicher Konzertabend in Stettin, dann trat er mit Cosima die Reise an. Der Eindruck der Weltstadt war überwältigend und erhebend. Er lebte und jauchzte auf. Es war das Paris des zweiten Kaiserreichs, eine der glänzendsten und selbst aristokratischsten Perioden, welche Frankreichs Hauptstadt je erlebt.

Und Bülow schwärmte für den Kaiser. Diese Schwärmerei ließ ihn seine Hauptstadt in besonders schönem Lichte erscheinen und wurde hinwiederum durch die gewonnenen Eindrücke noch gesteigert. „Ich befinde mich“, so schrieb er der Mutter, „in einem wahren Taumel, der nicht ermüdet, schon deshalb, weil ich gar nicht zu mir komme, d. h. zu jener pedantisch nüchternen Reflexion, die ein Kind des deutschen Nordens als sein wohlgegründetes Erbteil behaupten darf. Es gibt für Paris kein anderes Beiwort als — berückend.“ Jedenfalls waren es Tage, die auf ihn eine geradezu erlösende Wirkung übten. Und er fühlte sich so wohl und behaglich, daß er Zeit und Muße für eine politische Broschüre fand: „Zur Kritik Napoleon des Dritten. Ein bescheidener Versuch, der Demokratie den Star zu stechen.“ Sie ist der geistvolle und scharfsinnige Niederschlag seiner Pariser Betrachtungen und vor allem der Gespräche mit Daniel Stern und Girardin. Aber doch ganz er selbst, und deshalb ein in hohem Grade interessantes Dokument nicht bloß seiner Denkungsart, sondern seines Geistes überhaupt. Nicht ohne subjektive Parteinahme, aber doch von einer Kenntnis der Situation, die es fast beklagen läßt, daß er dieses Gebiet, wenigstens schriftstellerisch, so wenig gepflegt. Die breite Grundlage seiner Bildung, sein rasches Erfassen jeder Situation, selbst unter allen Voraussetzungen schärfsten Vorurteils zeigt sich auch hier. Lißt war denn auch sehr erfreut darüber und dachte daran, sie bei gegebener Gelegenheit dem Kaiser selbst zukommen zu lassen, den sie in hohem Grade interessieren würde. Das war nun nicht Bülows Absicht gewesen. Aber es ist doch für ihn cha-

rafferistisch, daß er durch seinen ersten Pariser Aufenthalt zum öffentlichen Interpreten des imperialistischen Gedankens geworden ist, und zwar zu einer Zeit, wo er in Berlin mit seinen alten Freunden von der Redaktion der „Abendpost“ um der Kunst willen und wegen der lebhaften Übereinstimmung in allen künstlerischen Fragen wieder auf altvertrautem Fuße stand.

Doch in Berlin harnte seiner eine neue Frage: die von Franz Brendel eingeleitete Gründung des „Allgemeinen Deutschen Musikvereins“. Dieser führte freilich dabei nur einen Lisztischen Gedanken in etwas verwässelter Weise durch. Ihm lag vor allem daran, für die deutschen Musikverhältnisse den Weg der Mitte zu finden. Das fünf- und zwanzigjährige Jubiläum der „Neuen Zeitschrift für Musik“ gab die Veranlassung, in Leipzig eine Tonkünstlerversammlung zu veranstalten. Und dort sollte die Gründung des Vereins vollzogen werden. Bülow war mit den Brendelschen Grundsätzen in keiner Weise einverstanden. Die an den komponierenden Koburger Herzog ergangene Einladung, die Rückständigkeit des Festprogramms bestimmten ihn aufs äußerste, und er wollte ein halbes Duzend „entschlossener Kerle“ zu einem Separatklub vereinigen, um einen Druck auf Brendel auszuüben. Ja er war gesonnen, die Herausgabe von Partitur und Stimmen des „Tristanvorspiels“ und seine eigene Teilnahme zu verweigern, wenn das „ekelhafte Gemisch des Programms“, das auch den Koburger zu Wort kommen ließ, die Sanktion fände. Ihm war selbst Meister Liszt „allzu friedlich“. Aber dessen beruhigendem Einfluß gelang es, ihn milder und zur Nachgiebigkeit zu stimmen, obschon er

lieber ein „Rumpfsparlament“ als ein „Gotha“ gesehen hätte, das wollte sagen, einen Verein, der sich wie er mit aller Rücksichtslosigkeit auf die Propagierung des Neuen ohne Rücksicht und Kompromiß beschränkt hätte. Aber Liszt wünschte selbst die Einladung der Kunst- und musikliebenden Thüringer Herren und den versöhnlichen Charakter der Versammlung, wie des zu gründenden Vereins. Er hoffte trotzdem, diesem die Richtung geben zu können und durch ihn seine eigenen Intentionen zu verwirklichen. Schweren Herzens gab Bülow nach. Er tat es mit der ihm eigenen Noblesse und dem Bestreben, den Meister nicht zu fränken. Und er konnte ihm ja, wenn auch nicht in allem, so doch in dem einen Punkte recht geben, daß diese Leipziger Versammlung nichts anderes sei als die Konsequenz aus den Musikfesten von Ballenstedt, Karlsruhe und Aachen und daß mit der Gründung des Vereins schon sehr viel gewonnen sei. Und die Folgezeit hat ihm gewiß recht gegeben, wenn auch nicht alle Früchte gereift sind. Wagner selbst hatte von der Tagung in Leipzig energisches Eintreten bei der sächsischen Regierung für seine Begnadigung erwartet und machte Liszt und Bülow herbe Vorwürfe, daß sie diesen Schritt nicht getan. Hätte er in die Leipziger Verhältnisse hineinschauen können, so würde er das Unwirkliche seiner Auffassung wohl selbst erkannt haben. Hier hing alles von den engherzigen und verkehrten Verhältnissen der Dresdener Regierung ab, die, auch politisch von unheilvollstem Einfluß, erst durch das Ausscheiden des Grafen Beust eine volle Besserung erfahren haben.

Bülow kehrte nach Berlin zurück, wo er den ganzen Som-

mer verblieb, vor allem festgehalten durch den Tristan. Dazwischen regte sich trotz der „Individualitätsregungen mörderischen Herrschaft“ dieses Werkes die Lust am eigenen Fabulieren. Er hatte ein Duzend Kompositionen im Kopfe, von denen er zunächst ein „Mazurka Impromptu“ ausführte, und die „Elfenjagd“, ein lebhaft melodisches und schwungvolles Stück, das ihm selber Freude machte und von reizvoller Poesie getragen war. Jedenfalls hatte er unrecht, wenn er meinte, daß ihm die lyrische Ader völlig fehlte und sein eigentliches Feld „reflektives Grausen“ sei. Aber er war eben zu sehr Musiker, um nicht von dem „Tristan“ völlig benommen zu sein und die Bearbeitung des Klavierauszuges gleichsam als Fron zu empfinden. Indessen mußte er sich selber sagen, daß es damals nur ein paar Menschen gab, die das vermocht hätten. Und kein Wunder, wenn er sich nach eigenem Schaffen sehnte. „Gott — künstlerisches Schaffen“, schrieb er der Mutter, „ist im Grunde die einzige reine Freude im Dasein, sobald man etwas in Zug gekommen, der Tagesverführung widerstehen gelernt hat. Man darf sich um das qu'en dira-t-on eben gar nicht mehr bekümmern, sonst bringt man nichts zustande. Dem Denksaulen ist jeder musikalische Gedanke eine Oper, und je feiner die Ohren werden, desto mehr muß, was sie hören, die Angnade aller grob bleibenden auf sich laden.“ Dabei aber drängte es ihn, für den Tristan schon jetzt Propaganda zu machen: er spielte ihn Stern vor, zeigte einen Teil der Partitur seinem Freunde Bronsart und schrieb einen Brief voll bewundernder Worte an Brendel. „Nach ‚Tristan‘“, meinte er, „gibt es nur noch zwei Parteien, die Leute, die etwas

gelernt und die nichts gelernt haben. Wen diese Oper nicht befehrt, der hat keine Musik im Leibe.“ Und er schloß: „Populär kann ‚Tristan und Isolde‘ kaum werden, aber jeder einigermaßen poetisch begabte Laie wird gepackt werden müssen von der Erhabenheit und Gewalt des Genius, die sich in diesem Werke offenbaren. Abgesehen von allem übrigen: ich versichere Ihnen, die Oper ist der Gipfelpunkt bisheriger Tonkunst.“ Der arglose Brendel druckte den Brief ab und richtete damit Unheil an. Denn sofort griff L. A. Zellner in Wien, dessen gute Meinung Bülow bisher im Gegensatz zu seinem jungen Schwager Daniel, der das Haus Zellners in nicht zu übertreffender Weise charakterisiert, bedeutend überschätzt hatte, das Wort von der Unmöglichkeit der Popularität heraus, und die musikalische Presse gab es eifrig weiter. Wagner bekam das sofort zu spüren, selbst von seiten seines ängstlich werdenden Verlegers. Die Vorwürfe freilich, die deshalb Wagner auch gegen Bülow richtete, taten diesem weh genug und deprimierten ihn schwer. „Ich bin eine Art Hamlet,“ seufzte er, „der seiner Aufgabe schließlich doch nicht gewachsen ist, und den die Flut von Bagatellen, mit denen er sich abzulagen gezwungen ist, erstickt.“ Am meisten aber litt er unter den Mißverständnissen seiner beiden Meister und unter der Kritik, die sich ihm selbst aufdrängte. Wagners plötzliche Übersiedelung nach Paris erschreckte ihn und machte ihn für dessen Zukunft bangen. Und auch in Weimar war ja nach jener verhängnisvollen Aufführung von Peter Cornelius liebenswürdiger und liebenswerter Oper „Der Barbier von Bagdad“ vieles anders geworden. Wenn Wagner gegen die

Fürstin eingenommen war, so regten sich ähnliche Gefühle bei Bülow. Er merkte ihren Einfluß auch an Liszts Werken, und nicht zu seiner Freude. Gerade jetzt las er dessen Zigeunerbuch. Es enttäuschte ihn sichtlich. „Viel Geistreiches,“ meinte er Brendel gegenüber, „aber im ganzen sehr weitschweifig und sichtlich von der Fürstin wesentlich überarbeitet, so das übermäßig lange Kapitel über die Juden, die mit den Zigeunern in eine Parallele kommen. Stilistisch gefällt mir der Chopin weit besser; das ist gedichtet, dieses gedacht.“ Und dann — in seinem Hause lag ein Sterbender — Daniel. Froher Hoffnung voll war er zum Besuche seiner Schwester nach Berlin gekommen. Da brach die Krankheit aus, die ihn dahintraffen sollte. Die Zeit von August bis Dezember ist daher erfüllt von der Sorge über und für den geliebten jungen Freund, an dem Bülow wie ein Bruder hing. Vielleicht hat er nie ein Wesen so geliebt, wie diesen wunderbaren jungen Menschen, der so ganz das Ebenbild seines Vaters war und nun vor seinen Augen dahinwelkte, ohne daß ihm Hilfe zuteil werden konnte. Dazu die Fülle von Arbeit, die, um den Kranken nicht zu stören, außerhalb des Hauses verlegt werden mußte. In seiner Großmut veranstaltete er zugunsten der Schillerstiftung drei Klavierabende, die sich eines steigenden Erfolges erfreuten, so daß er die bedeutende Summe von 300 Talern abzuliefern vermochte, die zum Teil dem schwererkrankten Dichter des Laienbreviers, Leopold Schefer, und dem Dichter des Böhmerwaldes, Rant, zugute kamen. Aber auch die künstlerische Würdigung dieser Konzerte war eine bedeutende. Am zweiten Abend wirkte eine junge Künstlerin

mit, Fräulein Ellen Franz, welche zwei Balladen von Hebbel sprach, mit der Klavierbegleitung von Schumann. Sie war eine der edelsten Freundinnen des Bülow'schen Hauses und hat ihm auch späterhin als Freifrau von Heldburg die alte, treue Gesinnung gewahrt und bewährt. Außerdem spielte er bei der Erinnerungsfeier für Mendelssohn und auswärts in Greifswald und Stralsund. Aber jede freie Stunde gehörte Daniel. An seinem Lager saß er stundenlang und suchte ihn zu erheitern und zu trösten, ihm die Hoffnung aufrecht zu erhalten, die er selber nicht mehr hegen konnte. Denn der Zustand verschlimmerte sich zusehends. Freilich, die Krankheit ließ sich nicht benennen; es war Abzehrung, allmähliches Erlöschen — seine Lebenskraft hatte eben nur für 20 Jahre ausgereicht. Mit Bewunderung blickte Bülow auf seine Frau, wie sie, selbst zart und schwach, dem Sterbenden die letzten Tage durch die liebevolle, einzige Pflege auf die edelste Weise erhellte. Er sah sie walten um den edlen Kranken, an dessen Lager sie die Nächte durchwachte, von dem sie jede peinliche Empfindung fernhielt, um ihm das Hinüberschlummern zu erleichtern. Auch der Vater war am 11. Dezember nach Berlin geeilt und hat so die letzten Stunden seines Sohnes mit durchleben können. Denn am 13. hatte dieser ausgelitten. Cosima erwies ihm allein den letzten Dienst. Keine fremde Hand durfte ihn berühren. Sie hat ihm das Sterbekleid angelegt und ihn aufgebahrt. Und der Mutter meldete sie den Heimgang des Sohnes mit den schönen Worten: „Er hat sich in die Arme des Todes geschmiegt, wie in die eines Schutzengels, als ob er ihn seit langem erwartet hätte. Er hat nicht mit ihm

gerungen: er war ohne Überdruß des Lebens, aber er hat sich mit glühendem Herzen nach der Ewigkeit gesehnt.“ Am tiefsten litt Hans. Er war, während Cosima die Fassung mit frauenhafter Stärke zu wahren wußte, aufgelöst in Tränen. Und als er nach vielen Jahren mit Liszt und seiner inzwischen erwachsenen Tochter Daniela das einsame Grab des jungen Freundes auf dem katholischen Friedhof vor dem Oranienburger Thor besuchte, da warf er sich in neu erwachendem Schmerz zur Erde und weinte bitterlich.

Ein ernstes Weihnachten folgte. Aber in gehobener Stimmung hat er in der Neujahrsnacht den Klavierauszug zu „Tristan“ vollendet. Nun die technischen Schwierigkeiten überwunden, stand ihm das Werk in seiner ganzen Größe vor Augen, an der auch Liszts Empfinden für den Freund sich aufs neue entzündete. Und Bülow freut sich der Worte seines Schwiegervaters, der den „Tristan“ das Schönste und Ergreifendste nannte, was seit Beethovens Neunter in der Musik hervorgebracht worden. Er selbst hatte das gleiche gesagt, aber — vielleicht mit noch richtigerer Empfindung statt der Symphonie die „letzten Quartette“ gesetzt.

Noch die dritte, erfolgreiche Schillersoirée, dann brach er nach Paris auf. Dort fand er Richard Wagner, der seit September in der Rue Newton sein Domizil aufgeschlagen hatte. Es war kein freudiger Schritt gewesen, den der Flüchtling getan. „Das muß man wissen, was das ist, mit meinen Gefühlen Deutschland gegenüberzustellen, alles vergebens versucht zu haben, um mich dort niederlassen zu können, endlich, widerwillig, in Paris an=

siedeln zu müssen," so hat er selbst darüber an einen Freund geschrieben. Aber man hatte ihm Hoffnungen gemacht, daß er hier mit seinen Werken Boden fassen könnte, vor allem aber die Aufführung des Tristan zu erreichen. Zunächst freilich galt es ein Unternehmen, durch das er sich die Plattform für alle weiteren gewinnen wollte, einen Zyklus von Konzerten durchzuführen. Und zu diesen erschien ihm Bülow als Freund und Helfer. Er kam mitten in die Vorbereitungen zum ersten Abend und stellte sofort seine Kräfte zur Verfügung. So leitete er mit Umsicht und Tatkraft die Chorproben. Eine mühselige Arbeit, denn der Chor bestand aus einem wenig disziplinierten Männergesangsverein, der wohl seine Quartette zu singen gewohnt war, aber für wirkliche Kunstleistungen weder Schulung noch Verständnis besaß. Doch Bülow brachte das fast Unmögliche fertig, und der Erfolg des Konzertes war für Paris ein beispielloser. Ebenso des zweiten und des dritten. Aber was half aller Enthusiasmus des Publikums gegenüber dem ungeheueren Defizit, das sich aus den drei Abenden ergab! Es war ja gewiß ein unerhörtes Babanque-Spiel gewesen, „tollkühn angelegt," wie Bülow meinte, „aber das langsame Diplomatisieren ist unter Umständen die schlechteste Politik". Und so setzte auch er alle seine Kräfte ein, daß Wagner erreichte, was ihm einzig nützen konnte und was er einzig bezweckte, eine seiner Opern zur Aufführung zu bringen. In diesem Sinne arbeitete er unablässig und mit einer bewundernswerten Energie. Er verstand es, in den Kreisen der deutschen Diplomaten für den deutschen Meister Stimmung zu machen. Nach allen Seiten

hin spann er seine Fäden. Die meisten derselben aber liefen in die Tuilerien selbst. Denn nach seiner Meinung konnte nur einer helfen, der Kaiser. Er wollte einen zweiten Dezember heraufbeschwören — der Musik! Denn — „unser Vaterland“, so schrieb er an Bronsart, „ist die Musik; unsere Souveräne heißen Beethovens selige Erben.“ Und doch hat gerade er der deutschen Kunst dort die größten Dienste geleistet. Er durchschaute das ganze furchtbare Spiel auf Vorteil und Gefahr, in das sein Meister hineingeraten war. Denn es handelte sich auch hier in letzter Linie nicht um das künstlerische Können und Wollen, sondern nur um die Machtfrage, und das war lediglich die Geldfrage. „Mit Geld ist alles zu machen,“ schrieb er an Bronsart, „auch edlen Ideen und Prinzipien auf die Beine zu helfen. Kein Groß- und Edelmuth mehr, gegen wen es auch sei, außer untereinander! Es ist so schlecht angewandt, die Leute halten einen für einen Schwachkopf und belächeln einen, oder sie fangen an, sehr unverschämt in allerlei Ausbeutungsversuchen zu werden. Ich hab's vor ganz kurzem wieder erlebt. Wir erfüllen eine Pflicht gegen unsere Kunst, unsern Meister, wenn wir einzig darnach trachten, wie sich unsere Beutel mit Geld füllen möchten, unter Begleitung von Ruhmespizzicati.“ Das schrieb freilich derselbe Bülow, der von Paris nach Köln eilte, um dort lediglich gegen Ersatz der Reisekosten zu spielen, der sich durch seine allerdings von stärkstem Erfolge begleiteten Konzerte die Möglichkeit erspielte, in Paris bleiben zu können, wo er in seinem zweiten Klavierkonzert die Hälfte des Programms mit Lisztschen Transkriptionen Wagnerscher Werke bestritt. Und dabei die rastlose Tätig-

keit für ihn. Dem Salon Wagner in der Rue Newton führt er die bedeutendsten künstlerischen und literarischen Persönlichkeiten zu, knüpft dessen Beziehungen zu den Familien Pourtales und Hasfeld, und zumal zur Fürstin Metternich, welche denn auch das erreichte, was Bülow wollte, indem er „den ganzen Tag intriguierte“, nämlich den Kaiser für Wagner zu interessieren, sodaß jener schließlich den Befehl zur Aufführung des „Tannhäuser“ gab. Am 18. März konnte Bülow diesen Entschluß seines Lieblings auf dem Thron der Cäsaren melden, der ihn übrigens selbst zum Hofkonzert entbot. Für ihn ein stolzer Augenblick! Und doch wußte er darüber nichts anderes zu berichten als das schlichte Wort: „Das Hofkonzert in den Tuilerien (prachtvoller Saal!) ist vorübergegangen wie jedes andere, nur daß mir Seine Majestät und Ihre Majestät sehr liebenswürdige und graziöse Worte gesagt.“ Aber er freute sich doch, als Dohm im Kladderadatsch die launige Bemerkung brachte, die Berufung Bülows zum Hofkonzert und der Befehl zur Aufführung des „Tannhäuser“ seien der Beweis für Napoleons Friedensliebe und seinen Entschluß, die deutsche Zukunftsmusik durch seine bedeutendsten Interpreten jenseits der natürlichen Grenzen kennenzulernen und darauf zu verzichten, Deutschlands Zukunftsmusik an der Quelle zu studieren. Und er meinte befriedigt: „Das ist mehr wert, als hundert Zeitungsartikel.“ Seine Stimmung hob sich mit seinem persönlichen und noch mehr seinem diplomatischen Erfolg. Aber das war es nicht allein. Was ihn am meisten bewegte, war die Liebe und die Verehrung für Wagner, die durch das lange Beisammensein in Paris in schönster

Weise gesteigert wurde. Er bewunderte seine Haltung inmitten des Sturmes, der ihn umtobte, der Angriffe, die gegen ihn sich wandten. Und als Berlioz im „Journal des Débats“ den bekannten feindlichen und perfiden Artikel gleichsam als Antwort auf Wagners feinsinnige Widmung der Tristanpartitur: „A Romeo et Juliette leurs reconnaissants Tristan et Iseult“ schrieb, da war er aufs tiefste enttäuscht und empört und entschuldigte sein Verhalten nur mit dessen Zustand. Damals schrieb er: „Wagner ist ein nobler Kerl — er wird sich dankbarer gegen Liszt erweisen als Berlioz, dem man übrigens als Menschen herzliches Mitleid zollen darf und muß, denn er leidet unsäglich in jeder Beziehung. Sein Geschick hat eine furchtbare Tragik.“ Jedenfalls wußte Bülow, auf welcher Seite seine Stelle war. Das sagte ihm nicht bloß die Ehre, sondern auch das Herz. Und es klingt schön und rührend, wenn er schreibt: „Ich sehne mich zuweilen etwas fort, um mich dann wieder hierher zurückzusehnen. Hier Wagner, dort meine Frau, die mir natürlich sehr fehlt.“

Aber er hatte erreicht, was er wollte, und er mußte endgültig von Paris Abschied nehmen, wohin er von seinen Konzerten in Basel und Utrecht immer wieder zurückgekehrt war. Auch nach Amsterdam war er gereist, um der Aufführung von Liszts „Tasso“ beizuwohnen. Und dann hatte ihn sein Weg nach Karlsruhe geführt. Es waren schöne Tage, die er am Hofe seiner einstigen Schülerin, der jungen Großherzogin, verlebte. Sie hatte ihm die alte Huld gewahrt, und er konnte seinen Einfluß zugunsten Wagners in bester Weise geltend machen. War er doch schon im Herbst des vorigen Jahres mit einer

Tristan=Aufführung in Karlsruhe in engste Beziehung gebracht worden. Denn kein anderer als er sollte sie dirigieren. Das war Wagners Meinung und Wille. Und das Gerücht ging durch die Blätter. Aber dem stand Debrient von Anfang an entgegen.

Aber nun ging's nach Wien. Dorthin hatte ihn der Hofkapellmeister J. von Herbeck zu einem Konzert geladen, und er diesen Ruf mit Freude und Genugthuung begrüßt. Denn der Mißerfolg seiner ersten Konzertreise brannte ihm noch auf der Seele. Umso größer war seine Freude über den ungemeinen Erfolg, den er hier am 26. März im großen Redoutensaal errang. Sogar der Hof war erschienen, und das Publikum bejubelte ihn mit einer grenzenlosen Begeisterung. Die vermeintliche Scharte war nicht bloß ausgewetzt, sondern er fand hier eine Resonanz, die ihn aufs höchste erfreute und innerlich hob. „Ach, es ist jetzt prächtig,“ schrieb er an die Mutter, „ich fühle Riesenkraft in mir und Du kannst noch Freude an mir erleben — laß mich nur meinen Weg ruhig wandeln. Ich bin nicht bloß ein anständiger Künstler, sondern auch ein großer Diplomat geworden.“ Freilich, seine diplomatischen Talente verwendete er nicht für sich, sondern für seine Freunde. Wie in Paris für Wagner, so hier für Liszt. Denn auch in Wien fehlte es nicht an Gegnern. Sie wurden zwar nicht befehrt, sondern nur geschlagen. Und selbst nach dem Erfolg der drei Konzerte, die er noch gab, mußte er sagen: „Die Opposition ist hier namenlos frech und gemein.“ Nichts bezeichnender dafür als das „Lob“ Hanslicks, das freilich mehr für den Schreiber als für Bülow charakteristisch ist. Wie klingt

das schön, wenn er sagt: „Jedes Motiv, jede Melodie gewinnt unter Bülow's Händen eine charaktervolle, bewußte Haltung, ohne deshalb aus der Harmonie des Ganzen herauszutreten. Selbst da, wo wir mit Bülow's Auffassung nicht übereinstimmen, folgen wir ihm mit dem Interesse, das ein feines Zieles vollkommen bewußter, fein und vielseitiger Geist sofort erregt. Die Schatten, die einer so modernen, reflektierten Individualität nachziehen, sieht man ohne unsere ausdrückliche Hinweisung. Im letzten Konzert schienen sie uns stark vorzudrängen. Zwar fehlte wiederum nirgends Bülow's Geist; allein dieser Geist verriet eine gebrochene blasierte Sinnlichkeit. Die frische, straffe Lebenskraft hatte durchweg einem grämlichen ‚esprit‘ Platz gemacht; die Vorliebe für den ‚haut-gout‘ (die französischen Ausdrücke drängen sich einem mit der Sache selbst auf) erschien auffallend stark in Bülow's Spiel, wie sie auch in seinem Programm sich zu steigern scheint.“ Aber ihn störte weder Hanslick noch seine Clique. Er war entschlossen, im Herbst wiederzukommen, „um die Sache der Ordnung zu verteidigen und den Wühlereien der Opposition Einhalt zu tun“. Und an Freunden fehlte es ihm nicht. Zumal Heinrich Voges leistete ihm hier „Adjutantendienste“, wie seinerzeit in Prag.

Dort aber war ihm die außerordentliche Ehre zuteil geworden, im Konzerte des Konservatoriums zu spielen und zu dirigieren. Es war ein vollkommener Ritzabend. Neben den „Préludes“ und dem „Goethesfestmarsch“ kamen die ungarischen Rhapsodien und das Es-Dur-Konzert zur glänzenden Wiedergabe. Aber auch die „Cäsar-Ouverture“ fand gebührenden Beifall und Würdigung.

Während so vor allem durch Bülow's rastloses und begeistertes Mühen die neudeutsche Schule sich mehr und mehr Bahn brach, bereitete sich gegen sie ein merkwürdiger Schlag vor, und zwar von einer Seite, von der weder Liszt noch Bülow es erwartet hatte. Er kam von Brahms und Joachim. Es war ein Protest und eine Kriegserklärung der schärfsten Art. Er lautete: „Die Unterzeichneten haben längst mit Bedauern das Treiben einer gewissen Partei verfolgt, deren Organ die Brendelsche Zeitschrift für Musik ist. Die genannte Zeitschrift verbreitet fortwährend die Meinung, es stimmten im Grunde die ernster strebenden Musiker mit der von ihr vertretenen Richtung überein, erkannten in den Kompositionen der Führer eben dieser Richtung Werke von künstlerischem Wert, und es wäre überhaupt, namentlich in Norddeutschland, der Streit für und wider die sogenannte Zukunftsmusik, und zwar zugunsten derselben, ausgefochten. Gegen eine solche Entstellung der Tatsachen zu protestieren, halten die Unterzeichneten für ihre Pflicht und erklären wenigstens ihrerseits, daß sie die Grundsätze, welche die Brendelsche Zeitschrift ausspricht, nicht anerkennen, und daß sie die Produkte der Führer und Schüler der sogenannten „neudeutschen Schule“, welche teils jene Grundsätze praktisch zur Anwendung bringen und teils zur Aufstellung immer neuer unerhörter Theorien zwingen, als dem innersten Wesen der Musik zuwider, nur beklagen und verdammen können. Johannes Brahms. Josef Joachim. Julius Otto Grimm. Bernhard Scholz.“ Das beigelegte Zirkularschreiben erbat die Unterschriften an Brahms Adresse in Hamburg. Aber das Berliner „Echo“ brachte, ehe noch

die Unterschriften gesammelt waren, den Wortlaut der Erklärung mit den vier Unterschriften, die damit die volle Verantwortung für dieses unerhörte Vorgehen trugen. Man schob sie vor allem Brahms zu, der jedoch, wie er Joachim gegenüber ausdrücklich bekannte, nur Berlioz und Liszt, nicht aber Wagner gemeint wissen wollte. Es soll auch nicht er, sondern Joachim die treibende Kraft gewesen sein und mit Bernhard Scholz die Erklärung abgefaßt haben.

Es war am 6. Mai, dem Tage seiner Rückkehr von Prag, da Bülow den Wortlaut des „Hannover-Götttingischen Zirkulars“ zu Gesicht bekam. Er teilte es noch am selben Tage Dräsecke mit und meinte: „Hättest Du Zeit, die Kerle en bloc in einer Broschüre abzutun, so wäre das noch famos. Ich ließe selbige hier drucken — Du hättest Dich um nichts zu kümmern. Gib Antwort, oder Feuer, oder beides.“ Er selbst plante Ähnliches. Da er mit dem Brendelschen Organ damals die Fühlung fast völlig verloren, gedachte er eine Broschüre gegen die „Schumannianer“ zu schreiben. Dann aber wollte er die „Partei“ selbst auf den richtigen Boden stellen und nur eines markieren: „Den Unterschied zwischen guter und schlechter Musik.“ Mittelmäßigkeiten von guter Meinung galt es, ihr fernzuhalten. Die eigentliche öffentliche Abrechnung mit den Gegnern aber hätte er am liebsten auf der Tonkünstlerversammlung vollzogen. Leider war diese auf das folgende Jahr verschoben. Er zürnte der Faulheit Brendels und grollte über die Latenessigkeit, mehr wegen der eigenen Partei, die gesichtet und geklärt und von unwürdigen und zwecklosen Mitläufern gerei-

nigt werden sollte — als wegen der Begner. Denn er sah recht wohl, daß ihr Manifest im Sande verlief. Vor allem in Berlin, wo es kaum Sensation zu machen vermochte. „Sie haben“, meint er, „nicht einmal so viel Salz ihrer Bosheit zuzusetzen, daß sie die Sache ordentlich stilisieren und zu einem geeigneten Zeitpunkte, etwa zur Eröffnung oder inmitten der Saison hinauszuschleudern. Nein, in der saloppsten Fassung, zum ungünstigsten Zeitpunkt bomieren sie ihre Galle. Die H.s, B.s usw. haben aus Feigheit natürlich nicht unterschrieben; sie hätten gerne gemocht. Aber hier am Orte halte ich doch die Leute einigermaßen in Respekt.“ Im übrigen war sein Wahlspruch den vierten gegenüber: „Nicht such' ich dich, noch deiner Sippschaft einen.“ Vor allem aber rechnete er mit dem Erscheinen des „Tristan“ und seiner revolutionären Wirkung in der Musik, zumal bei den Freunden. Doch dachte er auch an eine Reform der Brendelschen Zeitschrift, die alt und moros geworden war und jegliche Stoßkraft vermissen ließ. Daneben plante er selbst die Herausgabe von populär gehaltenen „musikalischen Hausblättern“, die in der Tat eine gute und gesunde Wirkung auf die weiteren Volkskreise hätten üben können. Doch dazu ist es leider nicht gekommen.

Auf seinem Denken und Fühlen aber lag während des ganzen Sommers eine gewisse Schwermut. Die Sorge um die Gattin beherrschte ihn und machte ihn noch selbstquälerischer, als er ohnehin schon war. Nur eine Begegnung mit Liszt in Magdeburg und dessen Besuch in Berlin brachten einen leichten Ton der Freude in seine Stimmung. Freilich, Liszt fühlte sich jetzt mehr zu seiner

Tochter hingezogen als früher. Er war allein. Die Fürstin hatte den Weg zum Quirinal angetreten. Diese Einsamkeit machte ihn weich, zumal gegen Cosima, die ihrer schweren Stunde entgegensah. Am 12. Oktober genas sie einer Tochter — Daniella Senta. Der Vater war hochbeglückt und fühlte sich von all der Sorge befreit, die auf ihm gelastet hatte wie ein Alpdruck. Und freudiger denn je ging er an die Arbeit. Er hatte im Sommer ein vierhändiges Arrangement der „Tannhäuser-Ouvertüre“ für Flaxland in Paris geschrieben, jetzt beschäftigte ihn Philipp Emanuel Bach, von dem er in der Folge sechs Sonaten und ein Rondo in H-Moll bearbeitete und edierte. Dazu kamen zwei Soireen in Berlin, wo vor seinem wunderbaren, jeder Eigenart gerecht werdenden Spiel die Kritik mehr und mehr verstummte und seine Meisterschaft selbst von den bittersten Gegnern anerkannt werden mußte, sowie ein Konzert in Leipzig. Dort hatte Bronsart die Leitung der „Euterpe“ übernommen, und Bülow war es, der ihm unter großen Schwierigkeiten, aber mit tiefem, von Liszt freudig gewürdigtem Verständnis durch die Zusammenstellung der Konzertprogramme die einzuschlagende Marschroute wies.

Zur Taufe der kleinen Daniella war Liszt gegen Ende November nach Berlin gekommen. Die Feier fand im Hause statt, wo Cosima im Salon eine kleine Kapelle aufgebaut hatte. Alles still und feierlich. Aber der Aufenthalt brachte Liszt eine kleine Freude. Die Sängerin Jenny Meyer hatte bei ihm seine „Mignon“ einstudiert und sang sie am Schlusse ihres Konzerts. Bülow war unangemeldet am Klavier erschienen und begleitete sie in seiner feinen

und verständnisinnigen Weise. Der Beifall war ungeheuer, sodaß Bülow sagen konnte: „Ich bin kein Optimist — aber es ist sicher anzunehmen, daß sich eine bedeutende Reaktion im Berliner Publikum gegen die Kritik vorbereitet.“

Anfangs Januar, nachdem sie noch eine glänzende Soirée zu Ehren Meherbeers veranstaltet, begab sich Cosima nach Weimar zu ihrem Vater. Sie war jetzt, wie Bülow schreibt, die einzige, „die ihm über die Lebensmisere fortlächeln helfen kann“. Hans selbst trat eine Tournee nach dem Norden an. Er spielte in Lübeck, Güstrow, Lübeck und Schwerin — kehrte aber von der Winterreise krank zurück. Doch im Februar war er wieder so weit, die längst projektierte Reise nach Paris unternehmen zu können, wo ihn Wagner sehnsüchtig erwartete. Hatte er ihm doch schon im November geschrieben: „Der einzige, den ich hier brauchen kann, bist Du!“ Jetzt fand er die Proben im vollen Gange. Alles schien sich vortrefflich zu entwickeln, und Bülow war voller Zuversicht. Das bestärkte ihn in seiner Sympathie für den französischen Kaiser, die ihm von seiten seines Freundes Bronsart schon der Vorwürfe genug eingetragen hatte. Aber er ließ sich in seinem eigenartigen politischen Standpunkt nicht irremachen. Und die Verhältnisse an der Oper, wo auf des Kaisers Wunsch in der That alles geschah, die Aufführung zu einer glänzenden zu machen, bestärkten ihn nur in seinen Anschauungen. Vor allem aber war er entzückt über die Neubearbeitung der „Venusbergsgene“. Hatte er in Berlin bei den ersten Nachrichten davon geglaubt, daß Wagner den Pariser Verhältnissen ein Zugeständnis mache, indem er in die

Oper in der Tat ein Ballett einfüge, so sah er jetzt ein Werk vor sich, das ihm volle Bewunderung einsflößte. „Die neue Musik,“ schreibt er, „finde ich wunderbar schön. Hätte ich sie nur in der Partitur erblickt, ich würde sie gleich einem deutschen Kapellmeister für ‚unausführbar‘ gehalten haben. Madame Tedesco, die Italienerin, hat mich gelehrt, daß eine deutsche Sängerin sehr lumpig sein muß, wenn sie die Partie der Isolde nicht bewältigt.“ Aber sein Enthusiasmus über die Pariser Verhältnisse erhielt doch bald einen schweren Stoß. Gewiß, alles war groß und glänzend, nur der „Chef d’orchestre“, Dietrich, ver-
sagte völlig. Die Aufführung verzögerte sich daher durch den Kampf Wagners gegen den Unfähigen, und für die eigene Direktion seiner Oper von Woche zu Woche und Bülow’s Aufenthalt mußte sich weit über die ihm gesetzte Zeit ausdehnen. Aber er blieb trotz der bedeutenden Opfer, die er bringen mußte, indem er eine Reihe von Konzert-Engagements fahren ließ. Er fühlte sich an die Seite seines Meisters gebannt. „Pflichten der ernstesten Art,“ schrieb er an Stern, „fesseln mich in Paris. Ich kann Wagner in einem kritischen Moment, wie der gegenwärtige, nicht verlassen — eine Stellvertretung bei ihm ist unmöglich.“ Es war nur zu wahr. Er war der einzige Getreue, der ihm zur Seite stand und mit ihm litt, ohne ihm helfen zu können, und die Katastrophe nahen sah, freilich nicht von der Seite, woher sie wirklich kam. „Erlaß mir die briefliche Schilderung,“ schreibt er kurz vor der Premiere an Alexander Ritter, „all’ der entsetzlichen Qualen, denen ich als Zuschauer, hier und da auch als tätiger Teilnehmer während drei Wochen beigewohnt habe. Es

war eine furchtbare Zeit.“ Wie sehnte er Liszt herbei und klagte: „Liszt ist durch römische Fragen und Antworten per Telegraph an Weimar gefesselt und denkt im Augenblick nicht entfernt daran, hieher zu kommen. Gott, was hätte der mit seiner Menschenkenntnis und Liebenswürdigkeit für Wagner rätlich und tätlich nützen können.“ Dann kam der 13. März. Der Premierenerfolg erschien Bülow keineswegs ein verzweifelter. Er fand die Aufführung ganz exzellent, und das einzig Störende schien ihm Niemann zu sein, „dessen klangloser Bariton — den Meister wie das ganze Publikum bitter enttäuscht hat“, wie ja sein Benehmen im dritten Akt schmachvoll genug gewesen. Deshalb reiste Bülow keineswegs ohne Hoffnung auf endgültigen Erfolg ab. Denn, wie gesagt, den Skandal, der bei der dritten Aufführung losbrach und den Meister veranlaßte, sein Werk zurückzuziehen, hatte er nicht ahnen können. Erst Wagners Bericht gab ihm ein klares Bild von dem unseligen Ausgang, der doch den Meister wieder in seiner ganzen unerschütterlichen Stärke und Energie zeigte.

Aber auch Bülow hatte nicht geruht. In der letzten Zeit war Wagners bedingte Begnadigung erfolgt. Dem Verbannten war es endlich vergönnt, den deutschen Boden wieder zu betreten. Darauf baute Bülow seinen neuen Plan, den er in Karlsruhe durchzuführen gedachte. Acht Tage verblieb er am dortigen Hofe. Er gab der Großherzogin persönlichen Bericht, wie er schon zu ähnlichem Zweck über die Entwicklung der Dinge in Paris an Ralliwoda eingehende Nachrichten gesandt hatte. Jetzt setzte er seinen ganzen Einfluß bei der jungen Großherzogin ein,

und er war mit seiner Mission zufrieden. „Ich glaube,“ meint er in einem Briefe an Ritter, „das Gewünschte erreicht zu haben, ein Asyl für Richard Wagner.“ Das war ganz Bülow. „Überall,“ meinte er, „kann man sich verdienstlich machen. Nichts ist zu verachten, was im allerkleinsten Rahmen erreicht werden kann.“ Aber in der Geschichte der ersten Tannhäuser-Aufführung in Paris steht er unmittelbar neben seinem Meister. Und der Verehrer Napoleons hat sich doch in dieser Zeit als echter Deutscher erwiesen, und man darf das Wort auf ihn in vollstem Sinne anwenden: „Alle Größe kommt von Treue.“ Wagner aber schrieb ihm: „Ernstlich hat die Sache etwas Vortreffliches gehabt: du hast soviel wieder mit mir gelitten, daß nun doch wohl nichts mehr übrig bleibt, uns für ein Herz und eine Seele zu halten.“ Aber über Karlsruhe war auch Wagner hocherfreut. Und sein Dankeswort enthüllt Bülows Plan: „Es ist das wirklich erste Gute, das mir widerfährt — also auf einem Wege, wo kein Mißverständnis möglich ist. Das ist so wichtig. Dein Generalmusikdirektorplan ist ganz großartig. Daß Du dafür Deine Kapellmeistermöglichkeit in die Schanze geschlagen hast, geht über Orestes und Phylades. Was soll ich zu solcher Freundschaft und solcher Klugheit sagen!“

Freilich, das Pariser Abenteuer war schwer erkauft, und zu Hause erwartete ihn die Sorge. Denn während seiner Abwesenheit war seine Gattin schwer erkrankt. Der Arzt verordnete ihr für den Sommer eine Mollen- und Luftkur in Reichenhall. Einstweilen hielt ihn das Konservatorium fest, und er absolvierte zwei Konzerte in Schwerin und Braunschweig. Auch die Hofkonzerte nahmen

seine Zeit außerordentlich in Anspruch. Sie waren noch immer das Eldorado Meyerbeers — persönlich und musikalisch. Bülow meinte dazu: „Mich amüsiert's, er ist unglaublich fein.“ Ende Mai aber brach er mit Cosima, deren Zustand sich entschieden gebessert hatte, nach Bad Reichenhall auf. Der Weg führte über Weimar. Denn Liszt wollte ihnen das Geleit bis Regensburg geben. In Bamberg und Nürnberg machten sie halt und durchwanderten unter Liszts Führung die alten schönen Städte. Auch die Walhalla haben sie selbdrift besucht und zumal die Rauchschen Siegesgöttinnen bewundert, die Liszt „geflügelte Strophen in Marmor“ nannte. Reichenhall selbst gefiel und tat ihm außerordentlich wohl. Es war seit langer Zeit die erste Ruhepause, in der er an sich selber denken konnte und seiner Gesundheit leben. Mit Cosima durchstreifte er meilenweit die Gegend, und während sie sichtlich aufblühte, spürte auch er die wohlthätige Wirkung des Aufenthalts — der Musik und ihren Strapazen völlig entrückt. Aber die Weimarer Tonkünstlerversammlung rief ihn bald in diese Welt zurück. Noch im Sommer hatte er gehofft, sie vermeiden zu können, aber zwei Ereignisse machten ihm gleichsam seine Anwesenheit zur Pflicht. Einer ging und einer kam! Die Feier galt dem Abschied Liszts, der sich zum letzten Male seinen Getreuen zeigen wollte, ehe er die Altenburg und auf lange Zeit Deutschland verließ — und Richard Wagner trat nach seiner Begnadigung hier zum ersten Male in den Kreis der deutschen Musiker. Liszt hatte ihn herzlich zu sich gebeten in das alte Heim, das sich noch einmal gastlich öffnete, während bereits alles versiegelt wurde. Hans, Cornelius,

Brendel, Bronsart und Lausig, Damrosch und Dräseke waren erschienen, auch Wendelin Weißheimer, der sich zu den Neuen rechnete und die Gunst des Meisters in merkwürdiger Weise besaß. Kurzum, es herrschte ein freudiges Treiben in dem sonst so stillen Weimar, und Wagner sah sich, da er bei einer Probe den Saal betrat, von grenzenlosem Jubel umbraust. Liszt eilte ihm entgegen, und die beiden Freunde lagen sich lange in den Armen. Ebenso Richard und Hans, der sich der heißen Tränen nicht erwehren konnte. Und er war der eigentliche Träger des musikalischen Festes. Ihm war die Orchesterleitung der Lisztschen Faustsymphonie zugefallen, eine Aufgabe, die er mit ganz ungemeiner Präzision, Feinheit und Feuer löste. Weit schwerer und in gewissem Sinne unerfreulich war die Einstudierung von Felix Dräsekes „Deutschem Marsch“. Liszt stellte das Werk ungemein hoch und setzte, als es abgelehnt wurde, seine ganze Persönlichkeit dafür ein, ähnlich wie für den „Barbier von Bagdad“. Auch Bülow hielt von dem Freunde und seiner Kunst große Stücke, und er war es, der ihn nach der schweren Niederlage am aufrichtigsten getröstet. Dräseke ging ja eigenartige Wege und schritt in tollem Wagen weit über Berlioz hinaus, wobei ihm ohne Zweifel ein ungemeines Können zustatten kam, wie er denn unter denen von Neu-Weimar mit in vorderster Reihe steht. Genug, Bülow hatte für das abgelehnte Werk sein Bestes getan, und nicht minder aufrichtig waren die Worte, die er ihm später schrieb: „Mich haben Deine beiden Stücke in höchstem Grade interessiert und befriedigt. Aber es wird schwer sein, in Deutschland ein Duzend Leute aufzubringen, die

deren Anhörung gewachsen sind. Die meisten Musikerköpfe sind so strohern. Ich habe gräßlichen, unglaublichen Blödsinn vernehmen müssen über die Eindrücke gewisser Leute. Das beweist, daß ein Publikum von lauter Musikern ebenso schaffköpfig ist als irgendein einzelner in irgendeinem Lokalpublikum.“ Mit dieser Anschauung stand er freilich allein. Es war wieder eines seiner üblichen „Minoritätsgutachten“. Dagegen hat er selbst auf dem Musikfest mit seinem Zyklus „Die Entsagende“, den Emilie Genast sehr schön vortrug, einen großen Erfolg erzielt. Zumal auf Wagner hat er tief ergreifend gewirkt.

Während dieser mit Emile und Blandine Ollivier, die gleichfalls beim Feste anwesend waren, über Nürnberg und München nach Reichenhall fuhr und dort mit den beiden Schwestern ein paar schöne, unvergeßliche Tage verlebte, kehrte Bülow nach Berlin in das Konservatorium und zu seiner ausgedehnten Arbeit zurück, die ihm mehr denn je als Trohn erschien. Aber er hatte große und fast gewagte Konzertpläne, für die er sich die Mittel schaffen mußte. „Den Zweck wollend,“ meinte er, „muß ich die Mittel wollen — zu dem gehört leider Verkauf meiner Zeit, die ich lieber für meine Weiterentwicklung benützen möchte.“ Zunächst freilich machte ihm seine Gesundheit stark zu schaffen. Er war krank heimgekehrt und brauchte längere Zeit, bis er sich wieder einigermaßen erholte. Das Schlimmste dabei war, daß er anfang, diesen Zustand für den physisch normalen anzusehen und mit ungeheurer Willenskraft zu bekämpfen suchte. Dazu häufte sich die Tätigkeit ins ungemeine. Auch die Sorge um den Allgemeinen Deutschen Musikverein kam hinzu. Nicht so sehr Organi-

sation und äußerer Betrieb, obwohl er auch damit zu tun hatte, sondern dessen ethische Bedeutung und sozusagen sittlicher Ausbau. Überall stieß er auf kleine und kleinste Geister, trat ihm die Erbärmlichkeit in ihrer traurigsten Gestalt entgegen. Während er um die Großen in der schmerzlichsten Weise sorgte, gaben ihm die Kärrner zu tun. Und er mußte raten und warnen. So las er Pohl ein in hohem Grade beherzigenswertes Kapitel über Berlioz und seine Stellung zu dem deutschen Dioskurenpaar vor. Es war ein bedeutungsvolles Wort, das er ihm schrieb: „Wir haben die Pflichten der Mitwelt zu erfüllen und hierbei sogar zuvörderst die triviale Schranke der Nationalität zu ziehen. Wagner und Liszt stehen uns in diesem Augenblick näher.“ Aber da Pohl hinwiederum sich an Wagner herandrängen wollte, winkte Bülow ab: „An Wagner kann ich unmöglich schreiben. Wir sind zu intim. Er würde grob werden. Ihm gehen andere wichtigere Lebensfragen durch den Kopf.“ Das war nur allzu wahr. Die Karlsruher Hoffnungen waren verflüchtigt. Auch in Wien stand es nicht besser. Dort hing sein Schicksal sozusagen „am schlaffen Stimmband eines fatigierten Tenoristen“. Konnte er doch nicht einmal die Mittel aufreiben, die er für seine Frau bedurfte, und Bülow half auch hier, so gut er konnte.

Auch Liszt machte ihm Sorge. Das Zelt auf der Altenburg war abgebrochen, und das Band zu Weimar, wenn nicht gelöst, so doch stark gelockert. Er war auf dem Wege nach Rom. Bevor er die Reise antrat, kehrte er noch einmal bei seinen Lieben in Berlin ein. Es waren schöne, feierliche Stunden: Liszt weich und gütig, mild und ernst. Und er wollte seinem Schwiegersohn eine besondere Ehre

antun. Bülow schreibt darüber: „Dienstag nachmittag spielt Liszt im Sternschen Konservatorium Schülern und Lehrern vor. Ist das nicht wieder himmlische Güte? Das wird ein kolossales Aufsehen machen. Kein Fremder erhält natürlich Zutritt.“ Er selbst nahm seine Konzerttätigkeit wieder auf: in Greifswald und Stralsund und vor allem in Berlin selbst, wo seine Soireen immer größere Bedeutung gewannen. Dazu kam seine Teilnahme an der Mendelssohnfeier und an dem großen Konzert zum Besten der deutschen Flotte, das er dirigierte und durch sein Spiel verschönte. Da sah sich selbst die Presse gezwungen, ihre Haltung zu ändern, sie war „zu Milch und Honig geronnen“, und Bülow schrieb Dräseke: „Du würdest erstaunen über den Ton, der jetzt hier über mich Mode geworden ist! Ich sage aber zu den Herren: Euer Tadel hat mich nicht kleinmütig gemacht, euer Lob wird mich nicht großmütig machen.“ Und es schläfernte ihn vor allem nicht ein. Er sah recht gut die Gefahr, die dem neugegründeten Musikverein drohte und durch die laxe Haltung der Zeitschrift noch vergrößert wurde. Daher hatte er schon im März den Gedanken begrüßt, Pohl die Redaktion zu übertragen und diesen dringend ermahnt, zu „akzeptieren“ und dann durchzugreifen, ohne jede Rücksicht, so wie er es in Berlin getan, wo er einzig dadurch zum Siege gelangte. „Eine neue Ära sollte er bringen, entschiedenste Vertretung aller entschiedenen Gesinnungsgeoffen in allen Fällen à la englische Regierung mit Macdonald.“ „Achtungsvolle Behandlung aller nicht schädlichen, nicht geradezu persönlich feindlichen Autoritäten (Verdi, Meyerbeer, Gounod usw.).“ „Wir haben alle Nachteile des Gegners

über Kameraderie und keinen einzigen der Vorteile, die eine ordentliche Kameraderie mit sich führt. Jeder Nichtmusiker will sich seine kritische Persönlichkeit reservieren, überall Individualitätsschwindel, keine Disziplin! Im Grunde ekelt mich die ganze Sache an, weil der ernste Mann fehlt. Suche das zu werden. Aber Du hast ja keinen Funken Ambition mehr!“ Und es hätte noch manches andere gefehlt! In Pohl irrte er sich völlig. Jetzt und später. — Aber in der Sache hatte er recht. „Was wir brauchen,“ schrieb er an Bronsart, „ist ein musikalischer Despotismus, eine furchtbare Autorität, der die Gemeinheit der Individuen nicht aufkommen läßt oder doch wenigstens dämpft. Keine Anarchie mehr in der freien Kunst. Deshalb vor allem rückhaltlose Wahrheit den Mittelmäßigkeiten gegenüber, keine Ermütigung.“ Der einzige war er, der in diesem Sinne hätte die Führung übernehmen können. Er war dazu emporgewachsen in unablässigem Ringen und Arbeiten. Und er empfand selbst den Aufschwung, den er genommen. „Meine Stellung bessert sich,“ schreibt er am 31. Dezember an Pohl, „lokal wie auswärts. Ich werde, komme ich zum Gebieten, terrorisieren, wie's noch nicht erlebt worden ist und so die ‚liebenswürdige‘ Persönlichkeit des Meisters ergänzen.“

Aber er blickte doch am Jahresende mit größerer Befriedigung auf das verflossene Jahr zurück als je zuvor. Und er konnte in der Tat zufrieden sein. Ja wir finden selbst eine kleine reizvolle Eitelkeit. Zu Weihnachten hatte er aus Löwenberg seinen ersten Orden erhalten. „Der Fürst ‚par excellence‘“ schrieb er, „hat mir das Ehrenkreuz seines Hausordens, das hohenzollernsche, verliehen,

nun am Weihnachtstage. Ich habe diese Auszeichnung mit Stolz und Freude empfangen.“ Freilich, dieser Stolz war in dem Bewußtsein begründet, daß er den Orden als „Zukunftsmusiker“ erhalten. Und dazu kam das schöne Verhältniß zu diesem einzigartigen Hosen. So weilte das Bülow'sche Paar zum Geburtstage des Fürsten in Löwenberg, und zwar, um selbender in der Komödie „L'Assassin“ von About mitzuspielen. Daran schloß sich eine Konzertreise nach Breslau und Posen und etwas später nach Braunschweig, wo er wiederum in seiner doppelten Eigenschaft wirkte. Überall Erfolg und außerordentliche Anerkennung, zumal auch auf seiner holländischen Tournee, die ihm freilich mehr Ruhm als materiellen Ertrag brachte. Aber er war zur europäischen Berühmtheit geworden — sein Name wurde unter den ersten Pianisten genannt.

Mit diesem Ruhme hätte er sich völlig begnügen können. Das aber war nicht seine Art. Ihm lag viel zu sehr an dem Gedeihen der deutschen Musik selbst. Und deshalb lud er sich neue Plagen auf. Es möchte einen fast traurig stimmen, wenn man sieht, wie das Komitee des Tonkünstlervereins sich an seine Rockschöße hängt und ihn in seine Kreise und Machenschaften hineinzuziehen versucht, sodaß selbst Liszt eingriff und Brendel warnte, diesen einzigartigen Menschen nicht allzusehr mit diesen Dingen zu behelligen. In der That ist der Verein für ihn eine besondere Ärgerquelle, zumal die Leipziger Verhältnisse, wo Brendel durch Schwäche und philiströse Gegensätzlichkeit zu Bronsart diesem das Verbleiben an der Spitze der „Euterpe“ allzufrüh verleidet hat. Freilich ließ sich Bülow immer wieder bereitfinden, zu helfen und zu führen und sich zur

Partei zu bekennen — „Liszt=Wagner=Partei“ nannte er sie, obschon die beiden verhältnismäßig am wenigsten davon hatten. Aber auch hier überragt er alle durch die Größe seines Charakters und die Klarheit seines Blickes, mit der er die Lage der deutschen Musikwelt überschaute. Es begannen nämlich sehr viele unter der neuen Flagge zu segeln, und Bülow ist allen, die etwas konnten, der treueste Helfer. So hörte er nicht auf, für Raff und Rubinstein zu wirken, aber er fühlte sich auch gewissermaßen zum Richter in der Partei berufen. „Denn,“ sagte er, „ich bin, da ich so gut wie gar nicht produziere, in den Stand gesetzt, Gerechtigkeit zu üben, und in diesem Bewußtsein kenne ich nur eine Partei, und das ist die, die ich persönlich vertrete, der ich Sympathie und Anerkennung zolle, gleichviel mit welchem Journale sie im übrigen in Verbindung steht. Diese Unbefangenheit hat aber freilich in einem gewissen Punkte ihre Grenze.“ Das war das Fraternisieren mit unbedeutenden und mittelmäßigen Elementen. Man liest diese Worte nicht ohne schmerzliches Gefühl. Denn das Produzieren war für ihn nur eine Frage der Nerven und der Opfermütigkeit. Er hätte nur der absoluten Ruhe bedurft, um zu sich selbst zu kommen. Was entstand, wie um diese Zeit ein Heft vierstimmiger Lieder für gemischten Chor, hielt jedenfalls mit dem meisten Schritt, was damals, von Wagner und Liszt abgesehen, erschien. Aber sein leidender Zustand förderte die unselige Selbstquälerei, und diese wirkte wieder auf seine Gesundheit zurück. Besonders reizte ihn das Ansinnen, für eine Tonkünstlerversammlung in Karlsruhe Schritte zu tun und seine Beziehungen für den Verein zu nützen, Beziehungen, die er nach

der Pariser Tannhäuser-Katastrophe für Wagner in die Schanze geschlagen bis zur Opferung seiner eigenen glänzenden Ausichten. An Debrients Intrigen aber war alles gescheitert, „ein gewisser, fast allmächtiger Herr in Karlsruhe,“ erzählt Bülow, „der persönliche Freund Riehls, Wolzogens, Tauberts, Hillers und Rieh’, hat es dahin gebracht, Richard Wagner mit seinem nobelsten Beschützer und Kunstfreunde auseinanderzubringen. Ich spiele eine Rolle in den Beziehungen der beiden „Fürsten“ (erinnerst Du Dich, was ich Dir mündlich erzählte von meinen Karlsruher Bestrebungen nach der Pariser Tannhäuseri?) und es ist daher nicht wunderzunehmen, daß ich am Karlsruher Hofe so schlecht angeschrieben bin, daß es ein Wahnsinn wäre, wollte ich mich mit der zugemuteten Petition jetzt dahin wenden. Selbst den Fall gesetzt — der aber nicht zu setzen ist, wovon ich genau informiert bin —, die Sache fände die Teilnahme der Hoheit, in letzter Instanz würde sie dem Regisseur der inszenierten Walpurgisnacht zugewiesen werden, und es ist leicht zu erraten, was für ein Resultat sich daraus ergeben würde. Es ist scheußlich! Ein Fürst voll Intelligenz, gutem Willen, frißt einen Narren an einem greulichen Bedanten und opfert, vorläufig wenigstens, allem Anschein nach — Ws. mündliche Berichte haben eine gewisse heraklitische Dunkelheit, die durch die Leidenschaft des Vortrages noch zur Steigerung kommt — diesem den Genius auf, wie er früher den albernen Hofmann dem nach seiner Meinung gottbegnadeten Bewahrer der dramatischen Kunst weichen hieß. Überall Hafen! Überall Blödsinn — das Schicksal zieht aus den günstigsten Prämissen die wider=

wärtigsten Paralogismen.“ Aber abgesehen von diesen fast dramatischen Vorgängen war Bülow durchaus gegen das Musikkfest in Karlsruhe, für das man ja auch nach seiner Meinung musikalisch nichts Neues und Bedeutendes zu bieten hatte. Und dann widerstrebte ihm ein solches Unternehmen, das des Schutzes und der Hilfe eines Fürsten bedurfte. „Protektorat des Großherzogs von Baden?“ fragt er, „würde kaum mehr nützen als das von Mirakelbaby. Und ich denke, der Verein hat hauptsächlich den Zweck, das Mäzenatentum auszulöschen und zu sagen: αὐτὸς ἀνὴρ — wir wollen uns als Genossenschaft selbst Mäzen sein.“

Diese mißlichen Dinge verfolgten ihn bis nach Biebrich, wohin er sich zu Beginn des Juli mit Gemahlin begeben. Seine Gesundheit hätte eine energische Karlsbader Kur gefordert. Aber er wußte, daß Wagner seiner bedurfte „als Menschen wie als Pianisten“. Und so hatte er die Reise an den Rhein angetreten. Er fand Wagner mitten in den „Meistersingern“, mit denen er festen Boden unter den Füßen zu gewinnen hoffte. Das Schnorr'sche Ehepaar war bei ihm — das Bülow hoch entzückte. „Die beiden Leute,“ schrieb er, „sind prächtige Künstler und werden ihresgleichen nicht finden — sie singen Tristan und Isolde mit ebenso großer Liebe als Korrektheit!“ Die größte Freude aber bereiteten ihm die „Meistersinger“ selbst. „Kapitales Meisterwerk“ — „ungeheurer Musikreichtum“ — „ein Humor, gegen den der Shakespearesche sadenscheinig.“ So schreibt er begeistert an Bohl, sich aus düsterster Stimmung aufraffend. Denn der körperlich Leidende litt nicht minder psychisch. Rastlos arbeitete er für

Wagner. „Du hast keine Ahnung davon,“ meint er, „wie weit ich hier übrigens in Sachen Wagners zu tun habe. Eben habe ich eine Kopie der „Meistersinger“ zustande gebracht. 145 Quartseiten, habe fünf Tage zu acht Schreibstunden in gräßlicher Hitze die Finger gesteißt.“ Aber nicht das verstimmt ihn. Die Größe Wagners schien ihn niederzudrücken, so sehr er sich zu ihm erhob. „Wagner zum Nachbarn,“ schreibt er, „da schrumpft alles andere so miserabel ein, wird so kindisch, null und nichtig.“ Er konnte nicht einmal die Korrektur seiner Lieder lesen, die ihm der Verlag gesandt. „Das Zeug kommt mir so erbärmlich, so lumpig vor, daß ich's gar nicht ansehen mag.“ Stärker als je drängten sich ihm die Zweifel auf an seiner eigenen Kraft. Er lebte und litt förmlich seine „Selbstmörderfantasie“ durch: „Ich wünsche, es wäre Schlafenszeit und alles wäre vorbei. Ich habe alles Selbstgefühl verloren und damit alle Lebenslust. Was fängt man mit einer ohnmächtigen Pietät an?“ Freilich waren das vorübergehende Stimmungen, die mit seinem Leberleiden unmittelbar zusammenhingen, aber doch immer wiederkehrten und ihm die Tage am Rhein zu sehr schmerzlichen machten. In Gesellschaft, bei den gemeinsamen Mahlzeiten, den Ausflügen in das Rheingau, nach Rolandseck und Drachensfels, war auch er heiter und fröhlich. Nur manchmal überwältigte ihn sein bitteres Gefühl. Es war aber auch ruhlose Zeit in Biebrich. Ein Kommen und Gehen von Freunden und Neugierigen. Und ihm fiel dabei der Löwenanteil der musikalischen Leistungen zu. Freilich durfte er sich mit Befriedigung sagen, daß sein Spiel es war, das Wagner sein Werk gleichsam fliegen

machte und ihm gewissermaßen zuerst erschloß. Das fühlte dieser selbst am besten. Und dazu diese wunderbare Frau, die seinem Schaffen und seinen Sorgen das tiefste Verständnis entgegenbrachte. Seltsam, wie die Französin in den Geist der „Meistersinger“ eindrang. Entzückt schrieb sie darüber an den Vater: „Die ‚Meistersinger‘ verhalten sich zu den anderen Schöpfungen Wagners wie das Wintermärchen zu den Werken Shakespeares. Wagners Phantasie hat sich in das Gebiet des Heiteren und Schalkhaften verloren, sie hat durch ihren Zauber das mittelalterliche Nürnberg mit seinen Gilden und Zünften, seinen Handwerkerpoeten, seinen Bedanten und seinen Rittern heraufbeschworen, um inmitten der höchsten, idealsten Poesie das befreiendste Lachen herborzurufen. Von dem Geiste und der Bestimmung des Werkes abgesehen, könnte man es in seiner künstlerischen Ausführung mit dem Sakramentshäuschen in der St. Lorenzkirche vergleichen. Wie dort der Bildner, so hat hier der Tonsetzer die anmutigste, phantasievollste, reinste Form erreicht — die Rühnheit in ihrer höchsten Vollendung; und wie am Fuße des Sakramentshäuschens Adam Krafft das ganze mit ernster gesammelter Miene trägt und hält, so in den ‚Meistersingern‘ die Gestalt des Hans Sachs, der mit ruhiger Heiterkeit die Handlung beherrscht und leitet.“ Was sie aussprach, empfand auch ihr Gemahl in seiner freilich nicht minder tiefen Weise. Den tiefsten Eindruck aber machte ihm Wagners Erzählung von seinen Stoffen — dem indischen von den „Siegern“ und dem „Parzival“. In einer Abendstunde sprach er nicht ohne innere Bewegung die Ahnung aus, dieser würde wohl sein letztes Werk sein. Alle waren er-

griffen. Weißheimer, der diese Episode erzählt, schlich sich auf den Balkon. Bülow kam ihm leise nach und meinte: „So gering auch die Hoffnung und so wenig Aussicht auf die Verwirklichung seiner Pläne — Sie werden sehen, er erreicht sein Ziel und bringt auch noch den ‚Parzival‘ zu stande.“ Er lebte eben mit und für den Schaffenden, und das Gefühl für ihn ging durch sein Leben. So erfüllte es ihm auch diese Tage, die trotz allem an schönen und großen Augenblicken reich waren: wie mitten auf dem Rhein bei Bingen Schnorr das Steuermannslied anstimmt, wie Emilie Genast die fünf Gedichte von Mathilde Wesendonck sang. Freilich, die Lohengrinn-aufführung in Wiesbaden brachte Wagner und Bülow in heftigen Zorn, nicht minder die schlechte Aufführung von Liszts Tassodichtung im Frankfurter Theater.

Dann hieß es Abschied nehmen. Er fiel Bülow dieses Mal besonders schwer: „Ich heulte,“ sagt er selbst, „als ich Wagner wohl auf lange Zeit zum letzten Male ins Auge blicken konnte.“ So war er in harter und bitterer Stimmung gekommen, in schmerzlicher schied er, und sie wirkte lange in ihm nach. Nicht gegen Wagner und sein Werk, für den er alsbald auch dem Freunde Pohl gegenüber mit ganzem künstlerischem Ernste eintrat, der Berlioz' Buch „A travers Chant“ mit seinen gehässigen Ausführungen gegen Wagner übersetzte: „Furchtbar — den Genius altern und gemein werden zu sehen! Entwürdigend für Dich, diese Übersetzungsarbeit zu übernehmen! An Deiner Stelle — nicht Wagners — Deiner selbst wegen — lehnte ich ab und sagte dem ‚Könige‘ die Wahrheit. Jedenfalls sage ihm, daß ich wie eine hungrige Hyäne dar=

über herfallen, den Autor zerfleischen werde, wie ich noch niemand zerfleischt.“ Er zürnte dem Menschen Berlioz ernstlich, und auch Bohl riet er von dieser Art von „Geld=erwerb“ dringend ab.

Inzwischen hatte die Familie wieder einen erschütternden Trauerfall erlebt. Am 11. September war Blandine auf ihrem Landgute St. Tropez plötzlich gestorben. Der Tod der schönen, heiteren Frau ging ihm selbst sehr nahe. Aber er dachte und fühlte vor allem im Sinne Liszts und seiner Mutter, die ja mit ganzer Seele an ihren Enkelkindern hing, da er Cosima mit der kleinen Daniella zu ihr nach Paris sandte. Aber die einsam Gewordene wollte überhaupt nicht mehr dies letzte der drei Kinder von ihrer Seite lassen. Und so scheint von ihr und Ollivier ernstlich daran gedacht worden zu sein, Cosima in Paris zurückzuhalten und natürlich auch den Gemahl zum Übersiedeln zu bewegen. Auch Cosima war nach allem für den Plan gewonnen, und Bülow hätte kaum nein gesagt. Anders dachte Liszt. Und er legte seine Gedanken der Mutter eingehend dar: „Die arme liebe Cosima hätte ihren Besuch bei Ihnen gern verlängert. Sie hängt mit inniger Liebe an Ihnen; aber andererseits kann sie ihr Mann in der Stellung, die er in Berlin, überhaupt in Deutschland einnimmt, nicht entbehren. Es wäre nicht klug, wenn er seinen jetzigen Wohnort Berlin vergäße, bevor ihm anderswo eine ebenso gesicherte Position geboten würde. Bülow hat besondere Rücksichten auf seinen Landesherrn zu beobachten, der ihn zu seinem Hofpianisten ernannt und mit einem Orden ausgezeichnet hat. Sein Name und seine Antezedentien legen ihm strenge Verpflichtungen auf. Er muß

die Haltung eines Mannes zeigen, auf den man sich ernstlich verlassen kann. Übrigens muß ihn auch die Stellung, die er seit Jahren am Sternschen Konservatorium innehat, in Berlin festhalten. Das alles habe ich Ollivier ausführlich erklärt, der es Cosima geschrieben haben wird. Ihr gegenüber bedarf es keiner umständlichen Auseinandersetzungen. Sie begreift schnell und erfäßt das Wesentliche der Dinge.“ „Doch teile ich Cosimas Bedauern, nicht immer in Ihrer Nähe zu sein.“ Rißt also bestand darauf, seinen Schwiegerjohn in Berlin, vor allem aber in Deutschland festzuhalten. Umsomehr, als er gerade selbst in diesen Tagen heimatlos geworden war. Denn am 22. Oktober hatte sich sein Schicksal entschieden. Sein fünfzigster Geburtstag sollte der Tag seiner Vermählung mit der Fürstin sein. Alles war bereit, der Altar in der Kirche San Carlo geschmückt. Da kam nachts elf Uhr der Bote aus dem Vatikan, der die Trauung untersagte. Rißt war tief erschüttert. Aber er blieb in Rom und vollendete seine „heilige Elisabeth“.

Cosima fuhr nach Hause. Bald nach ihrer Rückkehr ging sie mit ihrem Gatten nach Leipzig, wo sie mit Wagner wiederum zusammentrafen. Ein ernstes und feierliches Wiedersehen. Auch ihn hatte Blandinens Tod tief erschüttert, ja mit fast abergläubischem Schrecken erfüllt. Sie wohnten zusammen der Probe für das Konzert bei, das Weißheimer im Interesse Wagners veranstaltete und zu dem auch Bülow seine Mitwirkung zugesagt hatte. Sie waren von unheimlicher Lustigkeit. Das Ganze erschien ihnen wie ein Abenteuer, dessen gespenstiger Charakter sich voll erfüllte, als bei der Aufführung der alte

Gewandhausaal in unheimlicher Leere starrte. Denn außer den näheren Freunden waren nur einige Fremde aus Berlin gekommen. Aber herrlich hob sich aus dem Ganzen das „Meistersingerborspiel“ in seinem hohen Ernst, und es fand solchen Beifall, daß es wiederholt werden mußte. Das Ganze war eine Episode ganz im Stil E. Th. A. Hoffmanns und doch auf einem tieftraurigen Hintergrund. Denn Bülow's nahmen neue Sorge um den Freund mit nach Berlin zurück. Und diese Sorge beeinflusste fortan alle Schritte Bülow's. Als zum Beispiel Julius Stern ein neues Orchesterwerk Wagners zur Aufführung bringen wollte und seine Vermittelung bei dem Meister erbat, lehnte er energisch ab: „Mir verbieten unangreifbare Gründe jeden derartigen Schritt. Ich habe nur das Recht, Wagner solche Propositionen zu machen, bei denen ein Gewinn herauschaut. Mit dem Deutschtum, das die Toten besingt und festsitzt, die Lebenden beschimpft und verhungern läßt, habe ich nichts zu tun.“

Indessen fand er in dem „gräßlichen Wirrwarr“ dieses Winters Zeit und Sammlung zu einer Arbeit, die zu seinen schönsten gehört und ihm Beifall und Anerkennung, aber auch eigene Befriedigung gewährte. Es war die Ballade „Des Sängers Fluch“ für großes Orchester, die bei der Ablandfeier zur ersten Aufführung gelangte. Eine wahrhafte Sondichtung von unmittelbarer Empfindung, frisch quellend und doch in den ernstesten Grenzen dahinfließend, die der Dichter gezogen. Dabei volle Eigenart, und zwar mit stark romantischem Einschlag. Und gerade diese Schöpfung läßt es uns aufs neue beklagen, daß sein „Merlin“ in die Tiefe schwand und nicht zur Ausfüh-

rung gelangt ist. Denn so episch die Linie dieser „Ballade“, so dramatisch bewegt ist sie, so lebendig das Bild, das sie in farbenreichen Tönen bietet. Er widmete sie dem jungen Großherzog von Baden, zu dem und dessen Hof sich seine Stellung entgegen seinen früheren Befürchtungen so gebessert hatte, daß er in der Tat auf die Hofkapellmeisterstelle rechnen konnte. Doch kam es auch da auf das Schicksal Wagners und seines „Tristan“ an.

Dieser hatte inzwischen zum Taktstock gegriffen, und zwar mit einem Erfolg, der ihm die Aussicht auf ein ruhiges Schaffensjahr eröffnete. So kam er nach den glänzenden Abenden in Wien und Prag nach Berlin, um von dort seine Reise nach Rußland anzutreten. Sie verlebten zusammen heitere, hoffnungsfrohe Stunden, und Bülow tat alles, um ihm auch in Berlin die Wege zu ebnen und ihm ein Konzert im Hoftheater mit dem Hoforchester zu standezubringen. Er wandte sich zu diesem Zwecke an den Intendanten Botho von Hülßen. Freilich vergeblich. Die Ablehnung war kühl und bestimmt und die Haltung des Intendanten gegen Wagner in hohem Grade kleinlich, des großen Künstlers und auch des Kunstinstitutes in keiner Weise würdig. Ein Grund mehr für Bülow, sich von Berlin fortzusehnen.

Inzwischen wurde ihm am 11. März seine zweite Tochter geboren, die in memoriam von Cosimas Schwester den Namen Blandine erhielt. Das Kind verfiel im Juni tödlicher Krankheit. Die Ärzte hatten es bereits aufgegeben. Aber „durch das Wunder von Sorgfalt der Mutter“ wurde es gerettet. Die Erholungsbedürftige geleitete denn Bülow in das Seebad Klampenborg bei Kopen-

hagen. Die Seelust und vor allem die Ruhe taten auch ihm gut. Neugekräftigt und doppelt arbeitsfreudig, aber auch mit einer Reihe neuer Pläne erfüllt, kehrte er nach Berlin zurück.

Und ein Gedanke, der ihn seit Jahren beschäftigte, ging jetzt in Erfüllung. Es erfolgte die Gründung der „Gesellschaft der Musikfreunde“. Das Protektorat übernahm, nicht ohne Liszts warme Befürwortung, der Fürst von Hohenzollern-Hechingen. Eine Reihe angesehener Persönlichkeiten schloß sich ihm an, und Bülow erhielt die Leitung. Die Aufgabe, die sich der neue Konzertverein stellte, war die Vermittelung zwischen Vergangenheit und Gegenwart. Am 31. Oktober war das Eröffnungskonzert. Es brachte eine Aufführung der „Neunten Symphonie“, mit der sich vor Jahren Stern vergeblich bemüht hatte. Jetzt gelang sie über die Maßen gut. Den Berlinern fielen die Schuppen von den Augen. Das Werk wirkte wie einst in Dresden unter Wagners Leitung gleich einer Offenbarung. Und auf des Meisters Spuren ging auch Bülow. Aber seit seiner Kindheit hatte er sich in dieses geheimnisvolle Werk eingelebt, sein ganzes musikalisches Fühlen und Können war gleichsam damit verknüpft. Es lebte in ihm und feierte aus seinem Fühlen heraus die Auferstehung. Es war der Höhepunkt seines Wirkens in Berlin und ein Höhepunkt des dortigen musikalischen Lebens überhaupt. Wurden ihm die Mittel geboten, so hätte er dieses ganz neue Bahnen geführt, ganz im Sinne des Vereinsprogramms, aber freilich in einer Weise, wie er es allein auszuführen vermochte. In seinen Taktstock floß gewissermaßen das Wollen und Können

zweier Meister zusammen, die ihm einst die Pforten der Kunst erschlossen und ihn zum Altar geführt, auf dem das heilige Feuer brannte. Nun aber konnte er allein des Amtes walten. Denn wie er den Flügel beherrschte und jedem Werke im Geiste seines Schöpfers Leben gab, so meisterte er das Orchester. Auch da der Klassiker, der nicht durch Inspiration schuf, sondern als ein bewußt Schaffender sich mit den Werken und ihren Urhebern identifizierte. Es waren neue Bahnen, die er beschritt — gleichsam eine Kunst für sich, mit der er die Wünsche der großen Meister, die selbst den Taktstock geschwungen, zu edelster Erfüllung brachte. Noch ahnten nur wenige, welche Bedeutung das für die Kunst haben sollte, daß nur durch diese Hebung der Orchesterleitung dieses selbst neues Leben empfing und so den neuen Ideen Ausdruck zu leihen vermochte. Freilich, die Erkenntnis von Büllows Bedeutung als Dirigent drang nur langsam durch. Immerhin waren in dem Chor der Berliner Kritiker die freundlichen Stimmen bereits in der Mehrheit. Die Verbissenen aber brachten keine reinen Töne heraus und wußten ihm im Grunde nur den Vorwurf der „Willkür“ oder der „Willkürlichkeiten“ zu machen, mit dem sie die Sache auf den Kopf stellten und ihr eigenes Verständnis verneinten.

Daneben blühte das Konservatorium gerade durch ihn immer mehr auf. Und er selbst flog in jedem freien Augenblicke hinaus, um den zahlreichen Rufen Folge zu leisten, die an den Pianisten ergingen. Und immer kam er mit neuem Programm. Nicht wegen des Publikums, sondern um seiner selbst willen. Denn das war ihm Bedingung

guten Spielens. Aber schon mehrten sich auch die Anforderungen an den Dirigenten. So empfing er um die Wende des Jahres die Einladung, zwei philharmonische Konzerte in Petersburg zu dirigieren und darin zu spielen.

Aber im Mittelpunkt der Tätigkeit stand ihm doch sein eigenes Orchester, das, wie er selbst mit Genugtuung bemerkte, viel von ihm lernte. Mit ihm brachte er noch in der gleichen Saison die „Eroica“ fein und schwungvoll heraus. So hatte er, was er so lange begehrte, um dessentwillen er sich in der bescheidensten Weise um den intermistischen Kapellmeisterposten in Schwerin beworben hatte — ein Orchester, an dem er mit aller Kraft arbeitete und reformierte, indem er es fleißig Beethoven spielen ließ. Denn ein feiner und schwungvoller Beethovenvortrag schien ihm dazu das Wichtigste.

Trotz alledem fand er Zeit zu eigenen Kompositionen, wenn auch vieles Skizze war und blieb. Daneben gewann jener andere Zweig seiner Tätigkeit zusehends an Bedeutung, auf dem er so viel Großes, ja Bahnbrechendes leisten sollte: seine kritischen Bearbeitungen und seine pädagogisch-instruktiven Editionen. Kurzum, ein rastloses und aufreibendes Schaffen, das in seiner, von tiefstem künstlerischen Ernst getragenen Vielseitigkeit Staunen weckt. Man mag eine gewisse Tragik darin sehen, um seiner eigenen Produktion willen, aber dem Gesamtwirken darf man echte Größe nicht absprechen. In allem war er mustergültig und führend. Und unter die führenden Geister der Deutschen in der Musikwelt überhaupt muß man ihn zählen.

Diesen Höhepunkt hatte er im Jahre 1864 bereits er-

reicht. Dabei zeigt sich an ihm eine starke Neigung zu der wissenschaftlichen Seite der Musik, für die er aber auch Wissen und Können in reichem Maße mitbrachte. Dieses wollte er anerkannt sehen, und deshalb legte er auf den Dokortitel einen besonderen Wert. Es war ihm daher eine wirkliche Genugthuung, als die Universität Jena am 12. Februar 1864 ihm diese Würde verlieh. Er hat der philosophischen Fakultät dafür in einem Schreiben gedankt, das ein Stück Selbstbekenntnis ist und in seiner Biographie nicht fehlen darf. Es lautet: „Illustre Fakultät! Die unschätzbare, ehrenvolle Auszeichnung, welche eine erlauchte philosophische Fakultät der Universität Jena dem ehrerbietigst Unterzeichneten durch die Zuerkennung der Doktorwürde unter dem 12. ds. gewährt hat, erfüllt denselben mit der Empfindung der tiefsten Dankbarkeit wie mit derjenigen freudigsten Stolzes. Sie nimmt den ersten vornehmsten Rang ein unter allen äußeren Zeichen der Wertschätzung, deren er sich bisher zu erfreuen gehabt hat, seitdem seine künstlerische Wirkungsfähigkeit zu eigener Reife gediehen war, welche sie ermächtigt, sich öffentlich zu entfalten.

Nicht eine politische Antipathie, sondern lediglich seine aus der Beleuchtung der realen Verhältnisse geschöpften Erfahrungen veranlassen ihn, Ehrenbezeugungen, welche von Seiten einer Republik — der Republik der Wissenschaften — erteilt wurden, ungleich höhere Bedeutung zuzuerkennen als denjenigen, welche der Ausfluß eines fürstlichen Hoheitsrechtes sind. Nun verhehlt er sich zwar keineswegs, daß bei seiner Ernennung zum Doktor der Philosophie nicht sein bescheidenes persönliches Verdienst um

die Förderung der Tonkunst ausschließlich maßgebend gewesen ist: wenn er sich nicht trügt, hat bei diesem ihm so hochofpreulichen Akte der erlauchten Fakultät ebenfalls der mächtige Hebel der „Protektion“ mitgewirkt, und zwar in doppelter Beziehung.

Einen großen Mann und Meister der Kunst in seinen nahen Verwandten, in seinen teuren Schülern indirekt weiter zu ehren, ist eine mit der Strenge republikanischer Grundsätze wohl vereinbare Rücksicht. Und so faßt der Unterzeichnete die ihm zuteil gewordene hohe Ehre hauptsächlich auch als eine seinem teuren Schwiegerbater und hochverehrten Lehrer, Herrn Dr. Franz Rißt, erwiesene Huldigung auf. Außerdem glaubt er noch einen ganz speziellen Dank dem Anreger jenes Aktes zu schulden, dem langjährigen erprobten, vertrauten Freunde seines Meisters, dem Großherzogl. Sächs. Oberappellationsgerichtsssekretär Herrn Dr. Karl Gille. . . .

Weit entfernt jedoch, seine Gefühle freudiger Dankbarkeit durch die Inbetrachtziehung der erwähnten mitwirkenden Faktoren geschmälert oder gedrückt zu wissen, erblickt der ehrerbietigst Unterzeichnete darin vielmehr nur eine willkommene Stärkung des Bewußtseins der von ihm übernommenen Künstlerverpflichtungen. Eingedenk des hohen Dichterwortes: ‚Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben, der täglich sie erobern muß‘, überträgt er dieses Axiom auch auf den Schmuck, die Ehren und Auszeichnungen des Lebens, welche er nicht für eine den Feierabend einläutende Lohnzahlung, sondern als einen zu neuer rastloser Tätigkeit stachelnden Sporn und Antrieb betrachtet. Und somit wird es sein eifrigstes Bemühen sein,

das wertvolle Vertrauen der illustren Fakultät in seine fruchtbringende künstlerische Weiterentwicklung, das er so glücklich gewesen, durch die von ihm bisher abgelegten Proben eines sich zum Talent gestaltenden Fleißes und einer gewissen überzeugungstreuen Charakterfestigkeit wachzurufen, durch sein künftiges Tun unausgesetzt zu rechtfertigen.

Indem er sich daher gestattet, einer erlauchten philosophischen Fakultät der Universität Jena für die ihm verliehene Erhebung seinen innigsten und gehorsamsten Dank darzubringen, bittet er zugleich um die Erlaubnis, derselben zeitweilig die Resultate seines musikwissenschaftlichen Strebens unterbreiten zu dürfen, sowie um die gelegentliche Gewährung einer ‚venia docendi‘ an den Klavierspieler, als welcher er zunächst in der üblichen Klasseneinteilung der Tonkünstler nach Handwerksbegriffen zu gelten hat. Indem er den Stolz besitzt, sich in dieser Beziehung nach dem leuchtenden und unerreichten Beispiele seines hohen Meisters unter die Zahl derjenigen Virtuosen zu rechnen, denen die Virtuosität nie als Selbstzweck, sondern nur als unerläßliches Mittel zur Erreichung des Zweckes eindringlicher künstlerischer Darstellung gilt, bekennt er aufrichtig, daß seine Mitteilungsabsichten auch nur diejenige Minderheit im Auge haben, welche sich aus einer Rezension des großen Publikums nach dem Kursus geistiger Steuerkraft ergeben würde. In einer Stadt, wo eine solche Minderheit anormalerweise als Mehrheit erscheint, praktische Vorlesungen über einen Bach, Beethoven sowie diejenigen, die eine der klassischen Blütezeit treue und würdige Richtung eingeschlagen haben,

als das epigonische ‚*imitatorum pecus*‘ — solche Vorlesungen auf seinem Instrument halten zu dürfen, wird stets zu den größten Freuden und Erquickungen in seinem Berufe gehören; eine Zuhörerschaft von kunstsinigen Korpphären des Wissens wird ihm stets als das wahre ‚Parterre von Königen‘ gelten.“

Man fühlt an diesen Zeilen die Freude an der neuen Würde heraus, die er sogleich wieder für die Kunst und seine Meister in die Schanze schlug. Aber nun war sein Wunsch aus der Weimarer Zeit doch in Erfüllung gegangen, auch ohne daß er eine eigentliche Dissertation geschrieben. Nur durch seine Kunst. Doch was er als Huld ansah, war für ihn ein Recht geworden. Ganz abgesehen von seinen künstlerischen Leistungen. Man braucht nur seine Abhandlungen über Seifriz und Kiel, die in dieser letzten Zeit entstanden waren, näher zu betrachten, so erkennt man recht wohl, wie er so ganz nebenbei der musikalischen Kritik eine Richtung gab, die auf echt wissenschaftlicher Höhe stand. So klein und so unbedeutend der Gegenstand an sich sein mochte, von dem er ausging, und jetzt vielleicht längst vergessen, er wußte immer etwas Bedeutendes zu sagen. So behandelt er in der Besprechung Seifrizischer Kompositionen jene ungemeine Wandlung, die im musikalischen Schaffen jener Tage vor sich gegangen, und es war ein ernstes Wort, wenn er schrieb: „Der göttliche, geniale Tonspieltrieb eines Mozart und Haydn ist bei dem im geschichtlichen Laufe erfolgten Einlenken der Musik in eine dichterisch=philosophische Richtung, zu einem Anachronismus geworden. Bei unseren Mock=Mozarts und Haydns nennen wir ihn füglich einen animalischen, philisterhaf=

ten.“ Er schrieb das mit voller Überzeugung, aber auch aus jener eigenen strengen Selbstkritik heraus, die neben den äußeren Verhältnissen für seine Produktion der schwerste Hemmschuh geworden ist. Gerade deshalb ist er auch mit dieser Verneinung der schöpferischen Naivität zu weit gegangen.

Ein schönes Freundeswort voller Liebe war dagegen der Nachruf an seinen alten Mitarbeiter und Kameraden Tischel, der im Juli 1863 in Paris einem tragischen Unglücksfall zum Opfer gefallen war. Der Artikel ist zugleich ein Stück Autobiographie, ein Stimmungsbild für die erste Berliner Zeit und für die jetzt ihrem Ende sich zuneigende zweite Berliner Epoche. Er zeigt ihn uns aber auch als den Menschen mit dem warmen Herzen für seine Freunde, denen er mehr sein konnte als der bedeutende, anregende Musiker. Denn Bülow's Geistesleben ist etwas an sich so Eigenartiges und Umfassendes, daß ihm wenige Künstler an die Seite gestellt werden können. Eigentlich nur Richard Wagner. Bei Bülow aber ist es staunenswert, wie er inmitten all der Tätigkeit noch die Kraft fand, sich mit Politik und Sozialpolitik, mit Geschichte und Literatur und vor allem auch mit Philosophie zu befassen. Mit Recht konnte er an seinen Jenenser Freund Gille schreiben: „Ich bin ein eingefleischter Schopenhauerianer, hasse die Universitätsphilosophie und Fichte, Hegel, Schelling gelten mir als Usurpatoren des nach Kants Tode vakant gewordenen Thrones, der mir erst durch Arthur Schopenhauer rechtmäßig und würdig okkupiert worden zu sein scheint.“ In der Tat, seit er durch Wagner die erste Runde von Schopenhauer erhalten, hat

er rastlos gestrebt, sich in dessen Philosophie einzuarbeiten, und ist ihr treu geblieben bis zum Ende. Er sagte mit Recht, er hasse die Berliner Philosophen — aber was er haßt, das kennt er. Auch mit der Literatur behielt er stets Fühlung. Hebbel sprach in seinem Hause zu, wo er in Frau Cosima die Übersetzerin der „Maria Magdalena“ begrüßen konnte. Sie hatte das Verdienst, ihn, Frehtag und andere deutsche Dramatiker den Franzosen nähergebracht zu haben. Seltsam verwachsen bleibt Bülow mit Max Stirner. Man möchte meinen, von seiner Welt und Weltanschauung hätte kein Weg hinübergeführt zu dem eigenartigen Schwärmer. Der merkwürdige Bayreuther stand mit der absoluten Negation von Staat, Sitte und Religion und vor allem mit dem alle Bande sprengenden Egoismus seinem innersten Wesen so fremd gegenüber, daß ihn im Grunde nur die geistreiche Kühnheit und das Paradoxe des immerhin bedeutenden Menschen reizen konnte. Seit 1856 war er tot und eigentlich schnell in Vergessenheit geraten. Auch Ferdinand Lassalle hatte gar keine tiefere Fühlung zu diesem Kaspar Schmid und seinem Werk „Der Einzige und sein Eigentum“, sodaß von dieser Seite Bülow hätte beeinflusst werden können. Aber freilich, dieser war schließlich nur durch eigene Persönlichkeit und eigene Leistung zu beeinflussen. Das zeigt sich gerade in seinen Beziehungen zu Ferdinand Lassalle. Der Geistreiche, Witzige, Kühne zog ihn an, schon durch seinen abenteuerlichen Heroismus bei der Vertretung der Gräfin Habsfeld. Denn Bülow sympathisierte mit der Kühnheit, und Lassalle war wirklich einer, der Seltenes wagte. Andererseits brachte er Bülow unbe-

dingte Bewunderung entgegen als Menschen und Musiker und, was besonders hervorgehoben sei, auch als Komponisten. Und seine Sozialpolitik interessierte hinwiederum diesen, und so kam er seinem Wunsche, Herweghs Arbeitermarschallaise zu komponieren, mit einem demokratischen Gefühl entgegen, wie es nur ein Aristokrat haben konnte, der Bülow im tiefsten Kerne seines Wesens war. Auch der Weg, der Lassalle zu Bismarck führte, gefiel ihm, wie er ja schon längst mit steigender Bewunderung und tiefer Teilnahme auf den damals im heftigsten Kampfe stehenden Ministerpräsidenten blickte. Und Bülow war es auch, der die für Lassalle auch in dieser Richtung so wichtigen Beziehungen zu Lothar Bucher wieder einzurenken wußte. Vor allem aber war ihm Lassalles Begeisterung für Richard Wagner und seine Kunstichtung wichtig, und es scheint, daß er, wie Bismarck, auf ihn und seine Propaganda große Hoffnungen gesetzt. Nicht zuletzt war es der geistreiche Causeur, der ihn anzog, der lebenswürdige Gesellschafter, der in seinem Hause eine eigenartige, anregende Geselligkeit pflegte, zu der Bülow in jeder Beziehung beisteuerte. Auch einen Flügel hatte er ihm durch Vermittelung bei seinem würdigen und gediegenen Freunde Bechstein verschafft. Denn Lassalle bedurfte der Anregung. Sagte er doch selbst: „Zum Genießen brauche ich Menschen. Ich kann alles allein, nur nicht Genießen!“ Und das wollte er. Es waren fröhliche Nächte, die sie hier verlebten. Lassalle bot seinen Gästen sogar Haschisch, und zwar nicht bloß das eine Mal, von dem Ludwig Bietsch in seinen Erinnerungen erzählt, die Wirkung auf Bülow besonders eingehend schildernd: „Es war ein Zustand

poetisch=musikalischer Verzüchtung.“ Er sah sich von goldig leuchtenden Abendwolken umgeben und durch die Lüfte fortgetragen, wunderbare, überirdische Harmonien, Sphärenklänge glaubte er zu vernehmen und suchte sie nachzusingen, freilich vergeblich. Aber furchtbar war das Erwachen und die Nachwirkung. Er ward direkt krank und mußte zu Bett gebracht werden. Er scheint in der That schon früher und hiernach öfter Haschisch genossen zu haben. Denn schon im Jahre 1858 warnt ihn Wagner, nicht Opium zu rauchen. Und seine Gattin suchte den Verkehr mit Lassalle zu hemmen, um einem Bülow's Nerven auf's schwerste schädigenden Ubel zu steuern, von dem freilich Lassalle sich selber klugertweise völlig fernhielt. Frau Cosima entzog sich im übrigen allen Einladungen Lassalles in ihrer feinen, klugen Weise, aber sehr bestimmt. „Lange Erfahrung hat mich gelehrt, daß immer für Ihre Frau Gemahlin ein unvermeidliches Hindernis in den Weg tritt, wenn ich die Ehre haben soll, sie bei mir zu sehen und Sie erinnern sich des scherzenden Titels ‚Amphitryo der Zukunft‘, den Sie mir in Ihrer geistreichen Weise gegeben. Abergläubisch wie ich bin, fürchte ich fast, daß mein gewohnheitsmäßiges Unglück sich auch diesmal wiederholen könnte,“ schrieb er einmal an Bülow, da er seiner Gattin zu Ehren die Tochter Theophile Gautiers geladen hatte. Aber sie erschien nicht. Und Lassalle sah dies voraus und bat deshalb Bülow, in diesem Falle wenigstens allein zu kommen. Sie betrat in der That nicht mehr sein Haus. Und er wußte wohl, warum. Seine Eitelkeit hatte da eine Niederlage erlitten, wovon natürlich Bülow keine Ahnung hatte. Für ihn war der Verkehr mit dem geistreichen

Menschen eine Anregung und Erholung in dem ihn allmählich wie eine Galeere antwandernden Berlin, aus dem er sich mit voller Seele hinaussehnte. Der Gedanke, diese Stadt zu verlassen, kehrt daher immer wieder. An ihm hätte es nicht gehangen, daß sie Olliviers Wink nach Paris gefolgt wären. Und auch von seiner erfolgreichen Fahrt nach Petersburg und Moskau, die ihn nach jeder Richtung hin befriedigte, trotzdem ihm auch hier die Konkurrenz Clara Schumanns mancherlei finanziellen Abbruch getan hatte, kehrte er mit dem Gedanken heim, den dortigen Anträgen Folge zu leisten und für ständig nach Petersburg überzusiedeln. Er scheute nur wegen Frau und Kindern vor dem Klima zurück. Sonst aber hätte er sich in dem künstlerischen und gesellschaftlichen Treiben der russischen Hauptstadt sehr wohl gefühlt. Vor allem würde es ihm wohlgetan haben, an der Spitze von guten und starken Orchestern zu stehen. Dies war das Element, das ihn lockte. Und der Gedanke an die Möglichkeit, aus der Berliner Fron erlöst zu werden, war ihm ein Trost. Aber das Schicksal, das ihn rief, nahte von anderer Seite. Da er heimkehrte, kam die Kunde von der wunderbaren Wendung in Wagners Leben. Der Meister befand sich in München. Und dorthin sollte nun auch er sein Steuer richten.

Fünfter Teil

M ü n c h e n



st, allzuoft ist das Verhältniß Richard Wagners zu Ludwig II. gezeichnet worden, in allen Farben spielend, mit dem Überschwang der Begeisterung und des Hasses, kritiklos und mit allen Mitteln armeligster Kritik, und doch bleiben fast alle am Äußeren haften, an den Erscheinungen, die der Tag mit sich brachte, und solchen, die sich aus den äußeren Verhältnissen ebenso ergeben mußten wie aus den inneren. Wir dürfen diese ausgetretenen Wege nicht gehen. Denn ein volles, erschöpfendes Bild von dieser Freundschaft wird erst gegeben werden können, wenn die Persönlichkeit des Königs völlig klar vor unsern Augen steht. Freilich bleibt es fraglich, ob dies jemals vollkommen gelingen wird. Allzu sehr pflegt man bei solchen Charakteren von dem unseligen Ende auszugehen und dessen Ursachen, rückwärts tastend überall zu suchen, und so wird unwillkürlich aus einer historischen Studie eine des echten historischen Charakters völlig entbehrende Krankengeschichte. Und auch diese ist bis zu einem gewissen Grade gefälscht. Denn sie schöpft vielfach aus den von Intriguen geschaffenen oder durch Intriguen getrübbten Quellen. Man hat historische Parallelen gezogen und den unseligen Fürsten mit Kaiser Otto III. und dem griesgrämigen Habs-

burger Kaiser Rudolph II., der auf seinem Gradschin nach den Sternen geschaut und den Stein der Weisen mit seinen Alchimisten gesucht, verglichen. Auf den eigentlichen Kern dieser wunderbaren Persönlichkeit ist eigentlich außer Wagner und Bismarck niemand gedrungen. Man will's nicht Wort haben, daß in ihm Königtugenden der seltensten Art vorhanden waren, vor allem ein wunderbares Gerechtigkeitsgefühl und eine grenzenlose Güte, die freilich später schamloser Mißbrauch in sich selbst zurückgeschauert hat. Der große, klare Kanzler hat freilich recht wohl gewußt, was er und was Deutschland an diesem Könige, wenigstens bis in die Anfänge der achtziger Jahre, hatte, bis sich gewisse Verfallserscheinungen geltend machten. Aber sonst ist alles unklar und harret der Aufklärung im Sinne der ernstesten und feierlichsten Worte, die ein hoher bayerischer Beamter in bezug auf die Katastrophe gesprochen hat: Die Geschichte wird richten. Aber die historische Betrachtung beginnt nicht bei dem zerschmetterten Aste des morschgewordenen Baumes, sondern setzt ein bei den Wurzeln des jungen, frisch treibenden Stammes. Und da findet man eines: eine wunderbare Begabung, einen bedeutenden, für alles Edle und Große empfänglichen Geist, eine ans Schöpferische reichende Phantasie, die, sich selbst überlassen, entweder Großes schaffen oder entarten mußte. Freilich sind früh dazu die Reime gelegt worden, vor allem durch eine doktrinaire Erziehung, bei der seine Mutter ein wenig den König Friedrich Wilhelm I. kopierte und die Lehrer dem Schwung der jungen, begeisterungsfähigen Seele nicht zu folgen wußten, fesselten, wo sie freien Flug gestatten, die Zügel

schleifen ließen, wo geistige und seelische Zucht höchste Pflicht gewesen wäre. Und so hat in einer Stunde der Erkenntnis der König zornig gesagt: „Ich hasse meine Lehrer.“ Aber in jenen Frühlingstagen 1864, da war er ein Jüngling von seltener Reine mit einer lichten Stirn, hinter der ganz gewiß nicht der Wurm des Cäsarenwahns nagte. Gut und echt war alles an ihm; in rechtem Geleite konnte er die schönsten und steilsten Bahnen emporschreiten. Und all das Wünschen, das ihm aus dem Herzen kam, war Romantik. Diese sah er erfüllt, am schönsten erklingend und in Erscheinung tretend in Wort, Ton und im dramatischen Bilde durch das Kunstwerk Richard Wagners. Er hatte keine Führer, die ihn zu dem tiefen Verständnis Wagners geleitet. Das war eigenstes Fühlen und Wollen. Wohl hatte er im herzoglichen Hause Wagners Schriften gefunden. Denn die Kaiserin Elisabeth liebte und verehrte des Meisters Werke. Aber in seiner Umgebung war keiner, dem damals schon das Verständnis für die Größe Wagners aufgegangen war. Er mußte sich selber helfen. Und er tat es. Ihm war die Erkenntnis wie ein geheimnisvoller Schatz, der vor ihm aus der Tiefe emporgestiegen. Und das weckte seinen Überschwang, der aber der Ausdruck echten Fühlens und eines starken Geistes war. Das erkannte keiner so klar wie Liszt. Als er die Briefe des Königs las, da sagte er, der König stehe an Rezeptivität auf gleicher Höhe mit Wagners Produktivität. Unwillkürlich gedenkt man bei diesen Worten an die Stelle seines Testaments: „Es gibt in unserer zeitgenössischen Kunst einen Mann, der jetzt schon ruhmreich ist und der es

immer mehr werden wird — Richard Wagner. Sein Genius ist mir eine Leuchte gewesen; ich bin ihr gefolgt — und meine Freundschaft für Wagner hat immer den Charakter einer edlen Leidenschaft beibehalten. Zu einem gewissen Zeitpunkte (vor ungefähr zehn Jahren) hatte ich für Weimar eine neue Kunstperiode geträumt, ähnlich wie die von Karl August, wo Wagner und ich die Koryphäen gewesen wären, wie früher Goethe und Schiller, — aber ungünstige Verhältnisse haben diesen Traum zunichte gemacht.“ Was damals unmöglich, hätte jetzt Ereignis werden können. Wenn jetzt der wunderbare, tief fühlende und doch so weltkluge, selbst am höfischen Spiel sich verständnisvoll Erfreunde an Wagners Seite trat, so wäre ohne allen Zweifel aus dem meteorgleichen Auftauchen Wagners in München eine wirkliche, große künstlerische Ara heraufbeschworen worden, so groß und schön und auch so glücklich wie die schönen Tage von Weimar. Der Boden war geebnet. Ludwig I. und Maximilian II. hatten die bildenden Künste, Dichtung und Wissenschaft gepflegt. Nun war die Zeit für die Musik gekommen, und München wäre der neue Musenhof geworden. So aber blieb alles eine ephemere Erscheinung — ein rasch vorüberziehender Traum, aus dem als Schönstes und Einziges herausragt: Wagner gewann die Möglichkeit und Ruhe, sein Werk zu vollenden. Daß diese Vereinigung von Wagner und Liszt nicht geschah, war nicht der Fehler des Königs und nicht Wagners. Sie war durch die Entwicklung der Verhältnisse, die auch naturnotwendig die Charaktere beeinflusst, unmöglich geworden. Es war zu spät — für Liszt. Aber aus Wagners Briefen an

Bülow lieft man in ergreifender Weise die Sehnsucht nach einem Wesen wie Liszt heraus. Und — ohne die Fürstin wäre er ihm zum Heile geworden. Sie hätten sich voll verstanden und ergänzt. Darauf aber mußte Wagner verzichten. Und so rief er jene, die ihm nach Liszt am nächsten standen — Bülow und seine Frau. Es war ihm eine Einheit, an der er mit umso heißerer Innigkeit hing, als er sich über seine Liebe zu Cosima längst klar geworden war. Sein Scheiden von Zürich stand schon in gewissem Sinne unter diesem Bann. Es ist an sich ein falsches, die Wege des Genius verkennendes Spiel, ein Werk mit Persönlichem zu verquicken, leidenschaftliches Schaffen mit leidenschaftlichem Empfinden des Schöpfers in unmittelbaren Zusammenhang zu bringen. Aber über der Composition des Tristan schwebt, ihm selbst fast unbewußt, das Bild der Frau, die er sich in schwerstem inneren und nicht minder schwerem äußeren Ringen gewann und — gewinnen mußte. Er nahm von Zürich eine Anraст mit, die ihn nicht verließ, bis er in Triebtschen in sicherem Port landete. Das Beegnen und Fliehen, das unruhige Hasten in Paris und Wien, das Tiefzerstreuende, das in all den Jahren zum Durchbruch kam, entsprang der Pein, dem Sichverhehlenwollen und Sichverhehlenmüssen, bis sich an jenem 28. November 1863, bei seiner letzten Anwesenheit in Berlin, beide ihres Fühlens und der ganzen Tragik desselben bewußt geworden waren, ohne es aussprechen zu können und auch aussprechen zu brauchen. Sie fühlten beide ihre Liebe als ein grenzenloses Anglück, aber ihm erschien doch die Zeit zwischen jener wunderbar ergreifenden Trennung in Zürich und diesem Tage wie

ein wüster Traum zwischen zwei Tagen höchster Lebensentscheidung. Er hatte stets nach einem Ausweg gerungen, man darf es sagen, offen und ehrlich und im Geiste der tiefen Freundschaft, die ihn mit Bülow verband. Nichts ergreifender, wie er in einem Zuge ihm die Klärung seiner Beziehungen zu den Züricher Freunden und sein Verhältnis zu seiner Gattin Minna darstellt: „Der Mann ist mir sehr ergeben, und im wahrsten Sinne zu bewundern. Es hat sich da ein schönes, gewiß einzig schönes Verhältnis entsponnen, und bewährt hat es sich, was tiefer Ernst selbst über die mindestbegabten Naturen vermag. So steht der Mann zwischen mir und seiner Frau, der er vollkommen zu entsagen hatte, als beiderseitiger, ich kann wohl sagen, echter Freund. Ich rechne mir diese Entwicklung zum höchsten Stolge an: Nur mein ernstestes Verlangen, der armen Frau meine Nähe erhalten zu können, hat mich geleitet. Nun ist das fast Unerhörte gelungen. Wiederholt besuchten wir uns gegenseitig zwischen Luzern und Zürich: ich wohne stets in ihrem Hause, und was ich kann, geschieht, um der treuen Frau durch ihr schweres Leben zu helfen, mit der aufrichtigen Freude des Mannes an meinem Kommen und Bleiben. Da hast Du ein schönes Werk! Mach mir's nach!“ — Und dann heißt es weiter: „Meine unglückliche Frau nahm ich nun wieder zu mir, sie ist etwas gebessert, doch kann sie nur bei der schonungsvollsten Pflege und Behandlung gedeihen. Nur ich kann ihr diese angedeihen lassen: sie hängt mit Tod und Leben von mir ab, und somit ist mir mein Verhalten gegen sie bestimmt vorgezeichnet.“ So bringt fast jeder Brief an Bülow den tiefen

Ausdruck des Gemeinsamkeitsgefühls. Wie erschüttert ihn der Tod Blandinens: „Die unheimliche, geradewegs dämonische Bewandnis, die es mit dieser Nachricht bei mir hatte, ist grausam. Mir ist's, als ob mich dies ganz persönlich hätte treffen sollen, und als ob es nur auf mich dabei abgezielt gewesen wäre. Gott weiß, zu was ich noch bestimmt bin: aber es bildet sich bei mir ein starker Glaube an einen ganz absichtlich mir beschiedenen Anstern aus, in der Art, daß ich auch meinen Freunden Unglück bringe, — vielleicht um meine, für die Kunst mich rettende Heiterkeit gründlich zu zerstreuen. In diesem Sinne blicke ich mit wahrer Sorge gerade auf Euch und verlange völlig mit Schicksalsbedeutung einmal ein Zeichen des Gegenteils.“ Aber sobald er hoffen kann, Anker zu werfen, läßt er die beiden zu sich. Und so auch jetzt — nachdem er nach der unerhörten und ans Wunderbare grenzenden Schicksalswendung zu sich gekommen war. Freilich nicht mit dem Angestüm der Freude. Zunächst sogar mit einem fast verletzenden Aufschub für das nächste Jahr. Die Begründung ist bedeutsam: „Ich lade Euch beide für dieses Jahr nicht ein, eine Zeitlang zu mir zu kommen, da ich so weit bin, daß ich wirklich nicht mehr nur vor Aufregendem, sondern selbst vor Anregendem zurückschrecke.“ Nur ihn bittet er, zu kommen, ihm zu helfen, seinem wunderbaren jungen König einen Begriff von seiner Mißbelungenmusik zu verschaffen. Aber ihm malt er wie keinem anderen seinen damaligen Zustand aus, ihm schildert er seine Zukunftspläne, die auf neun Jahre alles sammendrängten, was er in neunzehn wirklich erreicht hat, mit Ausnahme ‚der Sieger‘. In diesen Briefen

schreitet er, der Gerettete, Geborgene, gleichsam auf Wolken. Und dann am neunten Juni erfolgt die Einladung in feierlicher Weise — wie einen Paragraphen im letzten Willen eines Sterbenden sollte Bülow sie aufnehmen. „Ich lade Dich ein, mit Weib, Kind und Magd für diesen Sommer bis so lange wie möglich Dein Quartier bei mir aufzuschlagen.“ Er fühlt sich einsam, öde sein Haus! Sie sollen es ihm bevölkern! „Dies das Innerste meiner Bitte! Bedenk, es ist das Bedeutungsvollste meines Lebens, was mir zu teil geworden: eine große Epoche, ein wichtigster Abschnitt! Laß uns uns sammeln, und sehen wir gemeinschaftlich, welche Bedeutung dies alles hat, und — welche es noch für uns haben kann!“ „Sonst habe ich keine Freunde wie Ihr! Glaub mir das! Glaub mir das! Nur mein junger König steht Euch zur Seite. Ach, ich bedarf noch einmal den Genuß eines solchen edlen, lieben Zusammenhangs mit teuren Menschen!“ Und zum Schlusse heißt es: „Ich ging zagend daran, mir dies alles zurecht zu legen. Bald machte mir dies, bald jenes Bedenken: Nun ist alles klar, wir müssen uns einmal haben, und der Zeitpunkt ist jetzt, jetzt!“

Dieses Wort klang Bülow wie ein Ruf aus Rolands Horn. Er traf Bülow in schwerer Verdüsterung. Seine Nerven waren gerade nach dem letzten Winter im Reissen. Er fühlte sich elender als je. Und er überlegte lange, ob er kommen solle. Denn seit Biebrich hatte er eine Scheu vor der Sternennähe. Das Bedrückende jener Lage hatte lange in ihm nachgewirkt. Noch immer galt, was er im Jahre vorher an Raff geschrieben: „So sklavisch ich mich untertan fühle allen den Werken, die mir hoch und heilig



Bülow im Jahre 1889

stehen; einen gewissen Freiheitshauch in bezug auf meine Person habe ich noch nicht unterdrücken können. Wo ich dem werde zu seinem Rechte verhelfen können, dahin wende ich mich, wenn ich wandre — also nicht in die Nähe irgendeines Mock-Olymp.“ Jetzt aber war doch ein anderes dazu gekommen: der Ekel vor seiner Berliner Existenz. Und er blickte sehnsüchtiger als hoffnungsvoll auf München, wohin er entboten war, um den König in die Wagnerschen Partituren einzuführen. Aber er war gesonnen, „nichts von der Hand zu weisen, was ihm eine nicht zu anstrengende Weiterexistenz einigermaßen garantierte“. So trat er denn am 6. Juni die Reise nach Starnberg an, wohin sich seine Familie schon gegen Ende Juni begeben hatte. Sein Gesundheitszustand war völlig zerrüttet. Dazu kam ein rheumatisches Fieber, das ihn acht Tage ins Bett zwang. Er erhob sich zu früh, schonte sich nicht und erlitt so einen Rückfall nach dem anderen. Glücklicherweise war es ihm mit Hilfe seiner unerhörten Willenskraft doch möglich gewesen, Wagner nach Berg zu begleiten und dem König vorzuspielen, mit dem er sogar einmal allein dinierte. Der junge Monarch fand Gefallen an dem Menschen wie an seinem Spiel. Und in der Tat hätte er keinen besseren künstlerischen und musikalischen Interpreten von Wagners Werken und Intentionen finden können. In ihm, in der Verehrung für ihn fanden sich beide zusammen. Und die Entscheidung über Bülow's künftiges Schicksal lag ja in den Händen des Königs, ja dessen Wunsch kam ihm nach jeder Richtung entgegen. Rißt war darüber erstaunt und erfreut. Das war's, was er eigentlich für Hans immer gewünscht. Und

er schrieb der Fürstin, daß dessen Beziehungen zum König ebenso außerordentlich wie schmeichelhaft für ihn seien. „Er ist in seiner Gunst in wenig Tagen weitergekommen als ich in Weimar am Ende von zehn Jahren.“ Und er hatte recht. Denn der König schätzte Bülow sehr hoch, wie er Wagner aus Schwalbach schrieb: „Ich bitte Sie, meinen lieben Bülow von mir zu grüßen; in der nur kurzen Zeit, in der ich ihn sah, hab' ich ihn recht von Herzen lieb gewonnen — bitte, sagen Sie ihm das.“ Aber Bülow lag krank, und die feuchten Tage am See ließen seine Genesung nur langsam fortschreiten. Dies überhob ihn freilich einer neuen Anstrengung, die er um seines Schwiegervaters willen unternehmen sollte, dem Karlsruher Musikfest, zu dem Liszt auch Wagners Anwesenheit dringend gewünscht hatte. Aber der Meister wollte davon ebensowenig wissen wie im Grunde auch Bülow, dessen Urteil über den Allgemeinen Deutschen Musikverein wir kennen, wenn er auch immer wieder seine Kraft in dessen Dienst gestellt. Liszt drängte wenigstens Bülow, zu kommen und zu spielen. Da, im letzten Augenblick veranlaßte Wagner selbst die Absage und entwarf folgendes Telegramm: „Bülow sehr nervenkrank, nicht verwunderlich. Nötig zuerst Ruhe, dann Wirkung; Karlsruhe wäre Wahnsinn.“ In der Tat lag er während der geräuschvollen Karlsruher Tage im „Bayerischen Hof“ in München, wo ihn Medizinalrat Wolfsteiner behandelte und ihm dringend eine Kur in Gastein oder Wildbad empfahl. Davon wollte Bülow nichts wissen. Er gedachte das Übel durch römische Bäder zu heben. Dieser Kur wollte er sich in Berlin unterziehen. Er hatte zur Be-

ruhigung seines Schwiegervaters, der in Wagners Fernbleiben vom Musikfest geradezu einen Skandal gesehen, seine Gattin gesendet, mit der dieser nach München kam, — zum Wiedersehen mit Wagner. Fünf Tage waren die Freunde nach jahrelanger Trennung und nach den ungeheueren Wandlungen ihrer Schicksale wieder beisammen. Und Wagner gewährte ihm Einblick in seine Stellung zum König und enthüllte ihm seine Pläne, die auch Bülow's dauernde Übersiedlung nach München in sich schlossen. Riszt war des Staunens, aber auch der Freude voll, zumal wegen seines Schwiegersohnes. Und wenn dieser noch schwankte, so war es Riszt, der ihm riet, dem Rufe des jungen Königs Folge zu leisten. Es bedurfte dazu nach allem großer Überredungskunst gegenüber der nervösen Reizbarkeit, den Bedenkllichkeiten und Einwänden Bülow's. Am 3. September war er endlich reisefähig, um nach Berlin zurückzukehren. Von dort aus sah er mit steigender Genesung, die freilich langsam und qualvoll genug vor sich ging, die Dinge rosiger an. Der Kontrast zwischen der bairischen und preußischen Hauptstadt tat seine Wirkung, und als das Schreiben aus dem Kabinett eintraf, das ihm gegen einen „Ehrenbezug“ von 2000 fl. Stelle und Titel eines „Vorspielers des Königs“ anbot, sagte er zu.

Während der Münchener Tage hatte er einem seiner interessantesten Berliner Freunde den letzten Dienst geleistet. Es war Ferdinand Lasalle, der sich durch ihn die Beziehung zu Wagner gewann, um durch diesen den König zu einem entscheidenden Schritte bei dem bayerischen Gesandten in Bern, Wilhelm Dönniges, zugunsten seiner

Vermählung mit dessen Tochter Helene zu veranlassen. Der Feuerkopf hatte zu dieser Lösung seines Romans alle Minen springen lassen und eine Phalanx gebildet, in der neben dem Erzbischof von Mainz auch Richard Wagner stehen sollte. Dieser aber lehnte ab, aus Gründen des diplomatischen Takts, die ihn abhielten, sich beim König als Vermittler fremder Wünsche aufzuspielen, und dem persönlichen Eindruck folgend, den Lassalle auf ihn gemacht. Beide Momente waren ausschlaggebend. Man spricht wohl auch von einer Warnung durch Frau von Bülow, die allerdings aus ihren Berliner Erfahrungen ein gewisses Mißtrauen gegen ihn gewonnen hatte. Ob es gut gewesen wäre, sein tragisches Schicksal zu wenden, ist eine Frage für sich. Jedenfalls wäre gegen ihn und seine Person der Kampf in den Reihen des Sozialismus selbst ausgebrochen. Nun waren die Würfel gefallen. Er war tot. Und sein tragisches Ende ging Wagner nahe und noch mehr Bülow.

Dieser sah nun doch München als Erlösung an, wie Wagner seine Berufung aufgefaßt, als er die letzten Schritte dafür getan. „Das Wichtigste war,“ schrieb er an Eliza Wille, „Bülow aus seiner wahnsinnig aufreibenden Kunstbeschäftigung zu reißen und ihm ein edleres Feld zu verschaffen. Ich hoffe nun, Bülow für immer bei mir zu haben. Beiden hab' ich für uns alle nur ein Erlösungsmittel in Aussicht gestellt: höchstes gemeinsames Kunstschaffen und Wirken.“ Zu diesem rief er den Künstler und Menschen: „Ich gehe jetzt an die Vollendung der Mabelungen. Laß mich nicht im Stich: Alles ist unmöglich, wenn mir nicht das Teuerste, Verwandteste und Verständig-

nissvollste, was mir als Ausbeute meiner Lebensgewinne sich herausgestellt hat, zur Seite steht.“ Er ist gegen Liszt verstimmt, aus dem einzigen Grunde, weil er ihn nicht haben kann. „Warum, warum,“ ruft er aus, „kann er uns nicht angehören?“ Und von ihm kommt er auf Cosima und ihren leidenden Zustand zu sprechen, der ihn ängstigt. Und er schreibt: „Alles, was sie betrifft, ist außerordentlich und ungewöhnlich: Ihr gebührt Freiheit im edelsten Sinne. Sie ist kindlich und tief — die Gesetze ihres Lebens werden sie immer auf das Erhabene leiten. Niemand wird ihr auch helfen, als sie sich selbst! Sie gehört einer besonderen Weltordnung an, die wir aus ihr begreifen lernen müssen. Du wirst in Zukunft günstigere Mäße und eigene Freiheit haben, um dies zu beachten und Deinen edlen Platz an ihrer Seite zu finden. Auch das reicht mir zum Trost.“ Es sind edle Worte und große Empfindungen. Und Bülow nimmt sie mit nicht minderer innerer Größe auf. Trotzdem hatte er geschwankt, nach München zu gehen, bis Liszt noch einmal ihm zusprach. Dessen unbedingtes Zureden führte im eigentlichen Grunde Bülow nach München, wie wohl ihn auch der herrliche, tief ernste und unglaublich entwicklungsfähige junge Monarch mit mächtiger Sympathie in seine Nähe zog. So schied er aus dem Sternschen Konservatorium aus, wo H. R. Willmers sein Nachfolger wurde, und übergab den Konzertverein seinem Freunde Bronsart. Das Weiterblühen seiner jungen Schöpfung lag ihm ganz besonders am Herzen. „Das ist,“ schreibt er bald nach seiner Ankunft in München, „die einzige Seite, welche mich noch mit Berlin verbindet. Wenn ich doch etwas dazu tun könnte, daß das von mir

angefangene Unternehmen sich befestigt! Mein sehnlichster Wunsch ist, daß mich Feinde und Freunde nicht vermissen sollen, daß Herr von Bronsart meinen Platz ausfülle. Sobald ich höre, daß dieses erreicht ist, werde ich ungeteiltes Vergnügen empfinden.“ Und doch erkaltete sein Interesse an den Berliner Verhältnissen keineswegs. Umsoweniger, als es ihm ganz gewiß nicht leicht ward, sich in München zu akklimatisieren. Künstlerisch freilich hatte er vom ersten Augenblicke an die schönsten und freudigsten Eindrücke. Mußte er doch sein Amt beim Könige sofort antreten. Und es labt sich sein Herz an ihm und seiner Begeisterung. Und dann stand man unmittelbar vor der ersten Aufführung des „Fliegenden Holländer“, die Wagner selbst dirigierte. Bülow fand alles aufs sorgfältigste vorbereitet, das Orchester ausgezeichnet, fein und rein: „Der beste Geist beseelt alle und erhebt sie auf ein ausnahmeweises Niveau.“ Allerdings macht ihm sein leidender Zustand Sorge. So schreibt er am 20. Dezember an Bechstein: „Habe wieder zur Abwechslung ein paar Tage im Bette schwitzen müssen. Bin auch jetzt noch von gräßlicher Grippe geplagt. Weiß der Himmel, wie das hier werden wird, wie ich mich, ob ich mich akklimatisieren werde. Übrigens, ich will dem Wetter hier nichts Schlimmes nachsagen. Trüber Himmel, aber trockene, windlose Kälte. Mein Unwohlsein habe ich mir voraussichtlich in den kalten Zimmern geholt. Ich gäbe einen Ihrer Flügel um einen Berliner Ofen. Nun, das ist aufgeschnitten, ich will nicht blasphemieren. Der schöne junge König ist leider seit mehreren Tagen unpäßlich. Nimmt das Regierungsvergnügen gar so ernst und eifrig.

Strengt sich an. Reibt sich auf. Gott erhalte ihn. Wagner ist ebenfalls leidend, doch hat er sich bereits wieder zum Arbeiten ermannen können. Sein Konzert am Sonntag vor acht Tagen war ein noch größerer Triumph als der ‚Fliegende Holländer‘. Die Feindseligkeit, d. h. die stille Opposition ist übrigens in schönster Blüte. Es regnet Vorurteile, es schneit alberne Gerüchte. Zum Unterschied von anderen Orten ist nur das angenehm, daß man ruhig zusehen kann, abwarten. ‚Tristan und Isolde‘ wird im kleinen Residenztheater gegeben werden, vor eingeladenen Zuhörern von nah und ferne. Das große Publikum wird vorläufig ganz aus dem Spiel gelassen. Hornochsen! Musiker nicht viel besser. Kapelle ist etwas verständiger als Berliner, enthält aber doch auch viel faule Elemente. Es wird gründlich ausgeräumt werden, das versteht sich, aber sehr poco a poco. Ich für meinen Teil bleibe dies Jahr ganz aus der Öffentlichkeit weg. Beschränke mich auf Hofkonzerte, d. h. Königskonzerte. Fange an, mir die besseren Streicher aus der Kapelle auszulesen und sie einzuschulen für Kammermusikabende beim König.“ Aber diese Ruhe war ihm nicht vergönnt, gönnte er sich selbst nicht. Bereits am 25. Dezember spielte er im Odeons-Saale das Es-Dur-Konzert von Beethoven, ferner Mozart und Bach. Der König war entzückt, aber auch das Publikum. In der That, durch nichts konnte sich Bülow besser einführen als durch sein Spiel und zwar seines klassischen Programms. Ein Augenzeuge schreibt: „Bülow spielte göttlich — und alles in allem hat er auch wohl daran getan, aufzutreten: für Wagner, für das Publikum, für den König und für sich; aber beiden kostete es

gehörige Selbstüberwindung. Es ist kaum zu beschreiben, mit welchem Interesse der König der so ernstesten Musik folgte.“

Es war ein lichter Augenblick. Sonst fühlte er sich keineswegs froh und glücklich und sah wenig fröhlich in das neue Jahr, das unter wenig günstigen Auspizien seinen Anfang nahm. Neid, Intrige von allen Seiten. Die Zeitungen begannen mit allen möglichen Tatarennachrichten aufzuwarten, auch über Bülow. Es lag System darin. Aber vorläufig bedeuteten sie noch keine Gefahr. Bülow schrieb daher beruhigend nach Berlin: „Glauben Sie kein Wort von dem, was die Zeitungen lügen. Wagner ist im vollen Besitz der königlichen Gnade — weniger als je denke ich daran, den hochverehrten Meister zu verlassen, München aufzugeben. Noch heute vormittag war Wagner bei S. Majestät, die ihm betreffend Sempers Berufung definitive Aufträge erteilt haben. Ein bißchen Geduld — in ganz kurzer Zeit werden die unwiderleglichsten Tatsachen von oben her sprechen und alle Infamien der Presse niederschleudern, ohne daß man nötig haben wird, in diesen Kot herabzusteigen. Allerdings spinnen sich seit Wochen die frechsten Intrigen in den Vorzimmern, weniger in denen des Königs als in denen, — nun Sie wissen, der hiesige Hof ist kompliziert. Ferner bei Gelegenheit einer bayr.-sächs. Verbindung ist von seiten eines hohen Dante-Übersetzers alles mögliche versucht worden, Wagner zu stürzen. An dem ernstesten, charakterfesten Monarchen sind alle Verleumdungen und Versidien abgeprallt — sie werden aber auf die Urheber rückschettieren! — Wir haben Geduld und wünschen

vollständige Beschämung der Feinde — zu seiner Zeit. Wenn Sie etwas in Berlin erzählen müssen, so sprechen Sie vom Besuch bei Pfistermeister, vom Privatkonzert im Residenztheater usw. Das kann nichts schaden, im Gegenteil. Betreffs des Zeitungsklatfsches aber — diplomatisches Schweigen. Und — Wagners und meiner wegen wölkchenloses Behagen, indifferente Sicherheit! Kennen Sie meine Erregbarkeit nicht? Nun — ich bin fabelhaft ruhig — Sie müssen sehen. Nur meinen Namensbettel möchte ich aus dem Gedächtnis streichen oder meinen Vornamen ändern.“ Es war der Augenblick, wo die Angriffe sich stauten und in München in der Tat über die Frage der „Gnade oder Ungnade“ eine gewisse Erregung hervorgerufen hatten. Die Führerin im Streite war damals die „Allgemeine Zeitung“, die am 19. Februar den berühmten Artikel: „Richard Wagner und die öffentliche Meinung“ brachte und den Meister zu einer öffentlichen Kundgebung veranlaßte. Auch Bülow legte gegen die Verdächtigungen, die gegen die „Genossen“ Wagners geschleudert wurden, Verwahrung ein und erklärte ihren anonymen Urheber für einen „ehrlosen Verleumdner“. Diesen Vorwurf ließ freilich der Schreiber ruhig auf sich sitzen bis auf den heutigen Tag. Bülow aber ließ sich nicht irremachen. Er begann seinen Soireenzyklus zugunsten des Platendenkmals und machte damit „Sensation“. Der Erfolg tat ihm auch gesundheitlich wohl: „Mich hat die Geschichte gekräftigt und erfrischt. Habe mich eine Woche mit Spielen ermüdet und ein ziemliches Quantum Galle dabei abgeschüttelt.“ Und alsbald trat er seine Konzertreise an, die ihn zunächst nach Utrecht und Amsterdam

führte. Es war ein Triumphzug, wie er ihn lange nicht erlebt. Auch in Berlin wurde er bejubelt, in Löwenberg mit der alten Herzlichkeit aufgenommen. Die größte Freude aber bereitete ihm Jena, wo er an zwei Abenden spielte, aus Dankbarkeit und — aus anderen Gründen. „Es wird,“ so schreibt er an Bechstein, „angebahnt, einen gewissen Herrn in München nächstens zum Ehrendoktor zu kreieren. Die Sache wird Schwierigkeiten machen, weil die Philosophen sich jetzt in den Haaren liegen und eine Einstimmigkeit nur durch große List erreichbar sein würde.“ Er wollte nämlich die Verse Lügen strafen, die Wagner vor Jahresfrist bei seiner Durchreise durch München auf sich selbst geschrieben:

„Keinen Hund hinterm Ofen entlockt’ er,
Universitäten nicht ’mal ’nen Dokter!“

Am 2. April kehrte er nach München zurück. Es war die höchste Zeit. Denn ihm war eine Aufgabe gestellt, die damals in der Tat nur er zu lösen vermochte, die Orchesterleitung bei der Aufführung des „Tristan“ — wie Wagner selbst meinte, „als sein zweites Ich“. Nun reifte der Lohn aus seinen Mühen, von denen Wagner erklärte, „er habe das Unmögliche geleistet, indem er einen spielbaren Klavierauszug dieser Partitur zustande brachte, von dem noch keiner begriffe, wie er dies angefangen habe“. Und er war mit voller Seele dabei. Am 10. April um 8 Uhr 40 vormittags gebar Frau Cosima die dritte Tochter — Isolda — um zehn Uhr hatte Bülow die erste Orchesterprobe. Wagner hat später einmal gesagt: „Ich hatte eine kurze Zeit, in welcher ich wirklich zu träumen

glaubte: es war dies die Zeit der Proben des ‚Tristan‘. Zum ersten Male in meinem Leben war ich hier mit meiner ganzen vollen Kunst wie auf einem Pfuhl der Liebe gebettet.“ Auch Bülow schwebte damals in einer anderen Welt. Er war nicht bloß von seiner Aufgabe durchdrungen, sondern auch vom höchsten Glücksgefühl getragen: „So mitten in der ununterbrochensten Thätigkeit befinde ich mich paradiesisch wohl wie nie.“ Er freute sich des Orchesters, das unter seiner Leitung „folgsam und gutwillig“ war. „Sie haben gleich gemerkt, daß ich Sporn und Zügel zu handhaben verstehe, und der erforderliche Respekt ist vorhanden.“ Und schon im April meint er: „Es wird prachtvoll, musterhaft gehen.“ Aber freilich außerhalb des Residenztheaters, wo zunächst die Proben stattfanden, ging das alte Intrigenspiel weiter, und Bülow meinte mit Recht: „Nein — das Gefindel! Sie machen sich keinen Begriff von dieser Frechheit und Gemeinheit! Abgesehen das Kabinett wankt und Pfistermeister attachiert sich leidenschaftlich an den fest gebliebenen Wagner.“ Aus dieser Stimmung heraus, die immer die herrschende blieb und sich immer mehr steigerte, je näher der Termin der Aufführung kam, ist auch die wachsende Feindseligkeit gegen Bülow zu erklären. Mit allen Mitteln sollte jene vereitelt werden. Konnte man Wagner nicht vertreiben, so wollte man es bei seinen Freunden versuchen. Vor allem bei Bülow. Man wußte recht gut: mit seiner Person stand und fiel die Aufführung. Überall hatten die Gegner ihre Spione und Helfershelfer. Da gebrauchte einmal Bülow gegenüber dem Maschinist Benkmeier, der gegen die Ent-

fernung der vordersten Sitzreihe Bedenken erhob und die Sorge für die Theaterkasse markierte, einen sehr scharfen Ausdruck auf die „voraussichtlichen Inhaber dieser Plätze“ — einen Ausdruck, der in Berlin geläufiger war als in München. Die Äußerung war im Privatgespräch gefallen, und zwar im Halbdunkel hinter der Szene. Penzmeier aber hielt sich für verpflichtet, sie zu offenbaren — und der Skandal war fertig. Die Münchener Volksseele geriet ins Kochen, und die Blätter schlugen Lärm. Bülow wußte freilich durch eine ebenso geschickte wie offene Erklärung den äußeren Lärm zum Schweigen zu bringen. Doch in den Zeitungen und zumal Witzblättern kehrte sein geflügeltes Wort immer wieder.

Aber das gehörte alles in die Außenwelt. Die Proben waren eine Welt für sich: vormittags das Orchester, abends die Solisten bei Bülow am Klavier. Alles unter Wagners Leitung und Einfluß, der die volle Routine des Kapellmeisters und die außerordentliche Kunst des Regisseurs bewährte, wie sie damals noch kaum ein anderer besaß. Und vom warmen, gemütvollen Humor bis zu fast visionärer Offenbarung war immer nur ein Schritt. Er selbst aber erlebte sein Werk, vor allem durch die „edle Zwei“, die völlig darin aufging, durch Bülow und Schnorr von Karolsfeld. Es war selbstverständlich, daß sich Wagner zu dem Darsteller seines Helden für den Augenblick wärmer hingezogen fühlte als zu Bülow, obwohl ihm dieser mit dem Taftstock und am Klavier dieses Aufgehen in seinem „Tristan“ erst ermöglichte. Und er hatte das Orchester in der Hand. Freilich gab es auch hier Parteien, und der Kriegsruf — „hie Rächner — hie

Wagner“, wandelte sich in den anderen „hie Lachner — hie Bülow“! Im übrigen war Lachner in der Kapelle keineswegs beliebt gewesen, und Bülow flößte durch sein Können und sein Wesen, trotz aller Hefigkeit, Achtung ein. Er kannte das Werk, und seine Leitung hatte Geist und vor allem Methode. Er nahm, ehe er die Proben mit dem Gesamtorchester begann, die einzelnen Instrumentalgruppen gesondert vor. Das war freilich viel Arbeit für ihn. Oft ist er den ganzen Tag nicht aus dem Theater gekommen. Und doch gab gerade sein rastloser Eifer den Gegnern weiteren Grund, gegen ihn zu frondieren, wenn sie auch ihre Feindseligkeit mit der angeblichen Loyalität gegen Lachner deckten. Der Führer der Fronde, der Bülow sein Amt am meisten zu erschweren suchte und gegen ihn mit allen Mitteln hegte, war Franz Strauß, ein vorzüglicher Hornbläser, der als Eingeseffener mit allen Allüren der sogenannten Alt-Münchener Art und als Verwandter reicher Brauer sich mehr als andere herausnehmen zu dürfen glaubte. Indessen kamen auch diese Stimmen allmählich zum Schweigen — vor Bülow's Kunst und noch mehr vor der Achtung und Bewunderung, die im Orchester für ihn persönlich erwachte. Denn er wuchs selbst mit seiner Aufgabe, er spielte gleichsam den Tristan, mit diesem wahrhaft herrlichen Orchester wie eine Beethovensche Sonate.

So kam der elfte Mai und die Generalprobe, zu der schon eine zahlreiche Schar von Gästen sich eingefunden hatte. Von den Freunden des Meisters fehlten nur zwei — Liszt und Cornelius. Wagner war vor Beginn der Probe ins Proszenium getreten, um allen Mitwirkenden in seiner Art

zu danken: „Die Aufgabe ist gelöst, und die Erlösung des Künstlers ist erreicht — Vergessenheit! Vergessenheit seiner Person! Wie gerne sähe ich mich selbst vergessen. — Dieses beglückende und befreiende Vergessen rufe ich jetzt auch für meinen teuren Freund an, der einen Ehrenplatz an ihrer Spitze einnimmt: möge auch seine Person über seiner Leistung vergessen werden, der Sie gewiß mit mir die vollste gebührende Anerkennung zollen!“ Auch Bülow sprach und brachte dem Orchester seine Bewunderung dar: „Der echt künstlerische Eifer, der ideale Ernst, die liebevolle, selbstvergessene Hingebung an die Sache, welche ich an jedem einzelnen dieser verehrlichen Korporation kennen gelernt, hat mein Herz hoch erhoben.“ Und er schloß: „Bewahren Sie mir gütigst für die öffentlichen Aufführungen das ehrende Zutrauen und die freundliche Unterstützung, die Sie mir während der Proben erwiesen haben — dem zeitweiligen Dirigentenstab Richard Wagners.“ Aber gerade in dieser Bescheidenheit lag das Charakteristische seiner Leistung und seiner Stellung zu Wagner. Sobald er den Taktstock erhob, begann jene wundersame Mischung von Energie und Magik zu wirken — auf Künstler und Zuhörer. Er dirigierte auswendig. Kannte er doch die Partitur bis in ihre kleinsten Feinheiten, die er miterlebend zum Leben rief. Hier brauchte nichts hintergeheimnißt und nichts hervorgeholt zu werden — es galt nur, die Intentionen Wagners zu erkennen und ihnen unbedingt zu folgen. Aber gerade diese Treue der Wiedergabe war es, die dem Werk zum vollen Sieg verhalf.

Und den brachte bereits die Hauptprobe, die füglich als

„die Premiere“ gelten darf, wenn auch zwischen ihr und der ersten öffentlichen Wiedergabe ein Monat liegt.

Denn unmittelbar nach der Hauptprobe erkrankte die Darstellerin der Isolde, und ihre Genesung zog sich von Woche zu Woche hin. Eine neue schwere Gefahr für das Werk, eine unerhörte Geduldprobe für die Mitwirkenden, eine Zeit der Pein für Bülow! Und doch war er vor allem bemüht, den zahlreich erschienenen Freunden und Gästen über die Wartezeit hinwegzuhelfen. Fast jeden Morgen erschloß sich ihnen sein Haus, und man darf sagen, jeder bedeutete eine musikalische Matinee. Die Nachmittage und Abende versammelte man sich in Wagners Heim, und auch hier lag die Hauptlast der musikalischen Unterhaltung auf Bülow. Dazu die feindliche Presse, die sich in Verunglimpfung seiner Person nicht genug tun konnte. In der That, wenn er nervöser war als andere Menschen, denen ein glücklicheres Gleichmaß von Kräften verliehen war, so muß man sagen, daß seinen Nerven auch das Schwerste zugemutet wurde. Aber er hielt aus und war stets am Platze. Auch sein Humor hatte allerbeste Zeit. Zu den Presseäußerungen schwieg er. Nur als der Bunsch schrieb: „Wir wissen nicht, ob Bülow zu dem alten Geschlecht derer von Bülow verwandt ist. Romisch ist's jedenfalls, daß das Geschlecht derer von Bülow folgende Devise führt:

„Die Tugend und die Höflichkeit
Adelt den Menschen allezeit —“,

hat er kurz und treffend erwidert: „Die Devise unserer Linie lautet: Alle Bülow'n ehrlich.“

Und dann der 10. Juni — die erste Aufführung! Die große musikalische Tat! Und Bülow hat seinen guten Teil daran. Selbst die feindliche Presse mußte zugestehen, daß die Leitung des Orchesters unergleichlich war. Der Kunstmalers Resch zeichnete eine Karikatur Bülows in verschiedenen Phasen seiner Direktion. Er hatte darunter den Namenszug Bülows mit einem Schnörkel versehen, in welchem Hund und Schwein miteinander verknüpft waren. Der Punsch brachte die Bilder unter dem Titel: „Die neue Epoche“ oder „Nicht nur Text und Musik, sondern auch Text, Musik und Dirigent müssen ineinander verschmelzen.“ Wie richtig das war! Wie wurde zum Lobe, was Spott sein sollte. Bülow war, wie der Schöpfer des „Tristan“, seiner Zeit vorausgeeilt. Julius Große, der das Sturmlaufen Paul Heysses und seiner Getreuen gegen Wagner nicht mitmachte, sagte damals: „Für diese Musik muß die Natur andere und bessere Organe schaffen, und sie schafft dieselben durch die Mütter der nächsten Generation. Nur auf diese Weise bürgert sich das Neue und Gewaltige ein — in der Musik und ebenso in der Literatur. Schiller und Goethe wurden erst von der dritten Generation allgemein populär, vorher herrschte Kozebue.“ Dreier Generationen freilich hat es nicht bedurft. Aber der beste Lehrmeister der ersten und zweiten Generation war — Bülow.

Die weiteren Aufführungen schon brachten ein Steigen des Verständnisses. Nach der dritten Vorstellung begannen sich dann die Gäste zu zerstreuen, Wagner ging mit Frau von Bülow nach Tegernsee, während er sich nach Baden-Baden flüchtete, um sich dort zu erholen. Aber nur wenige Tage waren ihm vergönnt. Denn noch einmal verlangte der König

nach dem „Tristan“, und so hob am 1. Juli Bülow wieder den Taktstock. Er schreibt darüber am anderen Tage: „Gestern war die letzte Vorstellung, die vierte oder fünfte, wenn man die öffentliche Generalprobe mit einrechnet. Mit Ausnahme der ersten und zweiten Rangloge, also mit Ausnahme des eigentlichen Pöbels, vollbesetztes Haus, wiewohl mit aufgehobenem Abonnement. Schnorr nach jedem Akt zweimal hervorgerufen, der Komponist am Schlusse dreimal. Hm! Wagner hat von seinem schwierigsten, unter den bestehenden faulen Verhältnissen exzentrischsten Werk die beste Aufführung erlebt und den reinsten und höchsten Erfolg. Und — in München!!! Ja; aber nun ist auch München das Zentrum jeder künstlerischen Bewegung, wie mancher anderen (die Zukunft wird's lehren) geworden. Und ich sollte nach dem Orte, wo die Juden mauscheln, wo Offenbach und Meherbeer ihre Hauptaltäre haben, zurückkehren mögen? Wahnsinn! Wenn ich den Schmerz hätte, Wagner oder König Ludwig II. zu überleben, ich ginge mit Frau und Kindern nach Persien! Bis dahin flebe ich hier fest, was nicht hindern wird, daß ich im nächsten Winter Bechstein in Holland, Belgien und Norddeutschland ruiniere.“ Damit wies er die aufgetauchten und ihm gerade durch seinen Freund Bechstein übermittelten Gerüchte schlagend zurück, als wolle er München in Folge der wütenden Angriffe den Rücken und reuig nach Berlin zurückkehren. Er hatte schon früher im gleichen Zusammenhange gemeint, er spräche täglich die ersten Worte aus „Werters Leiden“! Sie lauten: „Wie froh ich bin, daß ich weg bin.“ Doch jetzt waren diese Zeitungslügen ihm willkommen, und er

wünschte sie weiter verwertet: „Es wäre mir angenehm, wenn die verschiedenen Berliner Gerüchte, von denen Sie mir erzählen, einen Ausdruck in der Klatschpresse fänden. Es könnte nichts schaden, wenn das schlechte Volk in München erführe, daß ich nicht eine ganz wertlose Ware ohne alle Nachfrage bin, daß man mich nicht eben aus Berlin hinausgeschmissen hat, sondern vielmehr nicht unzufrieden sein wird, wenn ich zurückkehrte.“

Doch in München fand er Arbeit in Fülle. Der König hatte eine Holländer=Aufführung mit Schnorr als Grif befohlen und eine „Separataudition“ mit dem Finale des „Rheingold“, der großen Szene aus den „Meisteringern“, den „Schmiedeliedern“. Die letztere leitete Wagner selbst, die erstere dirigierte Bülow. Der König hatte ihm in einem sehr warmen Handschreiben für den „Tristan“ gedankt. Sonst aber war seine ungeheure Tätigkeit wenig ertragreich gewesen. Und es ist bezeichnend für seine eben durch äußerste Selbstlosigkeit geschaffene Lage, wenn er Bechstein schreibt: „Am 18. (Juli) spiele ich vielleicht in Wiesbaden, um Reisegeld zu gewinnen.“ Er brauchte es für die Fahrt nach Pest, wo er bei dem dortigen Feste mit Liszt zusammentreffen sollte. Dessen Fernbleiben vom „Tristan“, schmerzlich für ihn, schmerzlich für Wagner, und vor allem für Hans und Cosima, war eben nur die Folge seiner tragischen Stellung zur Fürstin. Er hatte vor kurzem die Weihen genommen und war von nun an „Der Abbé Liszt“. Aber daß er in München fehlte, das hatte doch in Bülow einen gewissen Groll geweckt, der erst in der Nähe des einzigartigen Menschen wich.

Anders verhielt es sich mit einem anderen, der in merkwürdiger und fast naiver Verquickung von Geldmangel und Selbstständigkeitsgefühl Wagner und seinem Werke gegenüber von München in den Tristantagen fern geblieben war — Peter Cornelius. Der Meister hatte ihn, den er nach München gezogen, dem er ein Jahresgehalt aus der Kabinettssasse gesichert, schmerzlich vermißt und lange unter seinem Fernbleiben gelitten. Für ihn war es eine Frage des Herzens gewesen. Bülow spielte in ritterlicher Weise den Vermittler, und zumal auch seine Frau hat Cornelius' altes Verhältniß zu Wagner wieder herzustellen gesucht. Indessen hatte er doch eine Art von Felonie darin gesehen, und er fertigt das aufklärende Schreiben Peters mit den kurzen, aber vielsagenden Worten an Pohl ab: „Eben schreibt mir Cornelius sehr romantisch-glücklich, resignierend auf weitere Münchener Zukunft. (Tausend fl. eventuelle Ersparnis.) Nächstens mehr.“ Dann aber siegte doch sein musikalisches Gerechtigkeitsgefühl, und er verzieh dem Freunde eine Schwäche, deren er selbst freilich unfähig gewesen wäre. Nicht weil er den eigenen produktiven Drang nicht auch gefühlt hätte. Gerade in der Tristanzeit regte sich wieder das Sehnen nach eigener „Weise“ — und selbst nach eigenem „Wort“. Auf einem Brief an seinen Freund Bechstein findet sich in Bleistiftsfizze der erste Entwurf einiger Strophen:

„Ich kann wohl manchmal singen,
Als ob ich fröhlich sei,
Doch heimlich Tränen dringen,
Da wird das Herz mir frei.“

So lassen Nachtigallen,
Strömt draußen Frühlingsluft,
Der Sehnsucht Lied erschallen
Aus ihres Käfigs Gruft — — —“

Und Wagner selbst hatte, da er auf Veranlassung Cosimas Kleists „Prinz von Homburg“ gelesen, Bülow aufgefordert, eine Overtüre dazu zu schreiben, wozu er selbst jetzt nicht käme. Aber wenn er mehr und mehr auf eigene Kompositionen verzichtete, reproduktiv war er nie. Auch bei künstlerischen Leistungen, die man für gewöhnlich in diesem Sinne zu fassen pflegt, erhob er sich zu schaffender Kraft. In diesem Sinne ist sein Briefwechsel mit Cornelius über dessen psychologisch ja sehr interessantes Zurückziehen von Wagner und Tristan, der ihn durch die monumentale Größe erschreckt und die eigene Kraft ängstlich bergen hieß, für beide im hohen Grade charakteristisch. Rührend der eine, groß und ritterlich der andere.

Doch weder Bülow noch Wagner hatten Zeit, über den guten Cornelius, der sich wie der „reiche Jüngling“ dabongeschlichen, viel nachzudenken. Der Meister hatte damals fünf Menschen, die ihn voll begriffen, die ihn und seine Kunst nicht bloß erfaßten, sondern in ihr aufgingen: Liszt, den König, das Bülow'sche Paar und Schnorr von Karolsfeld. Und dieser starb am 21. Juli. Noch kurze Zeit hätte er in seinem Dresdner Engagement ausdauern sollen, um dann für immer nach München überzusiedeln und dort seine wunderbare Begabung ganz in den Dienst der Wagnerschen Kunst zu stellen. Da riß ihn der Tod dahin. Der Meister eilte, nur von seinem Bülow begleitet,

nach Dresden. Als sie eintrafen, war der Sänger schon bestattet. Ohne Aufenthalt kehrten sie nach München zurück. Es geschah in fliegender Hast. „Ich bin,“ schreibt Bülow unmittelbar nach seiner Rückkehr an Raff, „noch ganz betäubt — moralisch — die physische Ermüdung hat mich noch nicht ins Gleichgewicht gebracht.“ Aber zu dem persönlichen Schmerze kam die Erkenntnis über den Schlag, der die Wagnersche Sache getroffen, der dadurch völlig veränderten Lage, die ihm keine Zeit ließ, zu trauern. In dieser Empfindung äußerte er zu Bechstein: „Die letzte Vergangenheit war wiederum sehr traurig. Den entsetzlichen Verlust, den wir erlitten, werden wir nie ver-schmerzen können. Kein schlimmerer Schlag vermochte uns zu treffen. Doch das Leben will: weiter, vorwärts! Man hat keine Zeit, sich der Trauer zu überlassen.“ Er empfand da genau wie Wagner, nur daß dieser in dämonischer Trauer meinte, was er schon bei Blandinens Tod gefühlt: „Das Schicksal kann mich nicht unterliegen, aber es vergreift sich an meinen Getreuen. Sobald sich ein Mann, ein wirklicher Mann, der für sich allein eine unberechenbare Kraft darstellt, mir rückhaltslos hingibt, so bin ich sicher, daß es sich seiner bemächtigt. Aber wenn man mit dem Schicksal Krieg führt, darf man nicht rückwärts blicken, sondern vorwärts.“

Die Tage, die Bülow noch in München weilte, widmete er dem Trost und der Ruhe Wagners, und es gab vieles zu richten und zu fördern. Denn in der Tat, das Leben ging immer weiter. Am 8. August begab er sich dann mit Gattin zu jener „freundlichen Episode“, wie er meinte, nach Pest. Aber es war keine Episode, die sich

dort abspielte, sondern ein Augenblick von größter Bedeutung. Er kam unmittelbar von den so tragisch ausklingenden Tristantagen, um das Wiedersehen mit Liszt zu feiern, der seelisch ein Schiffbrüchiger war, aber in dem Heiligtum am Strande seine Botivgabe aufgehangen hatte. Und zwar eine doppelte: den Verzicht auf sein Lebensglück und seine „heilige Elisabeth“. Er kam nach Ungarn zu einer Nationalfeier des 25 jährigen Bestehens des Pest-Ofeners Musikkvereins und des Konservatoriums. Seine Werke, ja er selbst, wurden der Mittelpunkt des Festes. So sah ihn Bülow in einem gleichsam neuen Rahmen wieder. Freilich in der Tracht des Abbé, dem äußeren Zeichen seiner tiefsten Resignation. Liszt selbst aber erlabte sich an dem Wiedersehen mit ihm und vor allem seiner Tochter, am heimischen Boden und an der liebevollen Begeisterung, die ihm sein Volk erwies.

Und Bülow hatte recht, wenn er Liszts Stimmung folgendermaßen charakterisierte: „Er befindet sich sehr wohl, und seine Umgebung, seine Nation wie seine Familie sind überaus glücklich.“ Noch vor kurzem hatte Liszt aus der Villa d'Este an die Fürstin geschrieben: „Es gibt nur Eines, Tränen und Gebet! Durch unsere Tränen strahlt das Licht des Kreuzes in seinem herrlichsten Glanz!“ Nun ist er wieder Vater, Freund, Musiker und Maghar, und Bülow freut sich, ihn so zu sehen, freut sich über die Begeisterung der Magharen, denen er die Stellung der Deutschen, ja „die Verpestung Deutschlands gegen Liszt“ gegenüberstellt. Aber er kann nicht mitfeiern, sich mitfreuen, außer in der Tat. So entsteht sein Artikel über „Franz Liszt und die heilige Elisabeth“, über das

doppelte Jubelfest: das künstlerische und patriotische. Er faßt jenen darin völlig als Ungarn: „Der größte Künstler des Landes und zugleich einer der hervorragendsten des Jahrhunderts wie der gesamten Geisteswelt legte eine der reifsten Früchte seines Genius auf den Altar der Nation nieder. Und so möchten wir mit Beziehung auf die mit teilweise so hartem Andank belohnten Wohltaten, die Liszt seinem Stiefvaterlande Deutschland erwiesen, diesem heute zuzurufen: Wer den besten seiner Nation genügt hat, der hat gelebt für alle Nationen.“ Mit nicht minder glänzenden Strichen stellt er den „Bruder Franziskus“ richtig ein, indem er sagt: „Dank sei der Kirche, die ihn in ihren Schoß aufgenommen und, indem sie ihn vor lästigen Behelligungen mütterlich beschützt, ihm die Mittel gewährt, ihm die geistige Freiheit gestattet, ganz seinem Genius zu leben und Werke zu schaffen, welche, wie die Elisabeth-Legende, eine so schöne innere Harmonie im Geiste ihres Autors widerspiegeln, daß jeder unbefangene andächtige Zuhörer ihren Reflex als wohlthätigen Eindruck tief empfinden muß.“ Und begeistert spricht er von der „Heiligen Allianz“ von Religion und Tonkunst, der jüngsten der Künste, die hier von Liszt in einer neuen Form des Oratoriums eine gewaltige Förderung erfahren. Und er schildert das Werk und seine Form als ein glanzvolles Seitenstück zu der genialen Tat Richard Wagners, welcher der Oper durch die dichterische Verwertung des Mythos eine würdige Zukunft bereitet hat. Noch mehr, mit genialer Hand weist er auf Calderon zurück, der es verstanden, Opern und Oratorien ohne Musik zu schreiben. Es war eine Huldigung vor dem Genius

Liszt's und seinem neuen Weg, wie sie schöner nicht gedacht werden kann. Und doch war darin, wie er selbst schreibt, manches zwischen den Zeilen zu lesen. Aber das ist der Musiker in ihm, der bei Liszt nicht die volle absolute Geschlossenheit fand wie bei dem Schöpfer der Meistersinger. Noch unter dem Eindruck von Pest schrieb er an Pohl, der Ähnliches gesagt und in der Besprechung der „heiligen Elisabeth“ allzubiell Licht gesehen hatte: „Konntest Du Dir nicht denken, daß in der komparativen Werthschätzung von ‚Préludes‘ und Tristanvorspiel jeder vernünftige Zukunftsmusiker mit Dir übereinstimmen muß?“ Aber von einem war er damals voll durchdrungen, von der unsäglich reinen und frommen Poesie, die über der „heiligen Elisabeth“ liegt.

Dann hörte er den ersten Teil der „Dante-Symphonie“, die er geistig neben die Faust-Ouverture stellte, sah Liszt selbst wieder am Klavier und am Dirigentenpult und zollte ihm die höchste Bewunderung: „Er spielt das Orchester beinahe ebenso schön, als er Klavier — spricht (Klavierspielen möchten wir, auf Franz Liszt angewendet, beinahe als Blasphemie bezeichnen). Sein Prinzip in Handhabung des Taktstockes wäre kurz dahin zu resümieren: Der Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig.“ Worte, die ihm selbst mit vollem Recht gebühren als Dirigenten und Pianisten. Ihn aber freute es, mit Liszt zusammenzuspielen, sowohl in Pest als später in Szeged, wo das Volk sich am Abend zu Tausenden vor Liszt's und seiner Kinder Wohnung versammelte. Da ließ der Meister seinen Flügel ans Fenster rücken und spielte mit Hans den „Rakoczy-Marsch“. Und das Volk lauschte

freudig den Tönen, die aus dem Fenster hinausflangen in die Nacht.

Diese ungarischen Erlebnisse steigerten in Bülow die Lust zu eigenem Spiel, und er entschloß sich, Anfang November auf vier Wochen nach Berlin zu gehen und von dort aus seine Konzertreisen zu unternehmen. „Schöne Flügel!“ schrieb er, dieses meldend seinem Freunde Bechstein, „ich spiele jetzt auch schöner. Sie wollen's nicht glauben? Ich bin, nachdem ich Liszt wieder gehört, wieder ganz verflucht bei Tadel! Ich werde Ihnen alle Schwanzer und Schlottmänner tot spielen, daß die Stücke nur so herumfliegen! Dieses Renommieren hab' ich auch in Pest gelernt.“ Doch war er von den schönen Tagen wiederum krank nach München zurückgekehrt. Infolge einer starken Erkältung hatte er sogar auf das Projekt, seinen Schwiegervater nach Venedig zu begleiten, verzichten müssen. Aber die Konzertreise hatte auch einen anderen Grund, über den er offen an Pohl schreibt: „Dazu kommt Geldklemme. Deshalb versuche ich nächsten Monat eine Konzertreise nach Berlin usw. Mit Unterrichtgeben ist hier absolut nichts zu verdienen —.“ Das war freilich begreiflich, da er in der Woche sechs Gratislektionen erteilte. Noch mehr. Er hatte völlig recht, wenn er einmal sagte, daß er seinen Ehrensold aus der Kabinettstasse in wenigen Monaten abgedient. Zumal jetzt, wo seiner eine neue Arbeit harrte, die gewissermaßen ausführen sollte, was Wagner in seiner Denkschrift über die „Errichtung einer deutschen Musikschule“ in großzügiger und von organisatorischer Kraft zeugenden Weise dargelegt hatte. Bülow handelte in direktem königlichen Auftrag, als er den Etat dafür entwarf

und eine Übersicht über diejenigen Instrumentalkünstler und Lehrer gab, die von auswärts zu berufen waren. Eine mühevolle und selbst peinliche Arbeit, weil er nicht bloß mit den bisher vorhandenen, sondern auch mit den neuberufenen Kräften rechnen mußte. Denn in bezug auf die letzteren ging er mit Wagner nicht einig und unterschätzte da, wo Wagners Herz allzusehr mitgesprochen hatte. Und es ist selbst fraglich, ob er das Richtige getroffen hätte, wenn er Berufungen wie die seines Freundes Pohl hätte durchsetzen können. In diesem Sinne schrieb er ihm: „Wie wert Du mir bist und wie oft ich an Dich denke, brauche ich Dir nicht aufs neue auszugießen, wollte der Himmel, ich hätte Dich hier. Statt der Borges und Cornelius, dieser Bummel ohne alle Aktivität. Aber was kann ich dazu tun? Ich habe sie ebensowenig hierhergerufen wie den Gesanglehrer Schmitt. Hätte ich die Macht, ich würde die Sache hier organisieren, daß nichts Unorganisches mehr herumliefe. Aber — aber schweigen wir jetzt von München. Wenn nicht bald — baldigst — eine große Tat (Dekret) kommt, so lege ich mich auf Konzertreisen, bis ich Rentier geworden bin. Nun, heute ist der Himmel trübe, vielleicht sehe ich nächster Tage rosiger. Glaube übrigens nicht, daß ER (R. W.) nicht mit aller Entschiedenheit aufgetreten ist: jetzt ist es an den Höhergestellten, zu dekretieren. Wäre er nicht in den Klauen einer unantastbaren elenden Sippe, es wäre schon längst geschehen. Vorläufig abwarten, Tee trinken und nichts plaudern! Nur Dir gegenüber mache ich eine Ausnahme. So Gott will, hörst Du bald Erfreuliches von einer Umgestaltung der Dinge, die freilich radikal sein muß.“ Man

sieht, diese Fragen beschäftigten ihn außerordentlich lebhaft. Er mußte nach allen Seiten hin unterhandeln. Dabei dachte er zuerst an die Freunde und wog das Für und Wider besonders strenge ab. Gerade auch Pohl gegenüber. „Ich kann Dir nicht,“ meinte er im gleichen Briefe, „wie ich wünschte, hierher verhelfen, und wer weiß, ob Du Lust dazu hättest auf die Dauer. Denn wenn hier etwas Ordentliches zustande kommt, müssen die Betreffenden furchtbar büffeln, und Deine Gesundheit würde das nicht aushalten. Und dann die ‚Pefunia‘. Grandaur ist für die Redaktion der Zeitung mit 600 fl. angesetzt, für Vorlesungen der Musik mit 4—500. Wenn er nicht bereits hier lebte, könnte man ihn dafür nicht berufen. Doch ich gebe nicht jede Hoffnung auf, daß wir Dich auf die eine oder andere Weise hieherziehen. Nur müssen wir erst für uns Licht haben und wissen, wo wir stehen. Ich sage ‚wir‘, ohne damit das ‚Wir‘ zu meinen, welches Raff in Weimar seinerzeit so vielfach mißbrauchte.“ Und er kam noch einmal auf Borges und Cornelius zurück: „Wäre Borges nicht so faul und breitmäulig, ich könnte ihn allenfalls zum Elementarlehrer im Klavierspiel schulen. Cornelius wird für sein Gehalt ohne Dienstleistung natürlich den kontrapunktistischen Unterricht zu geben haben, aber seine neuen Liederhefte (Schott) trotz manch wahrhaft poetischer Einzelheiten haben mir Mißtrauen gegen die Logik seines musikalischen Denkens und Empfindens eingeflößt. Und sein Schwanken, seine Halbheit, sein albernes kritisches Verhalten zum Tristan, den er nicht begreift! Na, wollen sehen.“ Er selber fühlte die Ungerechtigkeit und selbst Zügellosigkeit seines Urteils und bittet Pohl, es

nicht zu gewichtig aufzunehmen. „Ich bin,“ meinte er, „noch todmüde von dem gestrigen Tage, wo der Teufel alle die Kerle der Vergangenheit und Pseudogegegenwart zu mir führte und ich an Hirn und Gehör zermartert ins Bette stieg. Ich kann eigentlich nur noch meine Frau um mich haben und hie und da Wagner, wenn ich recht wohl bin.“ Es ist ein Ausschnitt aus Bülow's Werk und Tag, ein Bild von den Quälereien, die ihm die Organisation des Münchener Musikwesens verursachte, ihm — und dem Meister. Und man möchte sie beklagen. Denn dafür waren beide zu gut, wenn auch Liszt gerade diese Frage für sehr wichtig hielt und Bülow zu positiver Mitarbeit riet. Denn sein Interesse an dem bayerischen Hof und dem Schicksal Wagners war trotz aller Einflüsse am Monte Mario sehr groß. Bülow hatte ihn unter dem Münchener Treiben, das rascher, als alle ahnten, dem Ende entgegenging, nicht vergessen und zusammen mit Cosima die ersten Schritte getan, seiner „heiligen Elisabeth“ den Weg nach München zu bahnen. Er deutet dies selbst mit den lakonischen Worten an: „Kleine Intrigen vorgenommen. Unter uns. Liszt soll die heilige Elisabeth unserem König widmen, und dann soll eine Aufführung dieser und anderer Werke von ihm diesen Winter hier zustande kommen. R. W. einverstanden. Aber die Fürstin wird Gegenminen anlegen; sie hat ihren Kopf dareingesetzt, daß die heilige Elisabeth ‚Manioletten‘ dediziert werden soll. Ich denke, wir werden mit ihr ebensogut fertig, wie mit Herrn von Perfall, der vielleicht noch Stalldirektor, aber niemals Konservatoriumsmeister werden wird. Daß es in der Brendelschen gestanden, ist sehr gut, jede Ente ist uns

willkommen, und an eine Berichtigung denken wir nicht.“ Sie wäre auch falsch gewesen. Denn in letzterem Punkte täuschte er sich. Wohl hat Liszt sein Oratorium dem König gewidmet und Bülow es in der Tat zur Aufführung gebracht. Aber Persall ist doch Direktor des Konservatoriums geworden, und noch mehr. Und als Bülow dies schrieb, zogen sich bereits die Wolken über Wagner zusammen. Weder er noch seine Getreuen ahnten, daß er wieder vor einer Katastrophe stand, die im Grunde durch nichts hätte aufgehalten werden können und im gewissen Sinne wenigstens für Wagner und sein Schaffen heilsam war. Denn wer weiß, ob er in München, in „steter Sonnennähe“, die Ruhe zur Vollendung seiner Werke hätte finden können. Die Münchener Tage werden trotz allem Schönen eine Zeit des Hastens und der Unruhe, der Störungen von außen und des dadurch verschärften und nur noch schmerzlicher gestalteten inneren Konflikts. Auch das Verhältnis von König und Künstler hätte auf die Dauer nicht in dieser verzehrenden Heißglut fortbestehen können. Zwar tat Wagner alles, den Geist des jungen Freundes in ruhige, stete Bahnen zu lenken. Aber das war schwer, und mit der Zeit wären dabei größere Gegensätze unvermeidlich gewesen. Der vermittelnde Geist war ohne Zweifel Bülows Gattin, die, so feurig sie alle Fragen verfocht, doch mit kluger Staatskunst die Dinge lenkte. Sie war Wagners Sekretärin, durch ihre Hände ging auch der Verkehr mit dem Kabinett, ja mit dem König selbst. Sie griff in die Organisationsfragen emsig ein, vor allem in die Gründung der neuen Zeitung, die sie für notwendig hielt und in der sie eine Waffe sah; darin ganz die Tochter

ihres Vaters. Sie führte einen guten Teil von Wagners Korrespondenz und war in allen Fragen seine Egeria. Die Briefe an den König, die sie in Wagners Auftrag schrieb, werden uns einst ein Bild ihrer rastlosen Tätigkeit zu geben vermögen.

Genug! Bülow trat ahnungslos eine Konzertreise nach dem Norden an, vor allem, um sich dadurch die nötigen Mittel zu seiner Münchener Stellung zu gewinnen. Denn er hielt es für seine Aufgabe, alle seine Kräfte den Verpflichtungen des Postens zu widmen, zu dem er an Seite Wagners als dessen Exekutive sich berufen sah. Glaubte er doch an die Festigkeit der dortigen Verhältnisse: „Nun,“ schrieb er, „in München werden wir Herren sein und bleiben, so lange der himmlische König atmet.“ Nur, was seine eigene Person betraf, war dieser Glaube nicht so unbedingt. Im Gegenteil. Er fürchtete sogar den schlimmen Einfluß der Berliner Presse auf seine Stellung. „Glauben Sie nicht,“ meint er, „daß überall, wo ich irgend Feinde und Neider habe, also eben überall, jede ungünstige Zeile aus Berliner Zeitungen nicht mit Wonne aufgegriffen, nachgedruckt, verbreitet wird. Da seht ihrs, in Berlin halten sie nichts von ihm, er hat sich dort nicht halten können und uns Münchenern soll ein durchgefallener (o ja!) Berliner als Autorität oktroyiert werden. Ja, ja, lieber Freund! Ich habe Erfahrungen, und jede einzelne predigt mir stets vor: man kann nie schwarz genug sehen. Die deutsche öffentliche Musik ist ein Sodom. Berlin war mir eine Hölle, München, wenn ich ruhigbleibe, ist ein Segesfeuer zum mindesten.“ Was seine Konzerte betraf, so war freilich selbst die feindliche Presse,

von einzelnen Entgleisungen abgesehen, des Lobes voll — in Berlin wie überall, wo er erschien, so zumal in Breslau. Aber umsomehr fehlte er in München. Und doch war es vielleicht gut, daß er gerade in diesen verhängnisvollen Tagen nicht anwesend war, wo der Kampf der sich jetzt in unerhörtem Maße zuspitzte, und von seiten des Gegners mit den alten Mitteln und Schlagworten geführt wurde, wie er eben nur dem Neid, der Mißgunst und vor allem der Furcht vor dem Einfluß bei dem Monarchen und angeblich der Sorge für den Unerfahrenen entsprang. Aber man hätte Bülow wohl veranlaßt, einzugreifen in den Streit und das hätte diesem vielleicht eine andere Wendung gegeben. So aber spricht seine von Wagner wie von ihm selbst so tief beklagte damalige Abwesenheit sehr stark gegen die vielfach gegen Bülow angeführte Stelle aus den Denkwürdigkeiten des braven Friedrich Fecht: „Ohne Zweifel hätte sich Wagner in München, beschützt vom König, wie er es war, immerhin noch lange halten können, wenn er nicht in Hans von Bülow einen Genossen hergezogen hätte, der es in ganz ungewöhnlichem Maße verstand, bei den Münchenern sich unbeliebt und Wagner zahllose Feinde zu machen.“ Das ist ein großer Irrtum, der Bülow bitteres Unrecht tut. Denn die Feinde, die er hatte, waren zu zählen, die Freunde, die er als Wagners Interpret gewann, eine gewaltige Schar. Und wenn einzelne behaupten, er hätte Wagner gehindert, sich populär zu machen, so ist das ebenso falsch wie die Meinung, er habe die Münchener durch sein Wesen zu tief verletzt. Abgesehen von dem Wort, das sich unter „S“ in seinem „Dictionnaire parlementaire“ fand, konnte man

gegen ihn nichts ins Treffen führen. Sonst wär' es sicher geschehen. Der Konflikt lag auf anderer Seite und nur dadurch, daß er in Bülow's Abwesenheit mit den leidigen politischen Verhältnissen verquickt und aus der Frage des Kabinetts eine Kabinettsfrage wurde, führte er zu Wagners Abreise. Ein schwärmerischer König, gekränkt und ängstlich gemacht, verheßt durch Untergebene, die wußten, wie sehr der Schmerzensstern verkannter Treue auf einen jungen Fürsten wirkt — es war alles so klar und alles so klein! Imponierend aber die Haltung Richard Wagners bis zum Abschiedswort an den König! Sonst ist aber die leidige Affäre nichts weiter als eine der vielen Tragikomödien, wie sie sich in München abgespielt und lediglich durch das merkwürdige Zusammenwirken heterogenster Elemente und mit allen Mitteln einer Komödie schließlich einen tragischen Fall schaffen. Das eigentliche kulturtragende München pflegt dabei erst auf den Plan zu treten, wenn es durch die Katastrophe selbst auf den „Fall“ aufmerksam geworden. Damals hatte freilich das literarisch und künstlerische München in falschem Ehrgefühl und auch aus Neid seine eigene Mission vergessen, die es ihm zur Pflicht gemacht hätte, wenigstens nicht zuzustimmen, wenn der Mob, geheßt von einzelnen sich gegen einen Großen ihrer Art wandte. Aber gegen Wagner hatte kein anderer als der alte Grillparzer, der auch als einer der Ersten den Vergleich zwischen ihm und Lola Montez aufgebracht hatte, Rebeille geblasen mit den häßlichen Versen:

„Die Agnes Bernauer,
Eine Baderstochter,

Warfen die Bayern in die Donau,
Weil sie ihren Fürsten bezaubert.
Ein neuer Salbader
Bezaubert euren König:
Werft ihn, ein zürnender Landsturm,
Nicht in die Isar, doch in den Schuldurm.“

Genug! Wagner ging und ließ einen jungen König zurück, der seiner noch mehr bedurfte als er des Königs. Aber Bülow hatte recht, wenn er sagte: „Sein Humor ist unverwundlich, außerdem habe ich ihn in den schlimmsten Tagen seines unruhigen Geschicks gerade stets am würdevollsten gesehen.“ Und er stand ihm ebenso zur Seite. Während Cornelius, dem übrigens sein kleines Gehalt ungestört verblieb, schrieb: „Der arme Wagner, oder wie ich ihn nenne: das unruhige Stückchen Staub,“ ergriff Bülow noch von Berlin aus das Wort, um den Meister gegen die „Kreuzzeitung“ zu verteidigen, welche Partei und Kunst in schmählicher und geschmackloser Weise verquickt und noch nicht gelernt hatte, in ihm das künstlerische Gegenstück zu Bismarck zu erkennen. Bülow sprach dabei als Preuße und „sogar intoleranter Anhänger der gegenwärtigen Regierung“ zur Abwehr der Verleumdungen gegen Wagner als „Demagogen“. Dabei aber hat er klar und diplomatisch flug dessen Verhältnis zur bayerischen Fortschrittspartei darzustellen gewußt und die eigentliche Veranlassung der Katastrophe dargelegt: „Die Unterstützung, welche ihm in der letzten Krisis von der bayerischen Fortschrittspartei geleistet worden ist, eine, wie sich gezeigt hat, nicht ungefährliche, wurde größtenteils durch

das Interesse hervorgerufen, welches die bayerischen Liberalen hatten, die Differenzen des Herrn Wagner mit dem k. Kabinettsssekretariat zur Kräftigung in ihrem politischen Kampfe gegen dieses Institut zu verwerten. Im Gegensatz hierzu paßte es in die Taktik des k. Kabinettsssekretariats, diese politische Agitation der Liberalen dem Hofe und dem Lande als das Produkt der Rankünen eines einzelnen darzustellen. Dessenungeachtet hat sich Herr Wagner der Sympathien der bayerischen Fortschrittspartei für ihn nicht zu schämen, da dieselbe schon wegen ihrer loyalen Anhänglichkeit an das Herrscherhaus mit anderen gleichnamigen Kammeroppositionen durchaus nicht in ein und dieselbe Kategorie zu stellen ist.“ Als er heimkehrte, war freilich der Meister fort. Aber er fand, daß die Lage keineswegs so ungünstig war, als er anfangs hatte annehmen müssen. „Nichts verloren,“ meinte er, „einiges verschoben, der Rest ist Schweigen, Silentium. Lassen wir auch die Tagespresse in Ruhe! Sie ist identisch mit der Lüge. Abriens ist sie ihres Publikums würdig. Erst wenn man aufmerksam beobachtet, wie gelesen wird, versteht man und ärgert sich also nicht mehr darüber, wie geschrieben wird.“ Und doch schien es, als ob nach dieser Seite die Münchner Affäre segensreich gewirkt hätte. Wenigstens brachte alsbald die „Augsburger Allg. Zeitung“ einen Artikel über Bülow's Konzert in Stuttgart, der in dem Satz gipfelte: „Bülow hat dahier bei Kennern und Laien ein gleich inniges Gefühl der Verehrung hinterlassen, das er wiederfinden wird, wenn er, was hoffentlich recht bald geschieht, nach Stuttgart zurückkehrt, wo man die Schwesterstadt um einen solchen Künstler aufrich-

tig beneidet. Denn München darf wohl stolz sein auf diesen Besitz.“ Und er behauptete ruhig und sicher den Boden, wie das anvertraute Erbe seines Meisters. Er hatte freilich recht, wenn er sagte: „Ich mache in einem Jahre immer so viel durch, als für drei Jahre ausreichen würde.“ Er hätte hinzufügen dürfen, daß er das gleiche in einem Jahre leistete. Aber zunächst waren es Aufgaben, die ihn erhoben und freuten. Bereits am 5. Februar erhielt er Auftrag zur Aufführung der „heiligen Elisabeth“ und zur Neueinstudierung des „Lohengrin“ und „Tannhäuser“. Aber wenn der eine Tag ihm eine Freude brachte, so mußte er am andern wieder einsehen, daß er im Kampfe stand und sein Haus in München nichts war als, um Bismarcks Wort zu gebrauchen: „eine passagère Feldbefestigung“. So galt es, bald wieder Angriffe der „Augsburger Postzeitung“ zurückzuweisen. Es geschah in seiner noblen, ritterlichen Art. Aber auch klug und verständnisvoll begegnete er den Angriffen auf Wagners angeblich unchristliche Kunsttendenzen. Und er beklagte, daß bei diesen Vorstößen ein bedauernswertes und in ihren unabweidbar scheinenden Folgen unseliges Mißverständnis obgewaltet. „Dieses Bedauern“, so fuhr er fort, „ist ein vollkommen objektives, da ich persönlich jeden Augenblick bereit stehe, meinen Aufenthalt in München, den ich mir mit großen Opfern erkaufte, gegen den in welcher anderen großen Stadt immer, in oder außer Deutschland, zu vertauschen, wo ich eine in jeder Hinsicht behaglichere Stellung finden würde. Lediglich aus Pflichtgefühl und Dankbarkeit gegen die hochherzigen Kunstförderungsabsichten S. M. des Königs von Bayern harre ich auf diesem

schwierigen Posten aus.“ Er war in der Tat schwierig deshalb, weil im Ministerium auch gegen ihn Machenschaften sich regten und zumal die Abneigung des Ministers Koch, ihm, dem königlichen Wunsch gemäß, die Leitung des Konservatoriums zu übertragen, ihn verletzte und hemmte. Aber, wie gesagt, er hielt auf Posten aus. Und jeder Schritt, den er tat, war geeignet, seine Stellung zu stärken, besonders die Soireen, die er für die Abgebrannten Partenkirkens gab. Schon die erste brachte ihm einen großen Erfolg. Sein „Elfenreigen“ wurde da capo verlangt. Und auch der finanzielle Ertrag war glänzend und weckte daher ein seltenes Gemisch von Ver- und Bewunderung. Und selbst Scham!

Aber inzwischen war am 25. Februar die „heilige Elisabeth“ herausgekommen. „Es ging alles wunderschön,“ schrieb er am Morgen nach dem ‚enormen ungeteilten oppositionslosen Erfolg‘ an Bechstein, „es war in jeder Beziehung erhebend, wird für Kunst und Publikum folgenreich sein.“ Auch die zweite Aufführung freute ihn, so schlecht sie aus äußeren Gründen besucht war. Bei dieser galt der rasende Beifall vor allem ihm. „Wie hat mich,“ berichtet er, „bei der Wiederholung der ‚heiligen Elisabeth‘ neulich die Galerie hervorgebrüllt! Das hätten Sie hören sollen! Und das sind dieselben Menschen, die mich vor kaum einem Jahre steinigen gemocht!“ Auch seine Soiree machte gewaltigen Eindruck, zumal die „33 Variationen“. Sie haben alles „elektrisiert“. Er hatte freilich den gescheiten Gedanken, sie durch treffende Überschriften und kurze programmatische Erläuterungen verständlicher zu machen. Inzwischen hatte Peter Cornelius in der „Allg.

Zeitung“ seinen auf Bülow's ziemlich energische Vorstellung hin geschriebenen Artikel über Liszt's Oratorium erscheinen lassen. Schön und würdig! Daß er ihn aber in dieser bisher so feindlichen Zeitung hatte veröffentlichen können, war ein Zeichen, daß die Situation umzuschlagen begann. Auch Wagner fühlte dies und freute sich dessen, zumal der Haltung Bülow's: „Wenn ich nun erfahre, wie tüchtig in jeder Hinsicht Du Dich hierbei benimmst, so kommt mich wiederum eben hierüber ein eigentümliches Behagen an, indem ich mir einbilden kann, daß gerade diese meine Person gänzlich brachlegende Konfusion nötig war, um Dir zu dieser Selbständigkeit auch durch die äußere Lage der Dinge zu verhelfen, die ich um Deinetwillen und der Sache wegen so sehr nötig halte. Mir machte es ziemlich Freude, daß der König einzig an Dich gewiesen ist, um etwas zustande gebracht zu sehen. Nun kommt dazu, daß Du — Deinem ganzen Wesen nach — viel besser dazu geeignet bist, dem status quo der Dinge in ihrer Weise beizukommen. Daß Du zugleich das einzig unter den obwaltenden Umständen zu Ermöglichende zuwege bringst, ist der große Gewinn hierbei, während zu fürchten steht, daß mein Dabei- oder Dazwischenstehen alles immer zu hoch geschraubt und jedes Erreichen des Möglichen selbst verhindert hätte.“ Es war sehr viel Wahres in den Worten. Freilich, an kleinen und großen Feindseligkeiten fehlte es auch jetzt nicht. Aber es macht doch einen erbärmlichen Eindruck, wenn im „Volksboten“ das Verzeichnis der Sammlung für die Partenkirchener Abgebrannten, denen Bülow die Einnahmen von den Soireen zugewendet, den Vermerk bringt: „Von J. L., statt

in das angekündigte Bülow'sche Konzert zu gehen: 1 fl.“. Bülow ließ sich durch solche Dinge nicht irremachen, auch nicht durch die Leerheit in der zweiten Aufführung der „heiligen Elisabeth“. Er konnte berichten: „Der König sehr gnädig dankbar, im Publikum und Presse allgemeines Entzücken über Liszt's Werk, nur Respekt und Bewunderung, nicht eine einzige hämische Kritik und Zukunftsverhöhnung. Kurz: all right, so etwas war in Berlin unmöglich!“ Und er kam zu dem Schlusse: „Ich bin froh, den Süden gegen den Norden vertauscht zu haben.“

Im übrigen reizten ihn die Aufgaben, die ihm der König stellte. Schlimm war nur, daß er sich nebenbei durch seine Konzerte in Erlangen, Düsseldorf, Elberfeld, Köln, wo er übrigens draufbezahlte, „was ihm seit zehn Jahren nicht mehr passiert war“, das Notwendige zur Weiterexistenz erspielen mußte. Während dieser Zeit sandte er die Gattin nach Genf. Und der Edelmütige schrieb: „Der arme große Einsame hat ein wenig Trost und Freundschaft nötig.“ Wagner hatte freilich inzwischen die „Meistersinger“ mächtig weitergefördert, und Cosima brachte dem Gatten das erste Finale mit, das diesen entzückte. „Berauschend schön,“ nannte er es, „sprudelnd von Geist in jeder Hinsicht.“ Er selbst aber leitete am 4. April das erste, fast völlig Liszt gewidmete Konzert, dem wiederum der König beiwohnte. Und wieder tobte die Galerie in rasendem Beifall. Aber es waren die letzten Strahlen der Sonne, die sich bald danach in düstere Gewitterwolken verbarg. Bülow wurde durch innere und äußere Umstände aus seiner freudigen Stimmung herausgerissen. Die für Wagners Geburtstag vorgesehene Mustervor-

stellung des „Lohengrin“ mußte verschoben werden, zunächst, weil Niemann versagte, dann wegen der politischen Lage, die sich zu der großen Katastrophe zuspitzte. Da regte sich auch in Bülow das alte Preußenherz. Und freudig blickte er auf seinen Helden. „Ich bin,“ schrieb er an Wagners Geburtstag, „nach wie vor bismarckisch in der Praxis, weil man die Dinge, wie uns die Erfahrung täglich lehrt, namentlich die politischen Dinge, nicht un- und antideutsch auffassen kann. Außerdem, da ich nicht etwa aus Konservatismus bismarckisch bin, kitzelt mich die Hoffnung auf Österreichs Vernichtung aufs heftigste. Mitleid hab' ich nur mit dem armen Italien, das am meisten leidet und noch leiden wird, durch die Rüstungskosten seinem finanziellen Ruin entgegengeht, und ferner die mir überaus widerwärtige mazzinistische Partei an der Kehle hat. Ein deutscher Bürgerkrieg, ich gestehe es unverbohlen, verstimmt mich ganz und gar nicht. Ich halte ihn für unabwendbar — früher oder später — und für sehr gesund. Ihre Besorgnisse, daß es uns Preußen hier schlecht ergehen könne, sind zur Zeit noch unbegründet. Ich müßte mich sehr täuschen, wenn das bayerische Auswärtige nicht in Preußens Tasche stäke, oder seine Tasche im Preußischen. Übrigens lebt Gottlob in den Tuilerien noch eine sichtbare Vorsehung, deren bewährter Vernunft die Gesichte Europas anheimzustellen meiner Ansicht nach immer noch etwas weniger unrühmlich ist, als die einstens übliche Vergötterung des Kaisers oder der Bestie Nikolaus.“ In seinem Urteil über den bairischen Minister von der Pfordten war entschieden ein Korn Wahrheit. Dieser spielte mit doktrinären Händen in einem

Augenblick, wo feste Haltung alles bedeutete. Und im Zwiespalt mit Deutschlands Schicksal und dem träumerischen, aber im Grunde richtigen Gefühl seines Königs schuf er Anheil, das nur durch Bismarck gedämpft worden ist. Aber seine eigene Lage faßte Bülow zu sicher auf. Er rechnete nicht mit den kleinen und kleinlichen Gegnern Wagners, die jetzt durch den romantischen Besuch Ludwigs in Triebtschen neuen Vorwand zum Angriff gefunden und diesen mit aller Hefigkeit gegen Bülow und seine Gattin richteten. Der „Neue bayerische Kurier“ brachte jenen Schandartikel gegen das Bülowische Paar. Mit ihm hielt der „Punsch“ in seinem „Programm zu einer zukunfts-musikalischen Prozession“ gleichen Schritt. Den tödlichen Schuß aber versuchte der „Volksbote“ abzufeuern, und zwar nicht gegen Wagner, sondern gegen Bülow, in dem er die Ehre seiner Gattin angriff. Insulte über Insulte, Verletzung der tiefsten menschlichen Gefühle. Bülow sandte dem Redakteur Dr. Zander seinen Kartellträger. Zunächst den Schriftsteller Dr. Maximilian Schmidt, und als dieser keinen Erfolg hatte, einen Schüler von Peter Cornelius, E. v. Michalovich. Auch dieser vermochte weder Widerruf noch Annahme der Forderung zu erreichen. Nun brachte Bülow in den „Neuesten Nachrichten“ eine Erklärung, welche leider die kühle Ruhe vermissen ließ und dadurch die beabsichtigte Wirkung verfehlte. Bei Bülows Erregung war dies nur zu begreiflich. Er stand in München völlig allein und hatte keinen Freund, der in diesem schmerzlichen Augenblicke für ihn die nötigen Schritte getan hätte, zu denen auch ein anderer weniger temperamentvolle Mensch in solcher Lage nicht fähig

gewesen wäre. Wohl war Peter Cornelius da. Aber der Brief an seine Braut über Bülow und sein Leid zeigt aufs deutlichste, wie recht dieser hatte, sich mit dieser schweren Sache nicht an den Freund zu wenden, ihn nicht in die Affäre hineinzuziehen. Der Brief ist ein wertvolles Dokument für die furchtbare Einsamkeit und Verlassenheit, in der sich Bülow befand. Und doch trug er Cornelius nichts nach. Wie rührend ist das Wort an seinen Kartellträger: „Peter verschwunden? Wenn Sie etwas über ihn erfahren, melden Sie es uns, ich bitte. Ich wünschte Peter ganz anders als er ist, ich freue mich aber stets darüber, daß er, wie er einmal ist, doch existiert.“ Wie klingt das anders als Peters unter dem Eindruck der ganzen Katastrophe erfolgter Erguß: „Wo schrieb ich meinen Eid? In Wien und Genf und München — völlig frei von aller Wagnerei und Risikerei!“ Bülow aber fuhr sofort nach Luzern zu seiner Gattin, um so den häßlichen Redereien die Spitze abzubrechen. Von dort aus sandte er dem König sein Entlassungsgesuch, das dieser mit einem äußerst schönen und gnädigen Handschreiben erwiderte. Er bot darin Bülow und auch seiner Gemahlin eine edle und schöne Genugthuung in einer Weise, die dem Schreiber selbst zu hoher Ehre gereichte. Bülow erhielt die Erlaubnis zur Veröffentlichung. Er tat es. Leider war dieser Schritt aus doppelten Gründen bedauerlich. Denn der „Volksbote“ blieb auf seiner Meinung bestehen und desabouierte die Person des Königs in schmerzlichster Weise, ohne daß es Bülow irgendwie hätte nützen können. Denn gegenüber solchen Machenschaften hilft nur eines — völliges Ignorieren. Und dann — die Veröffentlichung

erfolgte in dem Augenblick der Kriegserklärung, also zu einer Zeit, wo das Persönliche zurücktreten mußte gegenüber dem ungeheueren Schicksal, das über Deutschland und nicht zuletzt über Bayern herabsank. Daran traf natürlich Bülow keine Schuld, der in Triebtschen von diesen Ereignissen viel zu spät erfuhr, um den Druck des Briefes noch aufhalten zu können. Er hatte gegen den „Kurier“ Klage eingereicht und die Sache ging auch während der kriegerischen Bewegung ihren Gang. Das vom Ministerium subventionierte Blatt wurde freilich nur zu einer Geldstrafe verurteilt, die in der zweiten Instanz erhöht wurde. Für ihn hatten indessen alle diese Schritte nur die eine Bedeutung, ihm ein ehrenvolles Scheiden von München zu ermöglichen. Auch das königliche Handschreiben faßte er nur in diesem Sinne auf. „Denn,“ so meinte er, „an einem Orte, wo ich so Unsägliches gelitten, kann ich mit allergeringster Lebenslust selbst nicht weiter verweilen.“ Er wollte von München loskommen, allein der bis 1868 geltende Kontrakt und Wagners beschwörende Bitten hielten ihn von einem entscheidenden Schritte ab. Er dachte an eine Übersiedlung nach Florenz, aber während des Krieges war der Plan undurchführbar. So lebte er wie eine Seele in Pein. Spielen konnte und wollte er in Triebtschen nicht. Am liebsten hätte er die Musik überhaupt an den Nagel gehängt und einen neuen Beruf angefangen. „Vergessen, vergessen,“ seufzte er, „dannach sehne ich mich.“ Nur in dem „allgemeinen Umsturz“ fand er etwas Beruhigung. Die wunderbaren Siege der preussischen Waffen ließen ihn sein persönliches Elend einigermaßen vergessen. Sein Stern war Bismarck, zu

dem er freudiger denn je emporblickte. Und am 3. Juli hat er mit Wagner Bismarck hochleben lassen. Und das „de-
lenda Austria“ war der Triebtschener Wahlspruch ge-
worden. Allmählich beruhigten sich auch seine Nerven.
Er sah den zweiten Akt der Meistersinger werden „geist-
voll, unglaublich schön, heiter, witzig!“ Das versöhnte
ihn mit vielem. Und er meinte, die Wagner und damit
dem deutschen Geiste erwiesenen Wohltaten des Königs
Ludwig II. müßten für sie so hoch stehen, daß sie sie ab-
hielten, das, was sie fühlen mußten, laut auszusprechen.
Und doch ging in München der Skandal weiter. Er meldet:
„Binnem kurzem neuer Prozeß: Diebstahl von Briefen
des Königs an Richard Wagner durch meine Dienstleute
im Auftrage Pfistermeisters begangen, um uns bei S. M.
der indiscreten Verbreitung beschuldigen zu lassen. Ab-
grund, Abschaum!“ Er konnte den von Wagner noch
immer genährten Optimismus nicht teilen, aber auch zu
keinem festen Entschlusse kommen: „Da habe ich denn,“
schreibt er mit bitterer Selbstironie an Bechstein, „wirk-
lich bis dato immer noch nichts Positives über meine Zu-
kunft entschieden; ich hoffe und harre der Veränderungen
in München, die durchaus keine Wahrscheinlichkeit für sich
haben, und begnüge mich mit den negativen Bestimmungen
meiner Lage. In München bleiben — so ziemlich un-
möglich, nach Berlin zurückkehren absolut unmöglich, auch
aus materiellen Motiven. Das Leben dort ist mir zu
teuer, ich habe keinerlei ‚Fixum‘ dort zu erwarten. Die
Lektionen bringen nichts ein, die Konzertsaison im nächsten
Winter dürfte in ganz Norddeutschland oberfaul werden,
vermutlich wird nur zugunsten der Toten und Verwun-

deten musiziert werden, also? Paris oder London aus ähnlichen Gründen unmöglich. Da steht mir vor allem das Zukunftsanathema im Wege. Also, vielleicht Florenz oder Mailand. Sobald es tunlich, mache ich dorthin eine Refognoszierung. Amerika das wäre vielleicht das Verständigste. Aber sie kennen das Gesetz von Nachfrage und Angebot. Die Summe, die mir vor 1½ Jahren Strakosch durch Röder anbieten ließ, war gar gering. Heute, wenn ich mich selbst anböte, müßte ich mit noch Geringerem vorliebnehmen. Dennoch wäre ich wohl geneigt dazu in Ermanglung einer besseren Aussicht.“ Und er suchte in der That mit jenen beiden anzuknüpfen. Und Bechstein wollte ihm dazu behilflich sein. Aber der stets Getreue stellte ihm doch auch ein anderes, näherliegendes Ziel vor Augen, nämlich Berlin. Da antwortet Bülow freilich sehr skeptisch, wenn auch ein warmer Ton für diese Wiege seiner Leiden durchklang: „Berlin? Ach Gott, ich entschlösse mich vielleicht, dem Hohn der Würste, Geher, Engel usw. über meine Rückkehr Troß zu bieten, wenn eine positive materielle Aussicht im Hintergrunde wäre. Sie wissen, eigentliche sogenannte gute Lektionen habe ich in Berlin immer nur in ungenügender Anzahl erteilen können. Der Hof, d. h. Augusta ist empört über meine Undankbarkeit, eine gehaltlose Ehrenstellung bei ihr so rasch und sans façon mit der gehaltvolleren Perspektive in München vertauscht zu haben. Man würde ein ‚Regina peccavi‘ von mir verlangen, und wenn ich die Schwäche hätte, mich hierein zu fügen, würde man mich darauf links liegen lassen. Bronsart einer-, Taubig andererseits würden mir die lumpigen Hofkonzerte streitig

machen und dergleichen mehr. Ich könnte mich nur dann nach Berlin zurückbegeben, wenn ich, sei es von Stern, sei es von Kullak ein sehr anständiges Engagement ans Berliner Konservatorium und zugleich von seiten des Hofes Supplementofferten erhalten würde. Soll ich einmal aufs musikalische Privatistieren angewiesen sein, dann lieber in einer italienischen Stadt, wo es Engländer gibt und man vor Kollegen, nämlich vor deutschen Musikern, ihrer bettelhaften Zudringlichkeit, ihren neidischen Intriguen gesichert ist. München? Ich bin total ungläubig. Ludwig das Kind, so hieß vor neunhundert Jahren einmal ein deutscher Kaiser. Doch werde ich Ende dieses Monats die Verhältnisse in München noch einmal genau erforschen und erwägen. Einstweilen korrespondiere ich mit einigen Freunden in Italien, um zu einem Entschlusse betreffs der vorläufigen Wahl eines Aufenthaltortes mittels ihrer Informationen zu gelangen. Bis jetzt ist mir noch kein helleres Licht darüber aufgesteckt worden. Anfangs Oktober werde ich mich vermutlich selbst aufmachen und mit eigenen Augen herumtappen und mit persönlicher Nase herumschnuppern.“ Aber er kam doch immer wieder auf München und Berlin zurück: „Bayern,“ fuhr er fort, „ist nicht gefährlich, aber die Jesuiten und der von ihnen aufgehezte Pöbel. Durch diese edlen Momente hat man uns den Aufenthalt im Jesuitennest München unmöglich gemacht. Eine Aussicht haben wir vielleicht, denselben noch zu erzwingen (im höchsten Grade unwahrscheinlich wird's allerdings bleiben): wenn nämlich, wie es fast den Anschein gewinnt, die Hauptcanaille, die Jesuitentreatur (Friedrich Wilhelm IV. nannte ihn

höflicher ironisch den Hauptbiedermann) zum Abtritt genötigt wird. Dies muß sich in Kürze entscheiden.“ Durch diese Verquickung mit den Jesuiten tat er den Münchener Widersachern zu viel Ehre an, auch von der Pfordten, der wohl unter dem „Hauptbiedermann“ gemeint war. Was sich ihm und Wagner dort entgegenstellte, war bodenständiges, spezifisch münchnerisches Gewächs, das in so unvergleichlicher Weise Joseph Ruederer unter seine dichterische Lupe genommen hat. Bülow versagte als dem Leidtragenden in diesem Falle der Humor, mit dem einzig diese Erscheinungen betrachtet werden dürfen. Richtig erkannt hat die Münchener Verhältnisse vom politischen Standpunkt aus damals nur einer, Bismarck, der Bülows ganze Begeisterung geweckt und auf den er jetzt sogar mit persönlichen Hoffnungen blickte: „Wenn man doch,“ schrieb er an Bechstein, „zum großen Bismarck Zugang hätte, um ihm die Verhältnisse zu explizieren. Der könnte uns allen leicht helfen. Leider haben weder Richard Wagner noch meine Wenigkeit Verdienste um ihn, außer daß ich mich durch das öffentliche Bekenntnis meiner intoleranten Anhängerenschaft an ihn ‚kompromittiert‘ habe. Es ist mir lieb, daß ich dies vor dem Eklat seiner Größe getan habe.“ Freilich hegte er in jenen Augusttagen die schwere Besorgnis, daß Napoleon Preußen in die Arme fallen und den Krieg erklären könnte. „Ich halte,“ so schrieb er, „das Unglück (ein solches wird es sein) für unabwendbar. Bayern und Württemberg werden sich auf die Seite der Franzosen stellen usw. Bismarck ist zu edel, um das linke Rheinufer im Frieden abzutreten; der Krieg wird es aber rauben, seien Sie sicher. Dieses eine setzt Napoleon sicher

noch durch, wenn der es will, und es ist kaum mehr anzunehmen, daß er's nicht auf das Energischste will."

Inzwischen beriet er mit seinem Schwiegerbater den Weg, den er nach und durch Italien nehmen sollte. In der Tat wuchs sich unter Liszts Ratschlägen der Plan zu einer Art von Eroberung Italiens als Pianist aus. Aber Bülow kam von dieser Idee wieder zurück, obschon er auch mit Alexander Ritter die Idee gemeinsamen Lebens und Wirkens jenseits der Alpen ins Auge gefaßt hatte. Er trat vielmehr dem Gedanken näher, sich in Basel niederzulassen. Ein in der Tat sehr bescheidenes Interim! „Dort,“ meinte er, „kann ich tätig sein, musizieren, die benachbarten elsässischen Städte Mülhausen, Tann usw. sind mehr als musikkbedürftig, mir Geld verdienen; sehr bescheidenlich aber mit Ausdauer und Resignation kann ich es allmählich zu so viel bringen, als ich nach Zertrümmerung aller größeren Aussichten, nach Herabkommen von Gesundheit, Nerven, Geistesspannung überhaupt noch ambitionieren darf. Also Basel! Nichts von Amerika (ich fühle mich zu schwach), nichts von Italien (zu riskiert, zu gänzlich unsicher), nichts von Berlin, am wenigsten von München.“ Und doch gibt er den Gedanken an Berlin nicht auf. Er sucht nach Fäden, die zu Bismarck führen, so zum Grafen Eulenburg! „Durch diesen könnte unser großer Graf Bismarck vielleicht interessiert werden. Bin ich doch hauptsächlich als Preuße, als Bismarckianer verfolgt worden. In allen ultramontanen Zeitungen verheßt man den Böbel gegen den preußischen Agenten und Spion Hans von Bülow, beschuldigt mich der Urheberchaft aller antibaherischen Artikel in der Ber-

liner Nationalen Zeitung.“ An Basel aber fesselte ihn zumal die Nachbarschaft Wagners. Die lag ihm bei allem, was er für ihn und seinetwegen litt, noch am meisten am Herzen. Er ließ es denn auch Alexander Ritter nicht Wort haben, daß er sich für den Meister allzusehr in die Renne gelegt. „Lehteres“, meinte er, „ist weit mehr betrefß des Abbate der Fall gewesen, worauf ich mir übrigens nicht mehr zugute tue, als auf irgendeine andere Gewissens- und sonstige Pflichterfüllung. Die Erlangung einer musikalischen Anstellung in Deutschland wird mir weit mehr durch den Rißtianismus als die Wagnerei verwehrt. (Erschwert ist zu wenig gesagt.) Und“, meint der Edle und Getreue, „bei Gott, alles, was Ideales im deutschen Geiste noch steckt und Erhaltungswürdiges, das lebt in diesem einzigen Kopfe Deines Onkels. Es wird dieses Werk uns besonders das Höchste darstellen, was man unter nationaler Blüte verstehen kann.“ Und er schuf in Triebtschen das zweihändige Arrangement des Meisterfinger-Vorspiels. Aber es drängte ihn trotzdem fort in die Einsamkeit, d. h. aus dem „zivilisierten Musikgebiet“, und vor allem nach Alleinsein. Er brauchte es, sich zu sammeln, zu eigenem Arbeiten und nicht zuletzt zum Klavier-spiel, das in Triebtschen fast gänzlich unterbunden war. Und dessen bedurfte er zur Neugründung seiner Existenz. Es war kein Abwenden weder von Wagner noch Liszt, wenn ihm auch zu „wenig katholisch“ zumute war, die Schönheit, von dessen neuer Vokalmesse auf sich wirken zu lassen und meinte, er werde die „Meistersinger“ nicht mehr zu Gehör bekommen. Und doch war die Frage noch nicht entschieden, ob nicht er den Klavierauszug schaffen sollte.

Aber er glaubte, an diese Arbeit erst herantreten zu können, wenn's ihm äußerlich wieder flotter ginge. Denn zu allem, was ihn bedrückte, kam noch die drangvolle finanzielle Lage. Sie machte ihn besonders kopfhängerisch und nahm ihm für den Augenblick den großen Zug, sodaß er meinte: „Zum Teufel mit Orchesterdirektion, Kapellenorganisation, Konservatoriumsädifikation! Ich will allzu große Rosinen aus dem Kopfe reißen, mich bescheiden, begnügen und sehen, ob ich im Kleinen nicht noch was Achtbares, Nützliches für die Kunst leisten kann. Was gilt das Rechnen? Das Wie der Verwendung seiner Fähigkeiten bleibt für den Menschen ja doch Nebensache.“ So war die Übersiedlung nach Basel ein Akt tiefster Resignation. Aber Liszt meinte, jetzt sei der Augenblick eigenen Schaffens gekommen. Er redete ihm zu, die „Cäsar-Ouvertüre“ Napoleon III. zu widmen, was in der Tat geschehen ist. Er hatte sie in der letzten Münchner Zeit einer wiederholten Umarbeitung unterzogen. Jetzt war sie stichreif und folgte 1867 der im Vorjahre unter dem Titel „Nirwana“ veröffentlichten „Orchesterphantasie“. Nun mahnte ihn Liszt, die Zurückgezogenheit in Basel in diesem Sinne zu nützen. „Ich habe,“ so schrieb er ihm dorthin, „immer gewünscht, daß Du mehr Zeit zum Komponieren haben möchtest, und ich bin gewiß, daß Du Werke von wahren und seltenem Werte schaffen wirst. Wenn Dir daher Basel die nötige Gelegenheit dazu bietet, so ist das ein bedeutsamer Vorteil.“ Aber auch er weist ihn auf eine gewisse Kleinarbeit für Kammermusik hin. Im übrigen meinte er: „Was mir einmal Rossini in Mailand von sich gesagt, in seiner Natur seien zu vielerlei Elemente, das paßt viel

besser auf Dich. Du hast in der That das Zeug in Dir für ein Duzend Karrieren: als Musiker, Pianist, Generalmusikdirektor, Komponist, Schriftsteller, Chefredakteur, Diplomat usw. Du mußt Dir nur die Zeit dazu nehmen und den Humor.“ Aber in Wirklichkeit wurde Basel für ihn ein neuer Ausgangspunkt seines Wirkens als Pianist. Denn seine Kunst war größer als sein Selbstvertrauen. Und wo er hinkam, den Rhein hinab, im Elsaß, wie in der Schweiz, überall bewährte er seinen glänzenden Ruf. In Basel selbst aber konnte auch seine Lehrbegabung, die ja auch in München nicht geruht hatte, neue Befriedigung finden, und zwar größere als in Berlin. Er hatte dort treffliche Schüler. „Und die Leute sind dankbar,“ meinte er in einem Berichte über seine neue Tätigkeit. Dazu hatte er in Raffs Schwager, Merian, einen lieben Freund und Gesinnungsgenossen, zumal in seiner Bismarckverehrung. Und so war er glücklich, daß er in Basel geblieben und nicht den Lockungen der Berliner Freunde gefolgt war. In der frischen und regen Tätigkeit erwachte auch seine Lebensfreude wieder, und er sah selbst die Dinge in München hoffnungsfreudiger an. Freilich war hier manches Düstere und Tolle vor sich gegangen, und die Absicht des Königs, abzudanken, war nur durch Wagners festen und sicheren Einfluß verhindert worden. Dieser war es auch gewesen, der in den jungen Monarchen gedrungen, die Reise in die Provinzen zu unternehmen, wo er überall mit beispiellosem Jubel empfangen und aus seiner Menschenscheu herausgerissen wurde. Es waren Tage froher Hoffnung für ihn und für Bayern, welche zugleich das Aeh von Intrigen sprengten, das sich um ihn zusammenzuziehen

gedroht. Und mit dem Schluß des Jahres kam auch die große politische Wandlung. Am 11. Dezember hatte von der Pfordten sein Entlassungsgesuch eingereicht, am 31. erfolgte Hohenlohes Ernennung zum Premierminister. Schon tags zuvor erhielt Bülow das Dekret als „königlicher Hofkapellmeister im außerordentlichen Dienst“. Das erste Symptom einer bedeutsamen Wendung! Aber Bülow war und blieb sehr zurückhaltend; in höherem Maße, als es Ritz recht war. Er aber meinte zu Bechstein: „Wir stellen uns auf die Hinterbeine, und es heißt ‚aut Caesar aut Nihil‘. Das ‚Nihil‘, nämlich Basel, ist gar nicht übel. Sie wollen hier eine Musikschule gründen und mir das Direktorium anbieten.“ Und am 13. Februar brach er die Verhandlungen mit München, wie es schien, endgültig ab. Die Übersiedlung seiner Familie, welche die ganze Zeit in Triebtschen verweilt, nach Basel wurde ins Auge gefaßt. Er war dessen froh, so sehr der Augenblick drückend auf ihm lag. In dieser Stimmung schrieb er an Bechstein: „Ich reise morgen früh nach Luzern zu meiner Frau. Ich bin in ziemlicher Sorge wegen derselben: sie steht am Vorabend ihrer Entbindung und liegt mit Fieber zu Bett. Netze Situation, seit sechs Monaten allein als Garçon hier lebend, ohne Familie, ohne Haus und Herd. — Alle Habe noch in München, wo ich Wohnung bis Ende April zahle usw. Es lebe der König Ludwig II., der all diese Misere verschuldet.“ Er eilte nach Triebtschen, von wo aus er am 20. Februar an Dräseke meldet: „Sonntag vormittag 10 Uhr ist meine liebe Frau von einem gesunden Mädchen glücklich entbunden worden. Ihr Zustand ist sehr normal, flößt mir bis dato keine Besorg-

nisse ein. Doch reise ich, trotzdem mir's auf den Nägeln brennt, erst dann nach Basel zurück, wenn keine Spur von Gefahr mehr vorhanden.“

Indessen hing mit München noch alles in der Schwebe. Auf Bülow's ablehnenden Bescheid waren neue Vorschläge erfolgt. Mit Rücksicht darauf wies er einen vorteilhaften Ruf ans Moskauer Konservatorium ab, aber die schwankende Stellung Hohenlohe's ließ ihn doch an einem günstigen Ausgang der Verhandlungen zweifeln. Denn stürzte Hohenlohe, so waren auch er und Wagner in München unmöglich. So dachte und fürchtete er. Indessen seine Bedenken waren unbegründet. Er selbst begab sich über Stuttgart, wo seine Caesarmusik zur Auf- führung kam, nach München. Und man schien jetzt völlig einig zu sein. Er sollte am 10. Juni „Lohengrin“ und am 12. Oktober, am Tage der Vermählung des Königs, die „Meisterfänger“ dirigieren. Außerdem erhielt er die Zusicherung der Ernennung zum Hofkapellmeister und Direktor der zu gründenden königlichen Musikschule. Beruhigt reiste er am 18. März mit Wagner ab. Da empfing er am 5. April die Mitteilung, er sei zum Hofkapell- meister im ordentlichen Dienst ernannt. Außerdem werde nach Errichtung der Musikschule Gelegenheit geboten wer- den, ihm noch eine anderweitige, mit fixem Gehalt ver- bundene Stellung zu geben. Es war in der That ein un- erhörtes Spiel mit seiner Existenz, und er schrieb mit Recht empört an Dräseke: „Alles wieder zusammenge- stürzt. Die Schwäche des einen, dessen Befehl allein uns hätte schützen können — die Niedertracht der ihn beherr- schenden treulosen Diener — n'en parlons plus.“ In-

dessen Wagner erzielte durch ein ruhiges, aber sehr bestimmtes Telegramm eine befriedigende Lösung der Frage. So hieß es denn aus Basel scheiden. Er tat es mit schwerem Herzen, denn er hatte die Stadt lieb gewonnen und die Basler ihn. Aber er fand in München eine stark zugunsten Wagners veränderte Stimmung, die auch auf ihn zurückwirkte. Und so ging er mit Freude an die Arbeit. Freilich, die Einrichtung des Konservatoriums, zu dessen Direktor er ernannt war, lag noch in der Ferne. Aber die Proben für den „Lohengrin“ begannen sofort. Auch das war eine ermüdende Wirtschast. Denn es galt eine Fülle von Mißständen zu beseitigen, die inzwischen wieder eingerissen waren, und energisch durchzugreifen. Das aber konnte nicht geschehen, ohne daß er neuen Haß auf sich lud. Und die Geister der Tiefe begannen sich wieder zu regen. Aber auch andere Gegensätze traten zutage. Zumal bei der Besetzung der Titelrolle. Niemann, den der König geladen, erklärte sich außerstande, die Rolle ohne Striche zu singen. Da rief der Meister seinen alten Sichtscheß. An dessen Aüßerem aber stieß sich der König und nannte ihn den Ritter von der traurigen Gestalt, der nächstes Jahr zur Fußwaschung kommen könne. Auf der Bühne aber wolle er ihn nicht mehr sehen. Wagner verteidigte den alten Freund auch dem König gegenüber, und als dieser auf seiner Abneigung bestand, reiste er sofort nach der Schweiz zurück. Bülow mahnte er indessen, auszuharren und die Geduld nicht zu verlieren. „Tu das Deinige nach bestem Ermessen, lasse Dich aber von der moralischen Seite der Sache nicht im mindesten affizieren.“ Und der König wünschte die Aufführung. So galt es

einen neuen Lohengrin und auch eine neue Ortrud beizubringen. Denn auch die von Wagner empfohlene Frau Bertram-Meyer mißfiel dem König. Da leistete Bülow das Unerhörte. Er studierte mit Heinrich Vogl und dessen künftiger Gattin Therese Thoma die Rollen in zwei Tagen ein. Und am 16. Juni fand die Aufführung statt. Die Vorstellung nahm einen wunderbaren Verlauf und Bülow selbst meinte: „Die Gratulation zur Lohengrinvorstellung ist eine der wenigen, die ich dankend akzeptieren kann.“ Hatte er doch die ganze Poesie des Werkes herausgeholt. Welch' Unterschied zwischen jener ersten Aufführung in Weimar, die auch über sein Schicksal entschieden, und dieser wahrhaft glänzenden Wiedergabe des Werkes, das er, wie Cornelius schrieb, spielte wie eine der großen Sonaten Beethovens. Und die Aufführung war völlig sein Werk, und zwar möglich gemacht unter Schwierigkeiten aller Art. Auch das Publikum erkannte, daß es sich hier nicht um eine Günstlingswirtschaft, sondern um höchstes Können handelte: die Schöpfungen der Größten fanden eine durch die wahrhaft schöpferische Kraft ihres Getreuen endlich die vollendete Wiedergabe. Sofort aber ging er an den „Tannhäuser“. Auch da Reibungen in Fülle. So wirft sich der Ballettmeister in die Brust und erklärt, zu solcher schlechten Musik könne er kein Ballett arrangieren. Ohne Federlesen wird er beiseite geschoben, und Frau Lucile Grahn übernimmt sein Amt. Während dem Fortschreiten der Proben aber brachte Bülow völlig neugestaltete Darstellungen von Tell, Troubadour und Hans Heiling heraus und vor allem die „Egmont-Musik“, die Staunen und Bewunde-

rung weckten. Man mußte anerkennen, daß er auch dem Charakter anderer Werke, und zumal der italienischen Oper völlig gerecht wurde. Und das alles in latentem Verteidigungskampfe gegen die Intendanz. Man darf ruhig all das Alltägliche, Herkömmliche von Reibungen, welche der Theaterbetrieb von damals und heute in sich birgt, in Abrechnung bringen, so blieb noch ein gut Stück an außerordentlicher Schikane, Engherzigkeit und Kopflosigkeit übrig, die Bülow sein Amt erschwerte. Er ertrug alles mit verhältnismäßig gutem Humor. Denn er sah, welche Stellung er einnahm, sozusagen mit einem Male, und wie segensreich sein Wirken war. Während der Sannhäuserproben rief ihn ein ehrenvoller Auftrag nach Paris, um als bayerisches Mitglied der Jury für den dort stattfindenden Wettkampf der Regimentsmusiken zu fungieren. Bei den bayerischen Beamten war arge Mißstimmung über die auf den „Dr. Hans“ gefallene Wahl, und der Ministerialrat Luz meinte: „Es wird diese Erkenntnis sicher erhebend auf das Nationalgefühl der Bayern und aufklärend auf die Franzosen und andere Völker wirken, vor welchen „Dr. Hans“ Bayern zu vertreten hat. Nun wird mich's auch nicht wundern, wenn einige von den verrotteten Blauweißen die Sache krumm nehmen!“ Aber Bülow kehrte sich nicht daran. Ihm tat die Fahrt wohl, und es freute ihn auch die „Ehre“. „Paris war himmlisch,“ schrieb er an Bechstein, „ich habe Heimweh danach — dort möchte ich hausen. Die Ausstellung ist doch etwas Ruhmreicheres als der deutsche Feldzug vom vorigen Jahre! Aber leider fast gar nichts sehen gekonnt! Die Menschen waren zu interessant.“ Über das Resultat

meinte er: „Preußen hat mir nichts zu verdanken. Ich war nicht erbaut von Wieprecht. Die Österreicher waren künstlerisch weit vorzüglicher. Ihnen noch überlegen war die ‚Garde de Paris‘. Bayern hat sich sehr wacker gehalten.“ Das bairische Musikkorps hatte auf Wunsch des Königs, der übrigens am 20. inkognito nach Paris gereist war, Einleitung und Brautchor aus „Lohengrin“ gespielt.

Am 1. August fand dann die Tannhäuser-Aufführung unter noch viel ungünstigeren Umständen als der Lohengrin statt. Und Bülow's Hoffnungen auf das Gelingen der Aufführung ging nur so weit in Erfüllung, als sein Taftstock reichte. Aber die neue Venusbergszene, die manchem, so Peter Cornelius, zu Bedenken Anlaß gab, rief er doch völlig zum Leben. Er kannte ihre Schönheiten und verstand es auch, den Ausgleich zwischen den „alten“ und den „neuen“ Noten völlig durchzuführen. Doch nun bedurfte er dringend der Erholung. Er trat daher die längst projektierte Reise nach St. Moritz im Engadin an. So erschöpft er war, ließ er es sich nicht nehmen, den leidenden Taufsig zu besuchen. Er meldet dies Bechstein: „daß Seine Eminenz Bülow Seine Eminenz Taufsig in Ragaz, daß beide Herrschaften das Bad Pfäfers zusammen besucht haben, zusammen diniert und Tee getrunken, Regel geschoben, sich auslamentierte und ausgewickelt, sich gegenseitig über rheumatische und andere Schmerzen getröstet, sich gleichmäßig über das beiderseitige Wiedersehen gefreut und gewissermaßen den alten freundschaftlichen Kunstgenossenbund erneuert haben.“ Der Aufenthalt in St. Moritz schien sich anfangs sehr gut anzulassen. Seine

Nerven wurden entspannt, aber dann trat Erfröhlung und Rückschlag ein und schließlich erkannte der Arzt, daß er falsch behandelt worden. Inzwischen hörte er von dem Meininger Musikfest, dem er hatte fernbleiben müssen, daß seine Schülerin Heinz recht gut abgeschnitten, seine „Nirwana“ aber durchgefallen und er „mit der unbestrittenen Palme der Erfolglosigkeit gekrönt worden“. So las er aus der „A. A. Z.“. „Hatte das erwartet“, schrieb er. „Meine Meinung über den Wert der Piece ändert sich nicht. Aber amüsiert hat mich's, daß gute Freunde beim Durchfall geholfen haben.“ Cornelius schrieb darüber: „Bülow's Stück ‚Nirwana‘ stimmte mich peinlich; ich liebte es in Partitur (Porträt) und bei der Aufführung (Original) stieß es mich ab. Doch wenn man nachher Lassen hörte, so gewann es wieder unendlich. Es ist doch eine gewaltig angespannte Natur, deren Ringen da ertönt.“

Im übrigen übte St. Moritz trotz allem Schwanke von Stimmung und Gesundheit seine Wirkung, wenn Bülow selbst auch meinte, daß seine Kur total verfehlt war. Er schrieb im ganzen ziemlich humorvoll: „Vielleicht erhole ich mich gerade da, wo ich mich krank gemacht hatte, in unserem lieben München.“ Am 18. September traf er dort wieder ein. Arbeit fand er in Fülle, denn am 1. Oktober sollte die neue Musikschule eröffnet werden. Die ganze Organisation lag in seiner Hand und gab ihm bis Weihnachten rasend zu tun. Die Sitzungen des Lehrerrats, die Aufnahmeprüfung, die Stunden, die er selbst übernommen, alles das nahm seine Zeit voll in Anspruch. Die Abwesenheit des Königs erleichterte ihm den Theater-

dienst, von dem er meinte: „Übrigens werde ich mich mit der Kapellmeisterei erst dann wieder einlassen, wenn verschiedene alte Bräuche endlich ausgerottet und diverse faule, oberfaule Theaterbeamte zum Teufel gejagt sein werden.“ In seiner Abwesenheit hatte man ja auch Bachner demonstrativ gefeiert und gewissermaßen gegen ihn ausgespielt, nicht ohne Beihilfe der Intendanz. Und doch wollte er vor allem für Münchens Größe als Kunststadt arbeiten. Ihm war das eine Herzensfrage, die geradezu politischen Beigeschmack hatte. So bat er bald nach seiner Rückkehr Bechstein, ihm bei seiner Entpreußung behilflich zu sein. „Ich beabsichtige nämlich,“ so schrieb er ihm am 20. Oktober, „aus dem Norddeutschen Bunde zu treten, um in politischer Beziehung vollkommen frei zu werden. Ich denke nicht daran, die Bavaria gegen die Borussia einzutauschen, ich möchte mich nur entpreußen, wahrscheinlich um dann — raten Sie einmal! — offizieller Republikaner, d. h. Schweizer Bürger zu werden. Ja, ja, Verehrtester! Erinnern Sie sich gefälligst der Zeit (3. B. Dezember 1865), wo ich Bismarckianer war vor Euch allen. — Da fielt Ihr über mich her! Nach dem Erfolg zu schwärmen — das ist meine Sache nicht. Ja, Bismarck ist ein großer Mann. (Vielleicht war er noch größer, als er zu kämpfen hatte, nach oben und nach unten), aber München soll Kunststadt werden, und da wollen wir uns nicht von Preußen auffressen lassen und für Militärspielerei das Geld hergeben, welches zu edleren Zwecken verwendet werden kann — auch wollen wir das Münchener Hoftheater nicht unter die Generalintendanz von Sellmeyer gestellt haben.“ Eine merkwürdige

Kurzsichtigkeit! Das klingt radikaler als selbst das Fehdegeschrei der damaligen kleinen Münchner Blätter. Im übrigen war er keineswegs gesonnen, für immer in Bayerns Hauptstadt zu bleiben, wenn er auch jetzt seine Mutter, die durch den Fortgang ihrer Tochter nach Moskau in Berlin allzu vereinsamt war, nach München nahm. Denn schon jetzt dachte er daran, in zwei oder drei Jahren „auf Rubinssteinsche Einfälle zu kommen“ und wieder „reisender Virtuose“ zu werden. Rubinssteins Beispielspiel konnte ihn freilich locken. Dieser hatte in München unter ihm gespielt. Er hatte ihm den Boden in jeder Beziehung bereitet und in den Kammermusikabenden der Musikschule zwei größere Werke Rubinssteins zur Aufführung gebracht. Doch hielt er sich hier jetzt als Pianist zurück. Er benutzte wohl im Februar ein paar freie Tage, um in Hannover zu spielen. Aber dorthin führten ihn vor allen Besetzungsfragen. So ist es sehr bezeichnend, wenn er schreibt: „In Wien könnte ich Geld machen, aber da ich hier auskomme, muß ich meiner amtlichen Gewissenhaftigkeit das Opfer bringen, auf den Erwerb außeramtlicher Reichtümer vorläufig zu resignieren. Schade, ich möchte gerne gelegentlich wieder zurücklegen. Allein, damit hat's ja noch Zeit. Ich fürchte nicht so bald zu versaulen, auch wenn meinem Kopf und meiner Zahnbürste die Haare noch mehr ausgehen sollten.“ Trotzdem kam der Virtuose in ihm keinen Augenblick zur Ruhe. Und er konnte in dieser Beziehung sogar sehr empfindlich sein. So schreibt er einmal an Bechstein, da Ehrlich sein Spiel im Vergleich mit Taubig mit vielen Einwänden kritisiert hatte: „Ehrlichs Parallele hat mir wenig Spaß gemacht. Ich kann

also nicht Liszt spielen. Außerdem spiele ich kalt, verstandesmäßig. O Ochse! Berlins Nüchternheit und daraus sich mir gegenüber ergebende Feindseligkeit hat meine innere Wärme stets komprimiert. Ich spielte nur immer wie ein Advokat für mein „klassisches Verständnis“. Hier im Süden habe ich mich gottlob freier zu entfalten vermocht.“ Im übrigen hatte ihm in Hannover das Zusammensein mit Bronsart und seiner Gattin sehr wohl getan. Die alte Freundschaft war wieder in voller Stärke hervorgetreten. Und unter allen Lisztschülern stand ihm Bronsart als Mensch und Charakter am nächsten.

Mit einem „kolossalen Bundeschnupfen“ nach München heimgekehrt, fand er eine Überfülle von Arbeit. Rachner war fort — in Wien. So lag die ganze Last des Theaters auf seinen Schultern. Dazu meinte er: „Das frühere Regime hatte ganz den Charakter eines „après nous le déluge“ — alles Alte abgespielt und weder Oberon noch Eurhante noch Fidelio noch Marschner oder Spontini einstudiert! Ich werde negerhaft zu arbeiten haben.“ Und doch brachte er Manfred mit Schumanns Musik, die er durch Zusätze aus dessen Symphonien erweitert hatte, Orpheus, Entführung, Freischütz, Wasserträger, Abu Hassan, alle neu einstudiert. Und dies alles während den Proben zu den „Meistersingern“, die unter seiner Leitung ihren Anfang genommen hatten. Dazu kam, daß sein Amt als Vorspieler des Königs durchaus nicht ruhte. Er stand in dessen voller Huld. Und eines Abends mußte er ihm das Versprechen geben, den Freund an die Vollendung des „Siegfried“ zu gemahnen. Das beglückte auch ihn. Und manches Erfreuliche kam dazu.

In diesem Gefühle schrieb er an Bechstein: „Lieber Freund! Wären Sie hier, so raunte ich Ihnen allerlei ins Ohr. Ich habe jetzt beinahe erreicht — der Sache nach, was ich stets wollte, ich beherrsche das musikalische Gebiet in einer Stadt, die binnen Jahr und Tag in ihren Kunstäußerungen Berlin, Wien, Leipzig vollständig verdunkeln soll! Ja, ich hoffe es dahin zu bringen! Ja, wir alle aus der Weimarischen Schule werden siegen, werden herrschen — und die Gegner werden verduften in Galle, und man wird sie ausgießen in das G der Vergessenheit! Und die Kunst, die wahre, edle, hohe wird sich wohl dabei befinden und Liszt wird als Wunder der Vortragskunst, und was damit zusammenhängt, als Stifter einer neuen Ära gefeiert werden in Büchern, die man einbinden läßt in Prachtbände usw.“

Liszt war übrigens im September in München gewesen und hatte zwei Vorstellungen von „Lannhäuser“ und „Lohengrin“ beigewohnt. Er hatte Bülow zwar krank, aber guten Humors gefunden. „Er ist,“ schrieb er, „ungemein mit der Organisation der Musikschule beschäftigt, liest viel über Methode, schreibt bis ins kleinste ausgearbeitete Reglements und bewährt in allem seinen kraftvollen und feinen Geist. Alle, die ich über Hans gesprochen, hegen für ihn wahre Hochschätzung, und ich hoffe, daß er seine Position behaupten wird, wie er es verdient.“

Von München aus war Liszt zu jenem kurzen und geheimnisvollen Besuch nach Triebtschen gereist. Er hatte den Freund sehr verändert gefunden. „Aber sein Genie hat keine Schwächung erfahren. Die ‚Meistersinger‘ haben mich durch Mark und Rühnheit, durch Kraft, Blut

und unerschöpflichen Reichtum in Erstaunen gesetzt. Kein anderer wäre imstande gewesen, ein solches Meisterwerk hervorzubringen.“ So schrieb er von München aus an die Fürstin über seinen Besuch, den er seine beste Tat nannte. „Es ist mir, als ob ich Napoleon auf St. Helena gesehen hätte.“ München aber traf er in neuer Erregung. Die Verlobung des Königs mit der Herzogin Sophie war gelöst! Er blieb indessen auf Bitten seines Schwiegersohnes noch eine Woche, um ihm nützlich zu sein, ihm neue Bekanntschaften zu verschaffen, seine Position zu befestigen. Auch mit Hohenlohe verhandelte er. Freilich Erfreuliches erfuhr er nicht. Trotzdem glaubte er an die Dauer von des Königs Freundschaft für Wagner und auch von Bülow's Stellung. Das schien sich zu bewahrheiten. Denn alsbald folgte am Hoftheater die längst erhoffte Änderung, und Baron Verfall trat an die Stelle des Intendantenrat Schmidt. Bülow freute sich des neuen Intendanten, denn er hielt ihn für einen wahrhaft künstlerisch gebildeten Kavaliere. So war er seit langem sein Kandidat gewesen. Doch sollte es nicht lange dauern, bis ihm die Augen aufgingen und Gegensätze zwischen ihm und Verfall erwachten, die nicht wenig zu seinem Fortgang von München beigetragen.

Inzwischen gingen die Proben zu den „Meistersingern“ ihren Gang, zu denen als Chorleiter Hans Richter aus Triebchen berufen war. So war im Rohbau bereits alles fertig, als Wagner am 20. Mai nach München kam, um die Oberleitung zu übernehmen. Er konnte mit dem Geleisteten vollkommen zufrieden sein. Alles arbeitete mit voller Hingebung, das Orchester hatte Bülow völlig in der

Hand. Es waren wiederum Tage höchsten gemeinsamen Kunstschaffens, das belebend und erfreuend auf alle wirkte, zumal auf den Meister selbst. So kam der 21. Juni. Es war ein Fest im höchsten Sinne des Wortes. Und ein voller Sieg! Wir dürfen sagen — ein deutscher. Denn dieses hohe Preislied deutscher Bürger- und Dichterehre drang dem Volke zum Herzen und ließ es ahnend verstehen, was es in diesem Künstler besaß. Und es war ein Bild von unvergänglicher Schönheit, die beiden Freunde, den König und den Schöpfer des Werkes, nebeneinander in der Königsloge zu gewahren im Sinne des Dichters: „So soll der Säng' mit dem König gehen, denn beide stehen auf der Menschheit Höhen!“ Bülow soll in der Nacht nach Berlin telegraphiert haben: „Horaz neben Augustus.“ Das Wort ist nicht bestätigt und klingt für ihn zu doktrinär. Seine historischen Parallelen waren, wenn er überhaupt solche zog, echter, wahrer. Aber ihm gebührte der Löwenanteil an dem „beispiellosen Triumph“, an dem ein großer Teil der Freunde und Kämpfer teilnahm. Freilich fehlte wiederum Viszt. Bülow selbst aber hatte die Freude, seinen alten und besten Freund Bechstein zur Seite zu haben. So war dieser Zeuge der rückhaltlosen und bewundernden Anerkennung, die Bülow für seine große Tat von allen Seiten erntete. Peter Cornelius fand in seinem Bericht für die „Süddeutsche Presse“ den rechten Ton für ihn und sein wahrhaft schöpferisches Wirken: „Hans von Bülow, dessen Leitung der ‚Meisterfänger‘ von einer hierarchischen Unterordnung des ausführenden Willens unter die Autorität des Schaffenden durchdrungen war, erscheint uns in

der Lösung solcher Aufgaben als der hervorragendste unter den repräsentierenden Musikern dieser Zeit. Von priesterlicher Begeisterung für die Kunst und ihre geweihten Träger erfüllt, verleiht ihm deren ritterliche Ausführung den Schimmer des Heldentums. In seinem Namen sei denn auch schließlich der Dank an alle Hingebung und Selbstverleugnung zusammengefaßt, mit welcher so mannigfache Kräfte dem deutschen Geiste ein großes Kunstwerk zum Bewußtsein brachten.“ Sein Ruhm, auch als Dirigent, ging jetzt ins Weite. Es kamen ihm zumal aus Paris glänzende Anträge von Pasdeloup und dem Impressario Allmann, dort den „Lohengrin“ einzustudieren und zu leiten. Er lehnte ab. Würdig, deutlich und deutsch: „Ich bin von keinem internationalen Ehrgeiz geplagt — mir liegt wenig daran, daß man in dem großen Lohuwabohu, das sich London oder Paris nennt, von mir spricht. Mein ganzer Ehrgeiz gipfelt darin, in immerhin mehr hervortretender Weise, als es in der Gewohnheit meiner Kollegen liegt, meine künstlerische Pflicht an dem Platze zu erfüllen, auf den mich die Gnade S. M. des Königs von Bayern gestellt hat. Mein einziges Ziel ist, als Person in der Aufgabe unterzugehen, die ich mir vorgenommen, und aus der Münchener Oper und Musikschule deutsche Musteranstalten zu schaffen. Nehmen Sie mich also für einen umso unverbesserlicheren Provinzler, als ich es mit Absicht und aus Gewissenspflicht bin.“ Er meinte freilich zu Wohl: „Vielleicht ist das eselhaft vom internationalen Standpunkt. Ich bin nun aber ein deutscher Esel, will es bleiben (aus Beruf).“

Wenn man nur diese wahrhaft edle Gesinnung anerkennt

hätte! Das Röstliche an seinem Leben war und blieb die Arbeit. Raum war die Feststimmung der „Meistersinger“ verflogen, kamen die Schlußprüfungen am Konservatorium. Ein Lichtblick war der Besuch Bronsarts, dem er gerade jetzt sehr nahe kam. Dann schloß sich der Einsame hermetisch von der Welt ab — um an seiner Beethovenausgabe für Cotta zu arbeiten und die erste Hälfte fertigzustellen. Ein guter Teil des August verging, bis er sich von München losmachen und zur Erholung nach Wiesbaden begeben konnte. Er bedurfte ihrer und der Zerstreuung. Die suchte er im Spielsaal des Kurhauses und auf dem Schießstand. Im Spiel hatte er wenig Glück, und er meinte resigniert zu Bechstein: „Hasardspielen ist das Allerschwerste, weit schwieriger als das Pistolenschießen, was ich hier sehr schön gelernt habe.“ Sonst trieb er „höhere und höchste Bummellei“. So schrieb er wenigstens. Seine innere Stimmung war freilich anders. Sie war über die Maßen trübe und blieb es auch nach seiner Rückkehr. Er klagte es seinem Bechstein: „Die Gesundheit meiner lieben Frau (bitte, lassen Sie meiner in Berlin weilenden Mutter wegen nichts davon verlauten) ist sehr schwankend. Ärzte raten Klimaveränderung — München ist für sie zu rauh — und vermutlich werde ich mich auf längere Zeit von ihr trennen müssen — sie geht entweder zu ihrer Stieffchwester nach Südfrankreich oder nach Italien — das ist in mehrfacher Hinsicht sehr herb für mich. Dazu dienstliche Überladung — Wiederbeginn der Musikschule mit viel neuen Eleven — fortwährende (nur teilweise lohnende) den Opernfarren vorwärtszubringen.“ Und doch läßt er sich stets neue Arbeit auf. Wie er in

München seinerzeit für die Abgebrannten Partenkirkens und dann zum Besten der Marienanstalt gespielt, so hat er im Winter 1868 in Nürnberg für das Hans=Sachs=Denkmal zwei Konzerte gegeben. Und dazu die rastlose Tätigkeit in München selbst. Er schloß sich von allem ab, las keine Zeitung, ja er zürnte Raff, als ihm dieser einen feindseligen Artikel zusandte, der ihm zwei schlaflose Nächte bereitete. Es ist, als ob er das baldige Ende seiner Wirksamkeit geahnt und noch vorher seine Absichten völlig hätte durchführen wollen. Fern von jeder Parteilstellung, ohne jede Teilnahme an Koterie hat er nur das Gedeihen des Theaters im Auge. Er konnte mit Recht sagen: „Mein künstlerisches Tätigkeitsprinzip ist bonapartistisch. Zerstörung der alten und neuen Parteien. Die Partei, für welche ich Propaganda mache, ist die der Leute, die was können und leisten. Hier in München habe ich für die nächste Zeit nur eine Haupttendenz: musterhafte Aufführung aller klassischen Meisterwerke. Darauf soll später Weiteres aufgebaut werden. An keinem Institute ist man so tätig wie hier. Zu gleicher Zeit studiert man fortwährend drei neue Opern ein, resp. restauriert alte. Denn im Restaurieren haben wir die größte und größte Arbeit vor uns.“ Das war in der Tat das, was Ritz ihm in seinem grenzenlosen Leid als Trost und Ermunterung zurief, nur abgesehen von dem Denken an das eigene Schaffen: „Ohne Unterlaß denke ich an Dich, ich bin einig mit Dir, ich bewundere und liebe Dich aus dem Grunde des Herzens. — Ja, mein teurer Hans, Du mußt in allem der große Künstler sein, den ich seit langen Jahren in Dir erkannte; Du mußt das München=Athen der Musik schaffen, das Du im Auge

hast. Du mußt aber auch das Göttliche Deines Geistes festhalten und Deinem Namen den Glanz Deiner Werke geben. Du mußt mit einem Worte mir die höchste Freude bereiten, einen Sohn zu haben, der größer ist als ich. Dies alles aber wird von selbst werden, wenn Du der Richtung folgst, in der Du mit so edlem Mute vorwärts schreitest. Und von nun an wirst Du geringen Hindernissen begegnen, denn der härteste und schwerste Teil Deines Tageswerkes ist siegreich vollendet. Nur eines bleibt, das Du hüten mußt, und ich beschwöre Dich, daran ein wenig mehr zu denken, Deine Gesundheit.“ So schrieb er am 12. Dezember. Am 9. Januar sahen sich die beiden wieder. Doch nur wenige Stunden verblieb Rißt mit ihm zusammen, dann fuhr er weiter nach Weimar.

Inzwischen hatte Bülow in München die Freude, seine Ballade „Des Sängers Fluch“ ungeheuer applaudiert, „ohne alle Opposition und mit allgemeinem Hervorruf“ aufgenommen zu sehen. Cornelius sandte ihm eines seiner liebenswürdigen Gelegenheitsgedichte, das sein Wirken und Schaffen, sein Wesen und sein Los warm und wahr beurteilte. Bülow erwiderte ihm mit Versen in seiner Art — ohne Sentimentalität, aber nicht minder treffend. Es war ihm aber trotz allem eine Art von Weihnachtsgeschenk, wie die Holländer-Aufführung am 30. eine antizipierte Silvesterfeier. Sie brachte den ersten theatralischen Versuch seiner jungen Schülerin Gungl, die nach dieser gelungenen Kraftprobe wieder in die Lehre sollte. Er schrieb darüber: „Schöne Aufführung. Denkwürdiger Abend. Guter Jahreschluß, doch sehr melancholisch.“

Das neue Jahr sah ihn bald wieder auf Konzertreisen, die ihn nach Hannover und vor allem nach Brüssel führten, wo er zwar keine glänzenden Geschäfte machte, aber doch erfreut Rißt schreiben konnte: „Ich habe erreicht, was ich mir vorgenommen: ich habe über Rubinstein gesiegt!“ Und allgemeiner Jubel kam ihm entgegen und das Orchester betete ihn an!

Aber in München harrten seiner neue Schwierigkeiten. Vor allem wandte sich der König an ihn, seinen brieflichen Wunsch der Aufführung von „Tristan“ und „Rheingold“ an den Meister zu übermitteln. Das Begleitwort war rührend, ja ergreifend. „Wüßten Sie, wie mächtig meine Sehnsucht nach diesen Werken ist, Sie würden, ich bin dessen gewiß, mit allen Kräften dieses mein inniges Verlangen erfüllen. Sie allein vermögen es.“ Und doch hatte er sich gerade wegen der Bülow so tief erschütternden Lebenskatastrophe vom Meister zurückgezogen, der sich in gewissem Sinne damals in äußerster Sonnenferne befand und sogar mit dem vollen Bruche rechnete. Kühn und tapfer, furchtlos und selbständig wie in allen großen und entscheidenden Lebensmomenten. Bülow tat in dieser Sache, was er konnte, und Wagner gab auch in bezug auf „Tristan“ und „Rheingold“ nach, obschon der königliche Wunsch völlig seinen Anschauungen und inneren Entschlüssen widersprach. So fügte sich auch Bülow trotz allem Widerstreben und mit Aufbietung der letzten Kraft. „Wie es ausfallen wird?“ schrieb er an Pohl in grimmiger Resignation, „nur immer rin ins Vergnügen! König befehlt, und wir haben zu parieren, und das ist schließlich sehr gut — denn ohne Diktatur kommt nichts vorwärts.“

Gottlob, daß man einen Herrn und Gebieter hat, der den Teufel nach Schwierigkeiten und Unmöglichkeiten fragt.“ Und er ging alsbald an die Arbeit für den Tristan. Aber seine Tätigkeit hat etwas Gespensterhaftes, wie die ganze letzte Münchener Periode überhaupt. Freilich, den Aufführungen selbst merkte man es nicht an. Alles, was er an musikalischen Leistungen der Öffentlichkeit bot, stand auf wahrhaft künstlerischer Höhe. Er ist wie Bertrand de Born, der nur die Hälfte seines Geistes bedurfte, und München verspürte mehr als einen Hauch dieses Geistes. Und der heftigste, leidenschaftlichste aller Menschen bewährte dabei eine Selbstbeherrschung sondergleichen und zugleich eine Ritterlichkeit, die wahrhaft ergreifend wirkt. So sein Verhalten gegen Franz Lachner. Sein Edelmut ließ ihn auch diesem Gegner gegenüber nicht ruhen. Er brachte nicht nur seine Oper „Catharina Cornaro“ in einer Weise heraus, wie sie dem Komponisten selber nie gelungen war, sondern tat noch ein Weiteres. Die Münchener Zeitungen brachten Ende März die vielsagende Meldung: „Gestern morgen besuchte Herr von Bülow mit Herrn Direktor Meher und drei Hofmusikern Herrn Generalmusikdirektor Lachner, um denselben einzuladen, im Odeonkonzert seine neueste Suite zu dirigieren. Das erfreuliche Resultat dieser Begegnung ist, daß Lachner sich bereit erklärte, diese Suite zur Aufführung zu bringen und selbst zu dirigieren.“ Wie Bülow zu ihm und seiner Oper stand, illustriert am besten ein Wort, das er in Florenz an seine Mutter schrieb: „Ich hab’ mich auch schon rasend verliebt — rate in wen? In Catharina Cornaro von Tizian, die ich in der Pitti-Galerie jeden Vormittag eine halbe Stunde anstiere.

Rachner dürfte sie wohl niemals gesehen haben.“ Aber damals tat ihm der alte Herr leid. Es war eine Art Elsa-Stimmung der flehenden Ortrud gegenüber. Wagner bedauerte ihn wegen der Notwendigkeit dieses Rachnermanövers, aber verspürte selbst grausam Lust, „*exempli causa*“ auch solch einem musikalischen E. Debrient zu servieren und ihm zu beweisen, daß er mit seinen hier erlangenen Fähigkeiten und Fertigkeiten höchstens in die Dorfkirche gehört.“ Das wäre in diesem Falle nicht ganz gerecht gewesen, aber es hätte völlig der Kampfstimmung entsprochen, in der sich Wagner gerade jetzt in seiner „vogelfreien“ Isoliertheit befand, und die an den Geist und die Männer der Renaissancezeit — sei es Lorenzo di Balla oder Ulrich von Hutten — und nicht zuletzt an Bülow's Kampfperiode in Weimar und Berlin gemahnt. In diesem Sinne hatte er sein „Judentum in der Musik“ als Fehdehandschuh in die Öffentlichkeit hineingeworfen. Die Folgen waren unabsehbar. Bülow hatte das vorausgesehen. Aber er war nicht gewillt, ihm dabei die Gefolgschaft zu verweigern, als er hörte, daß die Broschüre in Wien geradezu Revolten hervorrief. „Umso besser,“ schrieb er an Liszt, „ich fühle mich stark genug, den Antijudaismus zu bekennen.“ Und er verband damit einen Schritt, der ursprünglich nichts anderes war als eine warme Liebenswürdigkeit für seinen Schwiegervater. Er hatte ihm ein Konzert zugunsten des Peterspfennigs in Regensburg zugesagt und bereits das Nähere dazu veranlaßt, sowohl in Regensburg wie in Augsburg bei dem Redakteur der „Augsburger Postzeitung“. Er hoffte in der Tat auf Unterstützung von dieser Seite in der „Neuen

Wagnerfrage“. Doch wäre es falsch, wollte man ihm nur solche Motive unterschieben.

Eine Sympathie für den Katholizismus war bei ihm immer vorhanden. Dazu kam, daß er in München die eminente Bedeutung desselben für Land und Volk kennengelernt hatte. Ja er hatte sich selbst über die Ultramontanen, die ihn so heftig bekämpft, ein anderes Urteil gebildet und verwies es später einmal seinem Verleger und Freund Spitzweg mit ernstesten Worten, als er an seinen Anschauungen eine Kritik übte, die ihn tief verletzte. „Sie schieben,“ schreibt er, „diesem Verkehr gefälligst Nützlichkeitsmomente eigener Art unter, die gottlob meinem ganzen Wesen, das dergleichen bei anderen kategorisch verdammt, heterogen sind. Diejenigen Mitglieder der sogenannten ultramontanen Partei, welche ich die Ehre gehabt habe, kennenzulernen — haben mir einen intellektuell, moralisch und ästhetisch unvergleichlich respektvolleren Eindruck gemacht, als irgendwelches nationalliberale Individuum. Was ich bei derjenigen Partei, der ich meinen (niemals verleugneten, allerdings nicht roh-demokratischen) Grundsätzen nach anzugehören solange in einer fatalen Täuschung begriffen war, vergeblich gesucht habe: wirkliche Humanität, Kopf- und Herzensbildung (auch der äußere Taft und die Lebensart entspringen nur aus dieser Quelle) — das habe ich bei den ‚Schwarzen‘ gefunden, welche sehr mit Unrecht von den Herrn Fortschrittlern als ‚Neger‘ behandelt werden. Ihr Vaterland mag sich zu diesen Negern gratulieren — ohne dieses Widerstandselement würde die blanke süddeutsche Gemeinheit bald alles Ziel überschritten haben. Die gütige Vorsehung, welche dem armen

Estimo Renntier und Seehund verliehen, hat es in gleicher Weise so eingerichtet, daß die Bestialität des Bajuwarenstammes an Bier und Pfaffentum einen Dämpfer erhielt. Nehmen Sie diesen Dämpfer weg, und — doch, wie es scheint, möchten Sie diese Erfahrung machen, zu deren Resultat zu gratulieren ich mich wohlweislich enthalte.“ Nimmt man das Outrierte und deshalb Ungerechte seiner Ausdrucksweise weg, sieht man ab von seiner Unkenntnis und Verkennung des echten und unverdorbenen Bajuwarentums, so zeigt sich eine tiefe, ja ergreifende Wahrheit von geradezu prophetischer Kraft. Freilich, die Erfahrungen, die ihm diese Worte eingegeben, hat er nicht in München selbst gemacht, sondern vor allem bei jenem Konzert in Regensburg am 18. April, wo nach vorheriger ihn tief enttäuschender Absage ihn Liszt überraschte und er mit ihm und den einflußreichen Männern schöne und anregende Stunden verleben konnte. Das waren vor allem der Domkapellmeister Witt und der Verlagsbuchhändler Pustet, zwei in jeder Hinsicht ganz ausgezeichnete Männer, und Bülow meinte sogar, die einzig angenehme Erinnerung, die er aus Bayern mitgenommen, seien „die sympathischen Physiognomien der Witts, Pustet usw. usw., deren Briefe ich sogar dem allgemeinen Autodasé mit einigen anderen Skripturen entzogen habe.“ In der That scheint ihm Regensburg ganz außerordentlich wohlgetan zu haben. Es herrschte dort immer ein guter musikalischer Sinn. Kirchenmusik wie weltliche haben dort stets eine gute und liebevolle Pflege gefunden, und das Gefühl für echtes Künstlertum wurde jederzeit lebendig gehalten. Er hatte aber auch die Freude, dort mit seinem treuen Bechstein

zusammenzutreffen, der es sich nicht hatte nehmen lassen, ihm den Flügel persönlich zu bringen. Noch nie aber hatte sich Bülow so gesehnt, Liszt zu begegnen, als diesmal. Als dieser zunächst abgesagt, meinte er: „Großer Schmerz für mich! Liszt kommt nicht nach Regensburg! Ich hatte mich so wahnsinnig darauf gefreut, ihm vorzuspielen.“ Und ihm selber klagte er: „Wenn Du wüßtest, wie ich mich gefreut, mich einmal vor Dir in der Öffentlichkeit hören zu lassen und Dir ein Bild der Entwicklung Deines Schülers als Pianisten zu geben! — Indessen — nachdem hier höhere Kraft waltet, — sprechen wir nicht mehr davon. Nur — legte ich einen ungemeinen Wert auf diese Freude; sie hätte mich all die Kränkungen und Kümmernisse dieser letzten Wochen vergessen lassen können, die mich auf acht Tage krank gemacht (ich befinde mich noch schlecht genug, obwohl ich meine Kurse an der Musikhochschule wieder habe aufnehmen können), und diese Qualen werden damit enden, daß ich meine endgültige Entlassung einreichen werde, wenn ich nicht volle und vollständige Genugthuung erreiche — die beste wäre die Absetzung Versalls, die ich über den Weg von Luzern fordere. Ich kann Dich noch mich selbst mit Details ermüden — es mag Dir die Mittheilung genügen, daß es weder einen Skandal noch einen ärgerlichen Auftritt gegeben hat.“ Aber den Trost, den er bei Liszt suchte, fand er nicht. Das war kein Fehler Liszts, nicht Mangel an Herzensgüte und Liebe für ihn. Nur wollte er ihn unter allen Umständen in München festhalten. Wohl wünschte er eine volle Entlastung seiner Schultern von all der Arbeit, die auch andere zu leisten vermochten, dagegen aber die Wahrung seiner Stellung an

der Musikschnule, seines Einflusses auf das Theater! Im Interesse der Kunst und in seinem eigenen! Bülow's Fortgang von München mußte, das war seine Meinung, „unberechenbaren Schaden bringen für die Kunst — und für uns alle. Du bist unbedingt notwendig,“ meinte er, „um dort die besten Vorbilder und Vorschriften zu geben. Wenn Du auf diese schwierige und ruhmreiche Ehre verzichtest, so wird die Befriedigung im Lager der Philister groß sein. Wohl wird es Dir auch in anderen Städten nicht an Gelegenheit fehlen, Deine bewundernswerten Fähigkeiten zu entwickeln, aber Du müßtest die Arbeit, die Du bereits in München geleistet, wieder von neuem beginnen. Die alten Sorgen werden sich wieder einstellen — und gesetzt, Du schlägst die Laufbahn des wandernden Virtuosen ein, so bezweifle ich stark Deine Freude, das alte Konzertroß zu reiten, wie Rubinstein, der auch besser getan hätte, statt in Petersburg den Kampf gegen Windmühlen aufzunehmen, ruhig, ohne sich zu ärgern, auf seinem Platze zu bleiben.“ Das waren Liszt's Gedanken, wie er sie später im Juni schriftlich niederlegte und die sich durch sein ganzes Verhalten zu seinem unglücklichen Schwiegersohn hindurchziehen. In der Sache hatte er ohne Zweifel vollkommen recht. Bülow war trotz aller Schifanen auf dem Wege, sich in München eine bleibende Position zu schaffen. Aber jener rechnete nicht damit, was in Bülow's Innerem vorging, die namenlose Qual, unter der er litt. Freilich ließen ihn die Münchner Theaterschifanen, die Wenigen vor ihm wie nach ihm erspart geblieben sind, alles schwerer, ja bis zur Unerträglichkeit empfinden. So hatte er kurz vor der Begegnung in Regensburg an Bech-

stein geschrieben: „Ich habe acht Tage Unwohlsein (ziemlich heftig) durchgemacht — insolge furchtbaren 'Ärgers'. — Die Lust, hierzubleiben, ist mir vollständig vergangen. Ich bin ein Narr, mich aufzuopfern. Nur die bereits gebrachten Opfer halten mich ab, gleich zu gehen!“ Bechstein gab ihm deshalb im Gefühl der alten Freundschaft von Regensburg das Geleite nach München und blieb einige Zeit bei ihm, ihn zu beruhigen und zu zerstreuen. Von allen Freunden hatte ja gerade er in dieser Richtung den besten und segensreichsten Einfluß. Er kannte ihn und sein Wesen und liebte ihn. So war er auch jetzt in dieser schwersten Zeit seines Lebens der beste Tröster. Und Bülow rief dem Scheidenden schwermütig nach: „Seit Sie fort sind, habe ich nichts Erbauliches erlebt, viel dagegen ‚au controleur‘. Wollte zu den Pfingsttagen einen kleinen Landausflug machen, — da fängt jetzt eben am Vorabend — der die ganze Woche heitere, unverschämt heitere Himmel an zu regnen, daß es eine (Schaden)=freude ist! Strafe für die liberal ausgefallenen Wahlen! Nur mehr Regensburg hat exklusiv ultramontan gestimmt, und sich also würdig gezeigt, am 4. August von mir wieder mit einer Klaviersoiree beglückt zu werden.“ Wie ihm zumute war in diesen Tagen und wie diskret er die mehr und mehr zur Entscheidung drängende Schmerzensfrage selbst dem treuesten und verschwiegensten Freunde gegenüber behandelt, das ist aus folgenden Worten ersichtlich: „Da insolge des fortdauernden Leidens meiner Frau deren und der Kinder Rückkehr aus Luzern vor der Hand nicht erfolgen kann, da meine Mutter bei meiner Schwester länger, wie beabsichtigt war, bleiben wird,

und ich, weil körperlich aufgerieben, die Einsamkeit nicht mehr ertragen kann, ohne befürchten zu müssen, mich eines häßlichen Tages von mir selbst zu befreien, so habe ich mir jetzt einen scharmanten jungen Dohnginstler ins Haus genommen: Sohn des berühmten Servais aus Brüssel, talentvoller und wohlerzogener Mensch, der meinem Schwager Daniel und also auch Liszt fabelhaft ähnelt.“ Dieses Festhalten, ja in gewissem Sinne neu Beleben des geliebten Toten gerade in diesem Augenblick hat etwas Erschütterndes. Es ist, als ob der Schmerz für ihn das Ausdrucksmittel des tiefsten Empfindens sei.

Dabei aber hatte er künstlerisch das Äußerste zu leisten, was Menschenkraft vermochte. Er brachte eine schöne und gelungene Aufführung des „Lohengrin“ heraus, während er mit ruheloser Pein an der Neueinstudierung von „Tristan und Isolde“ arbeitete: gegen Wagners Willen auf strikten Befehl des Königs, dem zu widerstreben er nicht übers Herz brachte. Wagner meinte freilich, und von seinem Standpunkte aus mit vollem Recht, er würde an seiner Stelle den Taftstock hinwerfen und seine Entlassung nehmen. Zu letzterem war auch Bülow entschlossen, und in der Tat ist sein Entlassungsgesuch vom 8. Juni datiert, also vor der Tristan-Aufführung. Aber diese selbst hat er noch dirigiert. Unter den schwersten äußeren Umständen. Auch im Orchester fehlte es nicht an unwürdigen Schikanen, sodaß gegen das unverzeihliche Benehmen des Konzertmeisters Walther würdige Mitglieder des Hoforchesters selbst Partei für Bülow ergriffen. Doch das waren Äußerlichkeiten, zumal sein furchtbar gemartertes Gehirn zu einem festen Entschlusse sich durchgerungen

hatte. Davon macht er am 4. Juni Bechstein die ernste und ruhige Eröffnung: „Ich habe — Ihnen zu allererst — eine Neuigkeit mitzuteilen: ich bin fest entschlossen, meine hiesige Stellung in kürzester Frist vollständig aufzugeben, mit anderen Worten, meine Entlassung zu nehmen — vom Oktober ab ein Jahr vollständig, d. h. lediglich der Wiederherstellung meiner gänzlich zerrütteten Gesundheit zu leben und nach Ablauf dieses Jahres, je nachdem der Zweck erreicht sein wird, eine andere, neue Wirkungssphäre zu ergreifen. Hier weiß noch niemand von der Unwiderruflichkeit dieses Entschlusses — nur wer mit einiger Theilnahme (nicht schadenfroher) Zeuge gewesen ist, wie ich gekämpft und gelitten, kann's ahnen, daß ich jede Lust zum Weiterbüffeln verloren haben muß. Seit Wochen geht's überall drunter und drüber — nichts wie Ärger, Enttäuschung, fruchtlose Plackerei. Ich muß mich daraus zu retten suchen — ob's gelingt, steht in Frage. Aber versucht muß es werden. Wohin ich von hier gehen werde — über andere Verhältnisse könnte ich Ihnen mündlich das Nötige sagen — schriftlich ist's unmöglich — darüber bin ich mir noch nicht einig, eventuell nach Wiesbaden, wenn dort Gelegenheit ist, sich als Klavierlehrer etwas zu verdienen — sonst aber nur in irgendeiner außerdeutschen Stadt — das alles preßiert nicht. Seitdem ich aber zu diesem Entschlusse, um jeden Preis und jedes Opfer München zu verlassen, gekommen bin, empfinde ich endlich wieder einmal Hoffnung auf Erregbarkeit neuer Lebenskraft und Lebensfrische.“ So bat er denn seinen Freund, die Ersparnisse aus seiner früheren Zeit, die er in Berlin deponiert hatte — denn aus München

schied er mit „reinen“, d. h. leeren Händen — flüssig zu machen. Jetzt aber kamen ihm die paar tausend Taler zugute. „Denn,“ meinte er, „ich muß das nächste Jahr ganz und gar nicht auf Erwerb angewiesen sein, sondern ruhig die Zukunft abwarten können.“ Die natürlichen und erwarteten Bedenken und Beschwörungen des Freundes schnitt er mit folgenden Worten ab: „Lieber Freund — ärgern Sie mich nicht, indem Sie glauben, ich sei im Begriffe, kalten Blutes eine Tollheit zu begehen. Wenige Worte würden vollständig genügen, Sie vollständig aufzuklären und Ihr Einverständnis, Ihre Billigung meines „sonderbaren Schrittes“ zu erlangen — aber schriftlich kann ich das Erforderliche nicht aussprechen. Haben Sie die Güte, gegen jedermann von der Sache zu schweigen, namentlich gegen dritte, wie etwa Taufsig usw. Es mußte so kommen, wie es gekommen ist, und die weiteren Folgen sind überaus logisch. Furchtbar ist gegenwärtig meine Qual und Arbeit mit dem „Tristan“, der auf unabwendbaren Pfad mit Herrn und Frau Vogl zum 22. Juni herauskommen soll. Das wird Geschrei abgeben — mich kümmert's wenig —, bis zum letzten Augenblicke werde ich meine Schuldigkeit tun, trotzdem ich mich kaum mehr auf den Beinen halte. Übrigens mit „Tristan“ hat hier meine Wirksamkeit vor vier Jahren begonnen, es liegt mehr Sinn darin, als Sie jetzt ahnen können, daß ich dieselbe mit ‚Tristan‘ beschließe.“ Und er hielt Wort. Bis zum letzten Augenblick tat er seine Schuldigkeit, und König Ludwig hatte seinen Willen. Am 19. Juni fand die Generalprobe in seiner Gegenwart statt, am folgenden Tage, trotz des heftigsten Widerspruchs des Meisters, die öffentliche Auf-

führung. „Es ist merkwürdig gut abgelaufen,“ schrieb er tags darauf an Bechstein. „Was nicht ernster Fleiß vermag! Vogls hatten zur Erlernung ihrer Aufgabe gerade so viele Monate Zeit, wie Schnorrs Jahre! Morgen Privataufführung für den König. Also morgen vermutlich zum letzten Male — dirigiere ich das hiesige Orchester! Trotz aller Widerwärtigkeiten, die ich hier erlebt und aufs neue zu erleben haben würde, macht mich der Gedanke recht sehr melancholisch. Es ist hier meines Bleibens nicht und der Bechsteinspieler geht unter anderem hier zugrunde — seit Regensburg habe ich nicht eine halbe Stunde Zeit (resp. Kraft) übrig gehabt, ein bißchen zu klimpeln. — Erhole ich mich im Sommer und Herbst, so konzertierte ich vielleicht winters in Belgien und Holland.“

Indessen, so schnell als er gedacht, ließ ihn der König nicht ziehen. Er wußte, was er an ihm hatte, was Bülow in den vier Jahren geleistet, wie er in Konzert und Theater den Grundstock gelegt für eine neue, unerhörte Entwicklung und Blüte der Musik, welche auf gleicher Höhe stand mit dem Blütezeitalter der bildenden Künste unter Ludwig I., das literarische unter seinem Sohne aber weit überragte. So erhielt er statt der definitiven Entlassung in einer ehrenvollen und ihn zu anderer Zeit sicher erfreuenden Weise einen längeren Urlaub zugesichert. Aber der König wollte einen besonderen Beweis der Ergebenheit darin erblicken, wenn Bülow nach vollständig erlangter Kräftigung seiner Gesundheit von dem Entlassungsgesuch absehen und den Dienst wieder übernehmen wollte, wogegen ihm jede tunliche Erleichterung einge-

räumt werden sollte. Bülow war tief gerührt und sprach in einem schönen Briefe seinen Dank aus, mit dem Versprechen, die gewährte Frist zu einer nochmaligen reiflichen Überlegung seines Entlassungsgesuches nützen zu wollen. Er tat es, nicht ohne Hinweis auf die bitteren Kämpfe, die er täglich auszufechten hatte, vor allem aber auf die durch keine Konzession zu beschwichtigenden Feindseligkeiten verschiedener Parteien, welche ihre systematische Opposition gegen seine, „als Günstling eines königlichen Günstlings“ betrachtete Person in der öffentlichen Meinung und deren Organen und leider unter Mithilfe einiger undisziplinierter Mitglieder des Opern- und Orchesterpersonals mit stetig wachsender Heftigkeit betrieben. „Ich übergehe,“ hieß es dann weiter, „die Hinweisung auf die Treudlosigkeit meiner Privatexistenz, welche durch die definitive Trennung von meiner Frau einen harten Schlag erlitten hat, da dieselbe vorzieht, ihr Leben der höheren Rücksicht auf den Schöpfer unsterblicher Meisterwerke im Dienste Eurer Majestät zu widmen.“

So war dem König gegenüber ausgesprochen, was nun unter äußeren Umständen wie aus inneren Gründen zur Schlußkatastrophe führte. In seinem letzten Brief, gleichsam als das letzte Wort an seinen treuesten und größten Schüler hatte Wagner geschrieben. „Wir sind alle unglücklich genug, um uns über nichts mehr zu täuschen, da wir uns nicht mehr helfen können.“ Der unsagbar traurige und große Konflikt drängte zum Ende. Hätte er in einer anderen Zeit, wie in den glücklichen Tagen von Weimar, gespielt, er hätte sich vielleicht ruhiger

vollzogen, als in dieser an und für sich so aufgeregten Zeit. Vor allem hätte die Öffentlichkeit sich nicht darein gemischt und eine Frage, die zwischen drei — und da auch Liszt dazu gerechnet werden muß, vier Menschen — spielte, sich still und ruhig vollendet. Aber so waren alle viel zu ernst, viel zu enge geistig und seelisch und durch alle Fäden künstlerischen Schaffens, künstlerischen Empfindens und Verstehens verknüpft, als daß die Lösung anders denkbar gewesen wäre als durch tiefstes Leid. Die Tochter des größten Freundes Richard Wagners, die Gattin des größten und treuesten Schülers der beiden gewinnt gerade durch diesen ein volles Bild der Größe seiner Kunst und seines Leids. Und aus der Verehrung und dem Mitleid springt in ihr die große, übermächtige Liebe empor, wie auch in ihm. Am „Tristan“ schaffend, die Dichtung in raschen Zügen niederschreibend, ist's, als ob sie beide den Liebestrank schlürften — und unausbleiblich war die Stunde, da das zaghafte und ängstliche Gefühl emporstieg. Und so kam München. Der glückliche Meister rief das Freundespaar, damit es teilhabe an seinem Glück und mit ihm Erlösung suche in höchstem gemeinsamen Kunstschaffen. Und ihr reger Geist findet Freude daran. Sie ist ihm Freundin, Helferin, Sekretärin und Beraterin, sie nimmt ihm alle Arbeit ab. Auch der König fühlte die Größe dieser einzigartigen Frau, die, wo sie bewunderte, helfen, lieben mußte. Und da Wagner München verläßt, nimmt er ihre Liebe mit. Sie ist ihm ferner Geleit. Das Schwere war — der Freund. Auch ihn hat Wagner unendlich geliebt, wie dieser mit einem Gefühl an ihm hing, so groß, so tief, daß es in der

Geschichte der Kunst und Künstler einzigartig dasteht. So herb äußerlich Bülow's Natur sein mochte, von namenloser Hestigkeit, die längst auch in die Ehe eine Erköhlung gebracht, so wunderbar, ja geradezu von Boesie verklärt war dieses Verhältniß vom Schüler zum Meister, vom Schüler, der in den ihm gesteckten Grenzen selbst zum Meister geworden war. Aber ihm und seinen Werken aber vergaß er alles, vor allem sich selbst. Da öffnete ihm ein Zufall die Augen, er erbrach im Interesse des Meisters einen Brief, der ihn erkennen ließ, daß er fortan die Rolle des Königs Marke zu spielen hatte. Doch in ihm steckte nicht die Natur von Kornwall's müdem König. Zunächst wallte das heiße Blut der Bülow's auf. Er dachte die Frage ritterlich zu lösen. Aber einer, der ebenso treu an ihm wie an Wagner hing, so sehr er sonst gleich fühlte und zu gleicher That bereit war wie er, legte ihm dar, daß er in diesem einzigen Falle die Waffe senken müsse. So blieb ihm nichts als das Leid. Und wahrlich, mehr als drei Jahre lang, wo kaum ein Tag verging, an dem er sich mühte für das Werk dessen, der den „Tristan“ schuf und nun als solcher ihm selbst gegenüberstand, hat er sich ein Leben „unaufhörlicher Tortur“ auferlegt, aus der er selbst kein Ende fand, und das doch ein Ende finden mußte, für ihn, der namenlos litt, für die Gattin und für Wagner, die nicht minder litten. Da kam im November 1868 sie zu dem entscheidenden, rettenden Entschluß. Sie ging nach Triebtschen, wo Liszt den Freund gefunden, wie Napoleon auf St. Helena. Jetzt kam sie, seine Einsamkeit, sein Schaffen, aber auch den Hohn der Welt zu teilen. Fraglos, kühn und tapfer — und Liszt

mochte mit Recht sagen: „Wohl ist Cosima mein wildes Kind, wie ich sie einst genannt, eine außerordentliche Frau und von hohem Verdienst, gewaltig stehend über dem Urteil der Menge und der bewundernden Empfindungen würdig, die sie denen einflößt, die sie kennen, ihrem ersten Gemahl Bülow, zuerst! Sie hat sich mit vollstem Enthusiasmus Wagner geweiht wie Senta dem fliegenden Holländer — und wird sein Heil sein, denn sie hört auf ihn und versteht ihn mit prophetischem Blick.“ Und Bülow hielt sie auch jetzt hoch über alles, und sein Grollen galt nicht ihr. Nie hat ein Mann ritterlicher gehandelt als er: er hielt den Schild über sie und tat alles, um sie vor dem Hohn und dem mißfälligen Urteil der Welt zu schützen. Er verschwieg sein Leid vor den nächsten Freunden und suchte den Weg der Lösung zu finden. Aber da trat ihm die Öffentlichkeit in den Weg. Unmittelbar nach dem „Tristan“ brachten die Zeitungen die Nachrichten über Triebtschen mit einem Hohn und einer Niedertracht, die ihm nur die Wahl ließ zwischen zwei Wegen: entweder betrachtet zu werden mit dem aufs tiefste verletzenden Mitleid als ein Mensch, der unwissend in dem geblieben, was alle Welt wußte, oder als ein Erbärmlicher, der das Schmachvollste geduldet als Günstling eines königlichen Günstlings. Das war der Gedanke, der ihn quälte, das war der Impuls, der ihn jetzt zu dem letzten äußersten Schritte trieb. Bis zu den plumpen Eingriffen der Zeitungen, die ihre Gereiztheit gegen Wagner auf ihn übertrugen, war er gesonnen, alles in aller Stille zu erledigen. Wie ihm zumute war, das geht aus dem Briefe hervor, den er am 11. Juli an die Gräfin Charnacée, die

Stieffchwester Cosimas, schrieb: „Das liebevolle Bedenken, das Sie mir weihen mit der tiefen Zartheit Ihrer Worte, mußte mich tief rühren, mußte mir Sicherheit, ja Mut geben, wenn ich mich nicht in einem Zustand voller moralischer und physischer Schwäche befände. Durch ein unabänderliches Verhängniß wird die Ausführung meines letzten Entschlusses, völlig mit der Vergangenheit meiner Existenz als Mensch und Künstler zu brechen noch für mehrere Wochen verzögert. Die unbedingte Ruhe, deren meine völlig zerstörte Gesundheit seit langem bedarf, muß ich durch die Verlängerung eines ebenso ‚unmöglichen‘ als ‚unvermeidlichen‘ Zustandes erkaufen. Schließlich, um diese innere Qual zu ertragen, mußte ich mir eine künstliche Fühllosigkeit einbilden, an der festhalten zu müssen ich beklage, wenn ich an die wahrhafte Wohltat denke, die Sie mir, Madame, durch Ihre schönen Zeilen bereitet haben. Andererseits interessiere ich mich in diesem Augenblick so wenig für mich, für meine Person und deren mehr als zweifelhafte Zukunft — ich bin schon zu alt, um mein Leben mit anderen Mitteln wieder aufzurichten zu können als mit den Resten und Trümmern des Vergangenen und diese Mittel stehen in brennendem Gegensatz mit dem Zweck, daß ich nicht begreifen kann, wie ein so überragendes Wesen wie Sie, Madame, sich dafür interessieren kann. Doch wollen Sie keineswegs an der Kälte meiner Worte die Tiefe des Dankesgefühls messen, das Ihnen für den Augenblick weder erproben noch beweisen zu können, mich unglücklich genug macht. Aber obwohl ich in meine Wiederaufrichtung wenig Vertrauen habe, so verzweifle ich doch nicht daran, daß es mir


später möglich sein wird.“ So sehr ist er anderen gegenüber nicht aus sich herausgegangen. Und in der That, die eingebilddete Gefühllosigkeit hat er während der ganzen letzten Münchner Zeit bewahrt. Nichts bezeichnender, als daß er durch Bechstein Lausig dringend warnen läßt, sich durch seine Stimmung zu feindlichen Schritten gegen Wagner hinreißen zu lassen. Andererseits aber lehnte er auch dessen freundschaftliches Vorhaben, ihn jetzt in München zu besuchen, mit Rücksicht auf seinen Zustand dringend ab. Er wollte, er mußte allein sein. Auch Bechsteins wohlgemeinten Vorschlag eines neuen Wirkungskreises in Berlin wies er ab: „Mit Joachim usw. der Dritte im Bunde!? Wo denken Sie hin? Absolut unmöglich. Es zieht mich zu mächtig ab vom deutschen Boden — ich bin zu bekannt, ich werde zuviel glossirt. Sollte ich, was ich nicht glaube, einmal wieder zu einer Kapellmeisterthätigkeit Neigung spüren, es wäre da höchstens Hannover, kaum Dresden möglich.“ Aber es trieb ihn immer weiter. Mit-ten unter den Prüfungsarbeiten des Konservatoriums schreibt er an Bechstein: „Seit meinem letzten Schreiben ist eine neue — noch schlimmere Wendung in meinen Verhältnissen eingetreten. Hören Sie! Durch Vorkommnisse jüngster Zeit bin ich aufs unausweichlichste zu einem Schritt gedrängt worden, den ich gerne mit den menschenmöglichsten Opfern meinem Meister und Schwiegervater F. L. erspart hätte. Ich muß, bevor ich Deutschland verlasse, die Scheidung meiner Ehe auf möglichst glattem Wege, aber schleunigst zu erlangen suchen. Nach dieser heutigen Mitteilung werden Sie vielerlei begreiflich finden — unter anderem auch, daß ich meine Entlassung

zum zweiten Male eingereicht habe und daß diesmal gesorgt ist, mir dieselbe nicht mehr Allergnädigst versagt zu sehen. Ach, liebster Bechstein — es bricht alles in mir zusammen! Und es hat so kommen müssen!“ In der Tat hatte sein am 19. August eingereichtes Entlassungsgesuch Erfolg. Mit dem 12. September erhielt er seinen Abschied. Der König beließ ihm den Titel eines K. Hofkapellmeisters und gewährte ihm als Merkmal besonderer Zufriedenheit mit seinen ausgezeichneten Leistungen einen Ehrenbezug von 2000 fl. Diesen nahm aber Bülow zunächst nicht an. Indessen führte er in München alles zu ehrenvollstem Ende. Die Prüfungen und Prüfungskonzerte nahmen einen glänzenden Verlauf. Die Schüler und Schülerinnen der Musikschule hatten ihm schon früher eine Adresse überreicht, die bewies, wie hoch sie ihn stellten, daß sie wußten, was sie an ihm verloren. Nicht minder ergreifend war sein Dank, in Wort und Tat. Er beließ der obersten Klasse einen seiner Flügel und schenkte dem Konservatorium eine Büste Wagners. So war in München alles getan. Er konnte gehen. Aber er tat es mit vielen Schmerzen: nicht zuletzt wegen des „Rheingold“, dessen Aufführung bevorstand. Noch ahnte er nicht die Konflikte, die darüber zwischen Triebtschen und München entstanden, ja entstehen mußten. Er dachte nur an das Werk. So schrieb er an Konzertmeister Abel, einen der Edelsten und Besten, der je im Münchner Orchester gegessen: „Genießen Sie doch ein wenig für mich mit, das mir versagte Glück der Aufführung des ‚Rheingolds‘ beizuwohnen. Versetzen Sie sich ein wenig in die elende Haut Ihres Freundes, der jenes Werk mit entstehen sah

und nun verzichten muß, seine glanzvolle Erscheinung zu bewundern.“ Ihm war zum Sterben traurig. „Gott,“ schrieb er an Bechstein, „was steh’ ich allein und freundlich jetzt hier! Meine Existenz ist über alle Ahnung abscheulich. Wäre nur erst alles geordnet — das beste wäre, es schenkte mir eine mitleidige Seele das genügende Quantum Blausäure! Gibt’s keinen ämablen Apotheker in Berlin? Ich würde ihm meine ganze Bibliothek und was er sonst noch haben möchte, dafür vermachen.“ Der Freund aber wußte Besseres. Er bat ihn zu sich, in seiner Wohnung in der Johannisstraße still für sich die nächste Zeit zu verbringen und sich dort, von allen unbehelligt, zu sammeln und zu erholen. So führte Bülow der Weg von München zurück nach Berlin. Ein schmerzvolles, stilles, einsames Fortgehen des Einsamen. Aber innerlich groß und edel, wie all sein Leben war. Großmütig und edelmütig, wie die Worte waren die letzten die er aus München an den Freund schrieb: „Daß ich selbst sehr rein dastehen werde — auch vor der bösen Welt — tröstet mich wenig darüber, daß ein Hallo gegen den großen Meister unausbleiblich sein wird. Ich kann aber jetzt kein Opfer mehr bringen.“ Und doch tat er’s. Er schrieb der Frau, die er bis an sein Ende als der Frauen höchste geehrt hat, einen Brief, in dem er sie freigab, in dem er ihr die Kinder zusprach und von ihr Abschied nahm — fürs Leben.

Sechster Teil

Lebenshöhe und Ausgang

arf man Bülow's Leben mit dem seines politischen Helden Bismarck in Parallele stellen, so gleicht die zweite Epoche desselben rein menschlich genommen den Tagen im Sachsenwald, in Anbetracht von That und Werk aber der Zeit nach dem großen Kriege. Mit sich und dem Schicksal grollend, abgetrieben und abgespannt bis zum Äußersten, hatte er sich, München Lebewohl sagend, nach Berlin in das Asyl des Bismarck'schen Hauses begeben und dort sich rascher, als er's zu hoffen gewagt, wieder den Mut nicht bloß zum Leben, sondern auch zu neuen Künstlertaten gewonnen. Was er dort gefunden, war für ihn geradezu Allheilmittel. Er hat es selbst in den freudigen Dankesworten ausgedrückt: „Die ganze Familie B. hat im August meine Eroberung vervollständigt. Sie und die Ihrigen sind doch eigentlich recht glückliche Menschen und könnten einen mit deutschen Familienzuständen versöhnen.“ Anders in Wiesbaden, wo er die nötige Kräftigung zu seinem endgültigen Ausbruch nach Italien suchte. Er fühlte sich enttäuscht: „Hier gefällt es mir in hohem Grade — miß. Vermutlich reise ich übermorgen ab. Denn ich habe weder Ruhe genug zum Arbeiten noch zur Erholung. Raff ist ziemlich beschäftigt

— übrigens ennuyiert er mich durch seine sehr wohlmeinende, aber nichts weniger als objektive Auffassung der Dinge, von der ich gern verschont bliebe. Sie machen eben eine Ausnahme unter allen meinen sogenannten „Freunden“: die meisten bilden sich ein, vom Hörensagen alles besser zu kennen als ich, der ich's erlebt, und zu einer Belehrung verpflichtet zu sein. Dergleichen ermüdet auch eine nervenstarke Geduld, die ich übrigens nicht mehr besitze, und eine odiose Vergangenheit nochmals zu rekapitulieren, um den „Freunden“ beweisen zu suchen, daß alles Verständige, was sie sagen können, von mir bereits längst verschiedene Male durchgedacht worden ist, dergleichen gehört zu den Aufgaben, die ich mir nicht mehr zuzumuten vermag.“ Diese Objektivität besaß er jetzt schon wieder in vollem Maße. Er nahm an dem Schicksal der „Meistersinger“ in Berlin wie an den Münchner Vorgängen, die sich an das „Rheingold“ knüpften, den engsten Anteil, und zwar ganz im Sinne von — Triebtschen. So schrieb er an Bechstein: „Unterdessen dürfte in München selbst der Zeitpunkt nicht mehr fern sein, wo das Urteil sich berichtigen lassen wird. Lesen Sie doch den vortrefflichen, äußerst maßvollen Gegenartikel von R. W. in Erwiderung auf die Verfallschen Lohnschreibereien. Auch Hans Richter hat in der Süddeutschen Presse eine Entgegnung losgelassen, die Haare auf den Zähnen hat und stichfest ist. P.s Feigheit wird Klugheit genannt werden dürfen, wenn er das Maul hält.“ Indessen brennt ihm der Boden unter den Füßen. Das Breittreten seiner Ehescheidungsache, die er in Berlin dem Advokaten Simson übergeben hatte, in den Zeitungen regte ihn über die Maßen auf. Er wollte

Ruhe, nichts als Ruhe, und noch aus Florenz schrieb er an Bechstein: „Deshalb frage ich Sie: Habe ich endlich meine Absicht erreicht, schweigt man endlich über mich und meine Verhältnisse? Ist aller Skandal zu Ende? In Wiesbaden war's über alle Begriffe scheußlich — jeden Tag im Lesekabinett neuen Ärger, und Herr Hans Wachenhusen fand für nötig, in Wiener Blättern zu erzählen, daß er mich im Wiesbadener Lesekabinett getroffen habe und nun allerhand insame Variationen über mein Aussehen usw. S'ist ein unglaubliches S . . . volk!“

Als er dies schrieb, hatte er sich bereits in Florenz einzuleben begonnen. Er fand dort die Jugendfreundin Jessi Laussot wieder, welche in der Arnostadt jezt ganz ihren musikalischen Neigungen lebte. Sie nahm ihn gastlich auf, bis er am Borgo San Frediano eine bequeme und schöne Wohnung fand. Florenz wirkte trotz der Ungunst der Jahreszeit, der Regengüsse und Überschwemmungen, die gerade damals das schöne Arnotal heimsuchten, geradezu Wunder auf ihn. Man fühlt ordentlich mit, wie er aufatmet, wenn man seine Briefe aus dieser Zeit liest. So schreibt er an Bechstein: „Ja, lieber Freund, wenn ich irgendwo wieder genesen kann, zu mir selbst gelangen, neue Lebenslust und Kraft gewinnen, so wird's in diesem über alle Begriffe himmlischen Lande möglich sein. Florenz und Venedig ist kein Vorurteil, es ist viel schöner, als man sagt und sich träumt, alles packt mich auf die unerhörteste Weise. Ich beklage alle diejenigen, die mir lieb und wert sind, daß sie nicht teilnehmen können an meinem Entzücken. Ich habe bis jezt wie in einem Rausche gelebt, jeder Fleck in und außerhalb der Stadt

ist interessanter, pittoresker, entweder großartig oder anmutig, mitunter beides zusammen, jedenfalls mehr wert als alles, was ich bis dato in meinem ganzen früheren Leben zusammen bewundert und genossen. Ich glaube, es wird nicht lange dauern und ich bin ganz heimisch geworden.“ Und wie das Land, so gefielen ihm die Menschen. Vor allem die Italiener. Weniger die dort ansässigen Deutschen. So dauerte es lange, bis er der herzlichen Einladung Ludmilla Assings in ihr Haus Folge leistete. Es gemahnte ihn zu sehr an das „Anhalter Viertel“ in Berlin, und im übrigen verkehrte sie, wie er schrieb, nur mit politischen Rothäuten aller Nationen. Und mit dem Verlangen nach seinem Spiel kehrte ihm auch die Lust zum „Üben“ wieder. Sobald Grippe und Rheuma überwunden, läßt er sich in der Cherubimigesellschaft, dem Gesangsverein der Madame Lauffot, mehrfach hören. Die Zeitungen waren des Entzückens voll, und er faßte Mut zu neuen Taten. So schreibt er schon am 8. Dezember: „Es ist möglich, daß hier mit der Zeit allerlei Extraordinäres zustande kommt. Unter ‚extraordinär‘ versteht man in Florenz ‚Konzertartiges‘ — dergleichen es nämlich nicht gibt. — Es fehlt alles dazu — es ist eben hier nicht üblich, so wenig wie das Weißbier in München. Saal vakant, Mitwirkende detto, Publikum am dettosten.“ Aber er fühlte bald sehr lebhaft, daß diesem Volk der Sinn zur Musik durchaus nicht fehlte. Schon nach wenigen Wochen beherrschte er die Sprache, die er in der Komödie gelernt. Diese entzückte ihn ganz besonders. „Nie,“ sagte er, „habe ich auch in Paris je so vortrefflich schauspielern gesehen. Das ist über alle Vorstellung plastisch, lebendig,

anmutig, ja entzückend. Man vermißt hier die Musik ganz und gar nicht. Mehr kann ich nicht sagen, um mein Wohlgefallen an diesem Aufenthalt auszudrücken.“ Aber dem Mangel suchte er abzuhelpen. Während man in München infolge raschen Sinkens des künstlerischen Geistes im Hoftheater schon öffentlich nach ihm zu seufzen begann, etablierte er zunächst in seinem Salon ein Trio mit Giobanchini und Scholci, über die er voller Entzücken urteilt: „Künstler und Gentlemans, wie ich sie weder in Berlin noch in Monako zur Verfügung hatte. Zugleich Sorge ich für die künftige Generation, indem ich meinen Schüler Buonamici, der sich prächtig weiter entwickelt, mit zwei Schülern obengenannter Herren angespannt habe. Wenn sie sich eine Zeitlang geübt haben werden, will ich ihr Ensemble kontrollieren usw. Dergleichen Unternehmungen sollen einstweilen rein privaten Charakter haben, eine spätere Öffentlichkeit ist vorbehalten — für nächste Saison — das Angenehmste bleibt ja übrigens das tendenzlose Für=sich=musizieren.“ Doch schon Ende Januar ließ er sich in einem Konzert zugunsten der Bisaner Überschwemmten hören, dem bald weitere folgten. Er weiß das so begeisterungsfähige Volk zu begeistern, und es jubelt ihm mit leidenschaftlichem Enthusiasmus zu. So wird er in rascher Folge Präsident der Cherubimigesellschaft, korrespondierendes Mitglied des königlichen Konservatoriums, und der König selbst schickt ihm seinen Orden von der italienischen Krone. Kurzum, er hat Boden gefaßt, äußerlich und noch mehr innerlich. Er fühlt sich unendlich wohl inmitten dieser eigenartigen und für ihn so neuen Welt. Das geistige und künstlerische Florenz rezipiert ihn,

und er bringt als Gegengabe sich selbst. Auch die italienische Literatur zieht ihn an; er lernt sie kennen und schätzen, und nach allen Seiten hin spinnen sich die Fäden von dem Menschen und von dem Musiker. Er fühlt sich wohl, wie seit langem nicht. So empfindet er es schmerzlich genug, seine im besten Gang befindliche Wirksamkeit, wenn auch nur für kurze Zeit, durch eine Reise nach Berlin unterbrechen zu müssen, wo die Beschleunigung der prozessualen Angelegenheiten seine Anwesenheit notwendig machte. Sein Weg führt ihn über Mailand, wo er sich zweimal hören lassen muß. Anfang April ist er wieder in Berlin als Gast des Bechsteinschen Hauses. In München vermied er jeglichen Aufenthalt. Aus inneren und äußeren Gründen. Sein Verhältnis zum Kabinett hatte sich ja gebessert. Dieses hatte ihm schließlich, nachdem Bülow sich in seiner Noblesse zurückhaltend, ja ablehnend verhalten hatte, das vom König zugesicherte Ehrengelalt aus freien Stücken zugehen lassen. Im Februar drängte die Not die Herren, sich an ihn mit der Frage zu wenden, ob er nicht die Möglichkeit bedacht habe, seine Beziehungen mit München vorübergehend oder dauernd wieder fester zu knüpfen. Denn sein Abgang werde täglich um so schwerer empfunden, als ein einigermaßen entsprechender Ersatz nicht geboten werden könne. Er empfand das als eine große und erfreuliche Genugtuung. Aber er war, für jetzt wenigstens, nicht gewillt nachzugeben. Er stellte dem Hofrat Düsselpp sehr ernst die Lage dar und den inneren Kampf, den ihm sein Entschluß gekostet, von München und dem König zu scheiden. Seine Rückkehr betrachtete er „geradezu als einen Selbstmord“. Und von Florenz

sich wiederum auf die Dauer zu trennen, war er jetzt weniger gewillt denn je. Er wollte nicht zurück zu der alten Qual und dem alten Leid. In gleicher Weise betonte er Recht und Notwendigkeit, daß Wagner die Erstaufführung seiner „Walküre“ selbst überwache. Doch mied er München umsomehr, als der beispiellose Erfolg in Mailand ihn noch fester an Italien fesselte, nach dem er auch in Berlin nicht das Heimweh vergaß. Und seine Begeisterung und Liebe für dieses Land gewann durch Venedig neue Nahrung. Die Lagunenstadt machte bei ihm freilich Florenz den Rang streitig. Sie dünkte ihm überwältigend schön, wunderbar, einzig, großartig und zum Bleiben verlockend. Indessen der Blumenstadt wurde er doch nicht untreu. Schon waren die musikalischen Bande zu stark, die nicht bloß den Pianisten, sondern auch den Dirigenten festhielten. Er konnte nicht begeistert genug von seinen Symphoniekonzerten berichten, die nun vor allem Beethoven galten. Und die Gesellschaft in Florenz trug ihn auf Händen. Es war eine andere „Atmosphäre“ in der er jetzt lebte. Der Enthusiasmus, den der Künstler weckte, kam ihm schön und menschlich entgegen und verschönte ihm Aufenthalt und Leben. Kein Wunder, wenn er die „Nuova Vita“ in sich werden fühlt, wenn er die ganze Zeit für sich später als die Periode der Renaissance betrachtet hat. War er doch mit dem 8. Januar erst vierzig geworden und fühlte in der Tat jetzt ein neues, freudigeres Leben in sich erwachen. Er genießt Italien, selbst in der Musik, er gleitet sozusagen spielend über das Minderwertige, Oberflächliche hinweg, das sich ihm darbietet, und neigt sich umsomehr dem blühenden Leben, das

ihm reich und voll entgegenduftet. Umso schwerer wird ihm jede, wenn auch noch so kurze Rückkehr nach Deutschland, die ihm im Juni wieder droht. „Diese Fatalität,“ meinte er, „ist für mich größer als Sie denken. Italien ist mir, Land und Leute, Klima, alles zusammen eine so wesentliche Bedingung physischen Wohlsseins geworden, daß ich fürchte, trotz der exzellenten Verpflegung im Hotel Bechstein aufs neue zurückgeworfen zu werden, um dann unaufhörlich mit meiner Erholung hier wieder von vorne anfangen zu müssen. Und doch hat er auf der Fahrt dorthin seine Wohltaten ausgestreut. In Nürnberg, Erlangen, Würzburg spielte er zum Besten des Hans=Sachs=Denkmals, nachdem er vorher in Padua schöne und seltsame italienische Nächte verlebt. In Berlin aber kam er mit der „bürgerlichen Rechtsangelegenheit“ endlich zum Ziel. Doch den sehnstüchtig nach Italien Schauenden überraschte dort der Krieg und die beispiellose Begeisterung, die damals die preußische Hauptstadt durchwogte. Auch er konnte sich dem Zauber jener unvergeßlichen Tage nicht entziehen. War doch das Haus Bechstein ein Herd nationalen Hochgefühls, und ihm selbst ward es schwer zu scheiden. Denn ihm kam in dieser großen Zeit jeglicher Privatverkehr „inopportun“ vor. „Die individuelle Existenz,“ meinte er, „hat zur Zeit quasi keine Berechtigung. Schreiben ist auch eine Art Parlamentarismus, und welche Zunge, welche Hand darf jetzt noch ihr Antwesen treiben?“ Frankreich dünkte ihm vom ersten Violinpult ans letzte Bratschenpult gesetzt. Er freut sich der Volkstümmlichkeit Ludwigs II. und seines Bismarck, wenn er auch jetzt in ihm ein Stück Machiavell erkennen will. Und mag er sich

auch, nachdem die erste Begeisterung verraucht, kühler zeigen, so lauscht sein Ohr doch auf die Kriegsnachrichten gespannt, aber nicht unruhig oder ängstlich. Er war im August zur Erholung nach Gmunden am Traunsee gegangen, wo er seine Mutter erwartete. Dort verfolgt er die österreichischen Dinge nun aus der Nähe: „Österreichische Presse zum Teil sehr schmählich. Doch die Majorität der Population ist bei allem Preußenhaß doch noch franzosenfeindlicher. An der Aufrechterhaltung striktester Neutralität vonseiten der Regierung zweifelt keiner!“ Dann fuhr er mit der Mutter nach Oberitalien, um ihr einen lang-ersehnten Wunsch zu erfüllen. Vor allem zeigte er ihr Venedig, wo sie zehn schöne Tage verlebten. In Verona aber trennten sich ihre Wege. Ihn trieb es zurück in das „gelobtere Land“. Doch auch in Florenz beschäftigte ihn die Politik. So schrieb er an den „siegestrunkenen“ Freund Bechstein bald nach Sedan: „Mir scheint das Ende des Endes da zu sein. An eine mögliche Verteidigung von Paris glaubt keiner. Das schmähliche Benehmen der großmäuligen Nation gegen den Kaiser flößt mir eine wahre Sehnsucht nach ihrer härtesten Behandlung durch die Sieger ein. Es ist konstatiert, daß Napoleon nur mit äußerstem Widerstreben der Kriegspartei nachgegeben hat. Hier hat man nur die römische Frage, welche in den nächsten Tagen zur Erledigung (tatsächlichen) kommt, im Sinne. Sehr ehrliche, aber schwache Regierung, die übrigens von bedeutender Preußenfurcht gepeinigt ist. Argwöhnen, Bismarck wolle wegen neun Millionen Katholiken im preußischen Staate den päpstlichen Stuhl etwa durch bayerische Truppen stützen helfen.“ Im übrigen zog

ihn das Florentiner wie das Mailänder Musikleben in seinen Bann. Das Beethovenjahr warf hier seine Wellen stärker als damals in Deutschland. Vor allem durch Bülow. In Florenz gab er mit seinen Beethovensoireen den Auftakt. Er fühlte sich durch diese Aufgabe beglückt, wie durch sein Spiel befriedigt. Er spielte natürlich alles auswendig, was ihm dort noch keiner vorgemacht. Dann ging er nach Mailand, wo er am 4. und 8. Dezember in zwei großen Orchesterkonzerten auftrat und unter anderem das Es-Dur-Konzert von Beethoven spielte. Der Erfolg war so herzlich, daß er sich dort fast mehr zu Hause fühlte als in Florenz und sich „durch und zu mancherlei“ angeregt fand. Wenn er zwei Jahre vorher fast endgültig auf das eigene Schaffen verzichtet, so regte sich ihm jetzt wieder die Lust, und der jetzt entstehende „Carnevale di Milano“ war mehr als eine Sammlung von Tänzen. Er widmete die starke, zehn Tonstücke umfassende Sammlung (op. 21) der großen Künstlerin Elvira Salvioni, die in seinen Briefen eine lebhaftere Rolle spielt. Seine Erfindungskraft darin ist frisch und lebhaft. Auch sonst zeigen sich Ansätze zu neuen Werken, die in der „freundlichsten“ Zeit seines Lebens in der Tat gereift sind. Mit altem Interesse blickte er auf Richard Wagner und das Schicksal seiner Werke. Er hatte schon bei seinem zweiten Aufenthalt in Berlin von Carl Klindworth Erfreuliches über die Vollendung des Siegfried und den Beginn der Komposition der Götterdämmerung gehört. Jetzt, im Mai 1871, am Vorabend von des Meisters Geburtstag, schreibt er an Bechstein: „Der Bericht über R. Wagners Erscheinen in Berlin und seine Aufnahme hat mich sehr

erfreut. Die Berliner müssen sich sehr respektabel benommen haben, sonst hätte Gumbrecht wahrlich nicht seinen Grimm mit solcher Entsagung verleugnet, Engel sich nicht so energisch von der Nabelschnur der Nationalzeitung losgerissen. Auch selbst Dorn sticht nicht bloß, er duftet teilweise. Sein Lob des Dirigenten W. erinnert mich an dasjenige, welches Gukow dem Dichter Wagner spendete. Eine charakteristische Erscheinung der Eifersucht und des Neides, die mit sich selbst Verstecken spielt, wenigstens in den Augen anderer! Desgleichen war es mir sehr wohltuend, von Ihnen zu hören, daß Frau Wagners Gesundheitszustand ein sichtlich erfreulicher ist. Welches Glück für diese, ihrem ersten Mann gegenüber viel zu bedeutende Frau, von ihm getrennt zu sein und die erste traurige Hälfte ihres Daseins durch eine zweite bessere — was der Himmel gebe — korrigieren zu können.“

Diese große und edle Gesinnung beherrschte ihn stets und siegte über all die Erbitterung, die sich von Zeit zu Zeit in ihm regte. Aus der Unterschätzung seiner Künstler-schaft brauchte er diese indessen nicht zu schöpfen. An Anerkennungen fehlte es zu keiner Zeit. Es hätte nur an ihm gelegen, in München wieder den Taktstock aufzunehmen oder in Moskau und Wien in einen bedeutenden Wirkungskreis zu treten. Indessen lehnte er den Ruf nach den beiden letzteren Städten mit kühlem Danke ab. Dagegen rang sich ihm gerade im Frühjahr 1871, wo er wieder unter schweren gesundheitlichen Schäden zu leiden hatte, eine schöne und rührende Idee durch, auf einer großen Konzerttour ein Vermögen zu erspielen. Nicht für sich! Darum machte ihm sein Zustand doppelte Sorge

und Pein. Ziemlich resigniert meint er Anfang Mai, da er Bechstein gegenüber von der projektierten Tour nach Amerika und deren Ausführbarkeit sprach: „Ich weiß es selbst nicht, da der definitive Entschluß vom Stande meiner Gesundheit abhängen wird und muß. 150 Konzerte in sechs bis sieben Monaten ist keine Kleinigkeit. Weiß Gott, ich bedarf zur Ermunterung ‚rinn ins Vergnügen‘ der Zusammenraffung aller meiner väterlichen Gefühle! Der Zweck, meinen Töchtern einmal eine bescheidene Mitgift zu hinterlassen, soll das Mittel — die öffentliche Klimpererei — heiligen. Deshalb werde ich mir auch alle mögliche Mühe geben, im nächsten Quartal genügend zu gesunden und meine Finger genügend zu mobilisieren. Aber, unter uns, ich glaub’ nicht recht daran, daß es gelingt; ich habe mir während der ganzen italienischen Zeit Illusionen darüber gemacht und komme jetzt zur Erkenntnis, daß die qualvollen Jahre meines Münchener und Umgegend-Lebens meine Konstitution radikal verruginiert haben. Sie wissen, ich klage im Grunde nur mich selbst dessen an: es ist aber auch eine verfluchte Sache, in Verhältnisse gestürzt zu werden, deren Bemeisterung man nicht gewachsen ist.“ Es waren Stunden des Kleinmuts, des Rückfalls in seine früheren Stimmungen, aber auch Zeiten der tiefen, eigenen Weichheit, die zwar selten zutage tritt, dann aber umso deutlicher erkennen läßt, wieviel Gefühl sich hinter Herbeheit und Sarkasmus verbarg, wie seine Liebe aber auch Haß und Groll zeitigte. So beim Tode seines Stiefbruders Heinrich, der am 18. November 1870 bei Chateaufeuille gefallen war. Das Schicksal des jungen Helden war ihm furchtbar nahegegangen, und von da an hatte

er im weiteren Verlauf des Krieges gewissermaßen eine Sühne — Blutrache für den „sympathischsten und geistig blutsverwandtesten von allen Gliedern der Familie“ gesehen. Aber von diesen tiefen Gefühlen wurde auch sein Plan der Amerikareise beherrscht. Und auch sonst kam diese Empfindung in Wallung. So bei Karl Tausigs Tod. Er hatte gerade in der letzten Zeit an dessen Schicksalen und Leistungen stärkeres und neidloses Interesse genommen. Auch sein leidender Zustand war ihm nahegegangen: „Daß seine Gesundheit schlecht,“ schrieb er im Mai an Bechstein, „tut mir sehr leid, ich selbst befinde mich aber noch viel schlechter. Ich werde von den Ratten meiner Vergangenheit so nach und nach aufgenagt.“ Aber sein Tod am 17. Juli erschütterte ihn aufs tiefste, und in einem gewissen Gefühl der Schicksalsgleichheit nahm er den Antrag der „Signale“ an, einen Nekrolog auf den alten Mitschüler und Mitkämpfer zu schreiben. Er legte selbst großes Gewicht auf diesen Artikel, über den er zu Bechstein mit einer gewissen Breite sagt: „Ja, lieber Bechstein, da drauf habe ich stark gerechnet, daß ich, wenn auch keinem anderen, doch ihnen ein bißchen gefallen würde, als ich anfangs mit großer Unlust und Befangenheit mich an den Schreibtisch fettete, um Mosstrichs dringender Bitte zu willfahren. Seit sieben Jahren habe ich, wie Sie wissen, nicht mehr musikschriftstellt, mir war zumute, als könne ich kein druckbares Deutsch mehr schreiben, es sei denn à la Karlchen Mießnick. Bald aber geriet ich in Hize und habe quasi zwei Tage und eine Nacht geschmiert, forrigiert usw.“ Am 16. August ging der Artikel ab. Als ihm aber Bechstein den Konzertflügel Tausigs anbot, da lehnte er

ihn ab. Er hatte Angst davor. Wohl machte sich das alte Gefühl des Aberglaubens wieder in ihm geltend, gerade jetzt, wo er die Pianistenlaufbahn mit neuer Energie aufnehmen wollte. In dieser Stimmung fuhr er auch am 22. Oktober nach Rom, um Liszt zum sechzigsten Geburtstag persönlich seine Wünsche darzubringen. Wie tief ihn dieser Tag bewegte, hat er noch von Rom aus dem alten Freunde Bronsart geschrieben. Wenige Tage darauf berichtete er unmittelbar nach der Rückkehr an Bechstein: „Ich schreibe Ihnen sofort, obgleich ich erst diesen Morgen mit vielen grandiosen Eindrücken, aber auch leider mit einer furchtbaren Grippe behaftet von Rom zurückgekehrt bin, wo ich Meister Liszt nach mehr als dreijähriger Trennung an seinem sechzigsten Geburtstag wieder begrüßt habe, worüber er und die Frau Fürstin W. sich sehr zu freuen schienen. Mir hat's sehr wohl getan, ihn physisch im kräftigsten Wohlbefinden, geistig in der frischesten Liebenswürdigkeit und Genialität anzutreffen. Doch nun schnell zur von Ihnen verlangten Entscheidung über die Berliner Proposition. Ihr spezielles Hauptbedenken ist nicht das meinige. Gestern fragte auch noch die Fürstin, ob es nicht möglich wäre, mich einmal mit W. auszusöhnen? Ich protestierte lebhaft gegen dieses Wort: Ich habe mich niemals entzweit mit ihm, wo kommt da die Notwendigkeit einer Ausöhnung her? Frau von S. scheint von dem Umgang mit genialen Leuten nicht viel profitiert zu haben, wenn sie anderer Ansicht ist. Aber ein anderes Bedenken ist da: ich fürchte sehr, daß mir anderswo als in Italien und mit Italienern zu leben absolut unmöglich sein wird, physisch wie moralisch. Außerdem

habe ich anderthalb bis zwei Jahre den reisenden Virtuosen zu machen, das ist unabänderlich. Nach der Tournee mit Steiniz geh' ich zur Frühjahrssaison nach London. Juli und August (noch nicht sicher und tiefes Geheimnis) in München zur Wiedereinstudierung des Tristan, 1. September auf mindestens acht Monate nach Amerika. Jedes meiner Kinder muß zu meinen Lebzeiten wenigstens 10000 Rth. von mir empfangen können. Unter einer Bedingung — ganz im Vertrauen unter uns, lieber Freund, würde ich mich entschließen können und müssen, eine Stellung in Deutschland oder Rußland anzunehmen, nämlich, wenn der siebzehnjährige Stern meines Lebens sich bewegen ließe, mir als steter Begleiter zu dienen. Dann müßte ich eine Position anzubieten haben, und jene Italienerin mit mir nach Deutschland nehmend, würde ich vielleicht meine neue wirkliche Heimat zu entbehren fähig sein. Doch darüber läßt sich in keiner Weise prognostizieren, erst muß die ‚Familienvater= als Pianist=Rolle‘ zu Ende gespielt sein und der bereits vielgenannte Stern zwei Jahre älter geworden. Vielleicht ändere ich mit der Zeit diese Anschauung der Dinge. Vor der Hand, d. h. heute, ist mir jedoch eine andere ganz unmöglich. Doch reden wir positiv. Auf diese Ungewißheit können sich die Berliner Herren nicht einlassen und, da Sie vermutlich im Falle sein werden, eine bestimmte Erklärung meinerseits abzugeben, so sagen Sie einfach mein bedauerndes dankendes ‚Nein‘, wenn Sie's nicht vorziehen sollten, auf meinen Besuch Ende Januar hinzuweisen.“ Ein inhaltvoller Brief, der zeigt, wie sich sein Herz in Italien verankert, gerade jetzt, wo ihn die Freunde in Berlin dräng-

ten, heimzukehren und dort eine Mission aufzunehmen, die trotz Joachim eben nur Bülow zu erfüllen vermochte, nicht auf dem Gebiete der Kammermusik, sondern mit dem Herrscherstabe, der im Konzertsaal absolut und despotisch befehlen sollte. Er aber hat damals jenes Sonett von Dante, „Tanto gentile, tanto onesta“ komponiert. Sein schönstes und wirklich bezauberndes Werk, das er der jungen Gräfin Julia Masetti gewidmet. Auch seine Liebe zu Italien klingt darin mit. Liszt war ergriffen von dieser jugendlich frischen und doch so weisevollen Weise und hat sie für Klavier bearbeitet. Sie war mit der Vision und dem op. 27 „Lacerta“, diesem glänzenden Klavierstück, der Höhepunkt seiner italienischen Tage, die übrigens auch ein anderes brachten. In dem Briefe, wo er so schicksalsvolle Mitteilungen macht, fügt er die kurze Notiz bei: „Beethoven-Ausgabe endlich bei Cotta heraus. Dieses Werk wird mir Respekt verschaffen.“

Indessen rüstete er sich zu seiner großen Konzertreise, die er mit Julius Steinitz als Impresario zu Beginn des neuen Jahres anzutreten gesonnen war. Anfang November aber ließ er sich's nicht nehmen, sich den Lohengrin in Bologna anzuhören, über den er in den „Signalen“ einen wohlmeinenden und selbst gutmütigen „Dialog“ veröffentlicht hat, in taftvoller Rücksicht auf die Begeisterung, mit der diese alte Stadt dem neuen Werke entgegenkam und in gerechter Würdigung der Kräfte und des guten Willens der Darsteller. Dann hieß es Abschied nehmen von Florenz und den von Dante als so undankbar verkehrten Florentinern. Bülow erprobte das Gegenteil. Seine Bewunderer erbaten sogar eine Abschiedsmatinee.

Er war tief erfreut von dieser Ergebenheit und auch von seinem eigenen Spiel befriedigt. Wenn er daher Bechsteins Flügel als etwas magnifiques, noch gar nie und nirgends Dagewesenes rühmte und meinte, Bechstein, das ist für Pianisten, was Stradivarius und Amati für die Geiger, so meinte er auch von sich, daß er bedeutende Fortschritte gemacht. Am 1. Januar trat er dann den Flug an, der ihn zuerst nach Wien führte. Wir vermögen ihn dabei nicht überallhin zu begleiten. Der künstlerische Erfolg war größer als je. Aber in materieller Beziehung hatte er nach dem letzten Konzert in Prag am 17. April doch das Gefühl, daß sein Impresario keineswegs alles so flug eingerichtet, wie es hätte geschehen können. Aber nun drängte es ihn zur Erholung. Er hatte seine Mutter zu einer zweiten Italienreise geladen. Er ließ sie in Florenz zurück und fuhr selbst weiter nach Neapel, sich in den südlichsten Süden zu stürzen. Er brauchte neue Eindrücke. Die empfing er in der Tat. „Ja,“ schreibt er an Bechstein, „ich war glücklich inspiriert, am 25. v. M. hier einzutreffen, gerade zum Haupttakt einer der glänzendsten (und verheerendsten) Extravorstellungen, die S. M. der Vesuv im Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts zu geben geruht haben. Halten Sie beifolgendes Bildchen nicht für übertrieben! Ganz so (denken Sie sich dazu die kochende Bewegung und einen ununterbrochenen Donner, wie ihn Wieprecht selbst bei Monstrekonzerten nicht nachzutrommeln imstande ist!) sah er aus, und ich saß in einer Kneipe auf einem Schiffe am Meeresstrande, aß Muschelsuppe, trank feurigen roten Capri dazu und hörte mir neapolitanische Volkslieder an! Vergleichen Momente

wiegen jahrelange Strapazen und Ärgernisse auf. Aber fünf Tage lang danach — als er (nämlich der vulkanische Kreuzberg) sich ausgespien hatte, war es fürchterlich. Fortwährende Dunkelheit, ein dichter unbarmherzig anhaltender Regen von Asche, schwarzem Sande, sogar kleinen Steinchen. In den Straßen ohne Regenschirm, ohne Taschentuch als Schleier zum Schutze der Augen — unmöglich zu spazieren. Himmel, wie würde Sie das bunte Treiben hier amüsieren. Von dem Krafehl hat man keinen Begriff, dagegen erscheint der belebteste Teil von Berlin als der toteste von Gotha!“ Die Schilderung ist echt Bülow. Mit einigen Strichen malt er die Größe der Situation, — dann die Parallele mit Berlin!

So bereitete er sich auf München vor, wohin er sich über Rom und Florenz begab! Am 1. Juni begann er dort die Proben. Er hatte indessen schon am 2. April auf Einladung des Richard=Wagner=Vereins im Odeonsaal gespielt. Es war ein Jubelfest, eine Sühnefeier nicht minder für ihn und wie für die Sache, die er hier versuchten und die jezt auf ganz anderem Wege der Vollendung entgegengeführt wurde, als der König einst träumend gewollt, wollend geträumt. Am 22. Mai ward der Grundstein von Bayreuth gelegt. Nach langem Ringen war Richard Wagner dem Ziele nah. Der Bestimmtheit und Weitsicht seiner Gedanken hatte sich die Ruhe und Klugheit seiner Gattin zugesellt. Sie wachte über seinem Werke und über dem werdenden und sich erfüllenden Bayreuther Gedanken. Auch Bülow brachte diesem Unternehmen stilles, aber festes Treugefühl entgegen und hatte schon im Frühjahr 1871 für den Bayreuther Festspielfond

zu wirken begonnen. Und auch die Übernahme der Leitung des „Tristan“ und der „Meistersinger“ lag durchaus nicht abseits von diesem Wege. Aber freilich, an eine bleibende Wirksamkeit in München war jetzt nicht mehr zu denken. Vielleicht gerade unter dem beisspiellosten Erfolg seines Konzertes vom 2. April hatte die Intendanz die Verhandlung über die Neubesezung der Hofkapellmeisterstelle beschleunigt und zum Abschluß gebracht. Als Bülow sein Amt antrat, war bereits für den Oktober Hermann Levi aus Karlsruhe engagiert. Nun mochte Bülow kommen — seines Bleibens war unter keinen Umständen mehr. Es fehlte nicht an Schikanen und Affären, unter denen die Wendelin Weißheimers und seiner Oper „Theodor Körner“ wohl die seltsamste war. Diese sollte gegen Wagner ausgenützt werden, endete aber mit einem vollen Siege des Meisters. Im Theater fühlte sich Bülow trotz allem wohl. Er war mit dem Ehepaar Vogl durchaus zufrieden. „Sein und seiner Frau guter Willen,“ schreibt er an Pohl, „steht außer Zweifel. Die Leute machen Ihre Sache prächtig, beinahe leicht. Die anderen Sänger alle von Lust und Liebe zur Sache erfüllt und in den ersten Proben schon wunderbar fest. Das Orchester hat sich persönlich zu mir mit der überraschendsten Freundlichkeit benommen und seine Aufgabe in zwei Proben bisher glatt und behaglich, wie es nie der Fall war, gelöst. Allen Respekt vor diesem Korps — mit Ausnahme der Geiger (vide Wien) bleibt es das beste Deutschlands. Schade, daß die Arbeit jetzt in der Mitte unterbrochen worden ist — der Tristan hätte ohne Hindernis am 20. und 23. herausgebracht werden können. Aber... laß mich schweigen.

Intrigenspiel in einer unglaublichen Blüte — Rücksichts= Takt= Treulosigkeit in der Leitung kolossal. Wüllner ist dermaßen behandelt worden (Revis Engagement hat er durch Orchestermitglieder vier Wochen später als wir und statt durch Verfall nur durch Zufall erfahren), daß ich die größte Sympathie für ihn bekommen habe.“

Indessen hatte er doch auch die Genugthuung, seine Cäsar=Musik wiederholt zu hören. Er berichtet darüber: „Alle Stücke, wo keine Schlaginstrumente wirken, fanden ungetheilten Beifall — bei den anderen kämpften Applaus $\frac{4}{5}$ und Zischen $\frac{1}{5}$. Mir war interessant zu sehen, daß ich in den neuen Nummern große Fortschritte im Instrumentieren befundet. — Die jetzt bei Seitz als vier Charakterstücke für gr. Orchester erscheinenden Intermezzi (op. 23) dürften, wie vielleicht allen anständigen Musikern, auch Dir recht gut gefallen.“ Inzwischen hatte er am 21. Juni den „Fliegenden Holländer“ dirigiert. Er war bei seinem Erscheinen im Orchester mit beispiellosem Jubel begrüßt worden. Blumen und Kränze flogen, und nach jedem Akte mußte er mit Stehle und Kindermann erscheinen. Am 28. Juni konnte dann der „Tristan“ folgen. Ungeheure Ergriffenheit und tiefe Begeisterung! Die Generation, welche dem Werk in seiner Empfindung gerecht werden konnte, war jetzt erwacht. Und wie dem Werk, so zollte man den Darstellern und vor allem Bülow die volle Bewunderung. Am 30. fand die Wiederholung statt. Es waren festliche Tage, und Bülow sah sich von alten und neuen Freunden umgeben: neben Bronsart und Klindworth, neben Standhartner, Herbeck und Doppler die Florentiner Freunde: Professor Hildebrandt, Jessi

Rauffot, und die Gräfin Masetti. Auch Friedrich Nießche war unter den Hörern und einer der Ergriffensten: „Sie haben mir,“ so dankte er Bülow, „den Zugang zu dem erhabensten Kunsteindruck meines Lebens erschlossen; und wenn ich außerstande war, Ihnen sofort nach den beiden Aufführungen zu danken, so rechnen Sie dies auf den Zustand gänzlicher Erschütterung, in dem der Mensch nicht spricht, nicht denkt, sondern sich verkriecht.“ Die letzte Aufführung fand erst am 18. August vor dem König statt. Sie war, wie er selbst meinte, die schwungvollste. Mit ihr aber ging, abgesehen von dem zugunsten Bayreuths veranstalteten Akademiefkonzert, seine Münchener Thätigkeit zu Ende. Er hatte die Stadt und den Wirkungskreis trotz allem wieder lieb gewonnen und schied schweren Herzens. Auch ein anderes Projekt war gescheitert! Die Übernahme des Mannheimer Theaters, ein Plan, an den sich große, schöne Gedanken seinerseits, große Hoffnungen von seiten der Mannheimer Musikfreunde und der Kampf mit allen Waffen von seiten der Gegner knüpfte. Er selbst hat darüber an Bohl folgendermaßen referiert: „Jedenfalls ist die Mannheimer Kapellmeisterdebatte zu Deiner Kenntnis gekommen. Ich will Dir einfach sagen, inwieweit ich hierbei mitspiele. Freund Heckel teilte ich seinerzeit mit, daß sitemalen meine amerikanische Tournee aufs nächste Jahr vertagt werden mußte, ich durchaus nicht abgeneigt sei, auf ein Jahr (wie Lohengrin) zum zweiten Male in Nachfolge Rachners zu machen — des Späßes wegen, d. h. quasi als historische Mission (Rachner und Bülow). Es war eben ein Einfall — und gerade kein reizloser. Hatte ich doch bei meinem Besuche der Bayreuther Vorstadt

von mehreren Seiten hören können: „Ach, wenn wir Sie haben könnten!“ Orchester schien mir gute Elemente zu haben, die sich in kurzem heran- oder vielmehr herausbilden lassen würden unter der energischen Leitung eines tüchtigen Büßlers wie meine Wenigkeit. Außerdem — kein Verfall, kein Hof da — die zentrale Lage Mannheims — eine neue Atmosphäre für mich, der ich schließlich lieber in Süd- als in Norddeutschland weile. Warum nicht? Ich proponierte Heckel gleich als meinen Nachfolger, in Jahresfrist Hegar aus Zürich, den ich als eine Kraft betrachte, deren Erwartung dem Vaterlande zu gönnen sei — sagte ja, doch zugleich „pas de sentiments“. Wenn die Sache nicht glatt geht, vom Komitee nicht mit Enthusiasmus aufgenommen wird, wenn so und so viel Interessen konterfariert, verletzt werden könnten — dann nur gleich das minutengeborene Projekt fallen lassen! Ich hätte mir nun nicht träumen lassen, daß sich ein solches Allegro Agitato, eine so animierte Zeitungsdiskussion entspinnen würde, die vermutlich zu keinem extraordinärem Resultate führen dürfte. Philistokratie und jüdelnde Kamorra scheinen in M. das Szepter zu führen; meine Bedingung, daß M. sich als exklusiv deutsche Bühne erklären müsse, in der Oper den Coup d'état einer systematischen Verban- nung alles Fremdländischen riskieren müsse, womit sie sich moralisch zu einer Kapitalbühne aufschwingen könnte, ohne sich Kosten zu verursachen, scheint Anstoß erregt zu haben — kurz, was weiß ich! Ich schreibe, so ungern ich die bereits gern gehegte und gepflegte Idee aufgebe, die eines temporären, keinesfalls sterilen Wirkungsquadrats (um nicht zu sagen Kreises), heute noch einen positiv abwiegehn-

den Brief an den trefflichen, rührigen Heckel und lege ich mich gleich wieder aufs Ausbrüten neuer Konzertwanderpläne für den bevorstehenden Winter.“ Be-
 klagenswert genug, daß sich ihm dieser Wirkungskreis verschloß, verschließen mußte. Denn die dortigen Verhält-
 nisse wären stärker gewesen als selbst seine Kraft und sein Wille. Aber noch eine andere Versuchung trat in dieser Zeit an ihn heran. Frau von Mouchanoff, die zum „Eri-
 stan“ nach München gekommen, hatte Auftrag, ihn für ein Jahr nach Warschau einzuladen. „Wir bieten ihm,“ so schrieb sie selbst, „4000 Rubel, eine musikalische Diktatur, eine kulturelle Mission, viel Arbeit, die er liebt, viel Liebe, deren er sich so wenig erfreut, da ihm S. M. die Intendanz und eine Mission als Rächer anbietet. Er hat nicht un-
 bedingt abgelehnt. Warschau, die Slaven, mein Gatte, ich selbst, all das sagt ihm zu, aber er würde es vor-
 ziehen, in Mannheim eine nationale Oper ins Leben zu rufen. Natürlich erwarte ich fieberhaft seine Entscheidung bis zum 1. September. Für mich bedeutete, ihn in Warschau zu haben, ein höheres Leben; unsere musikalische Zukunft wäre gerettet, und der Ruhm von Serges' Prä-
 sidentschaft für alle Jahrhunderte gesichert. Bülow ist als reproduzierender Künstler noch größer geworden. Sein Dirigieren ist eine Offenbarung gerade so wie bei Wagne-
 ner.“ Und Bülow schwankte. Der Antrag hatte für ihn viel Verlockendes. „Jedoch, jedoch,“ schrieb er seinem Vertrauten Bechstein, „eine dortige Tätigkeit hätte so gar keinen Einfluß auf die eigentlich zivilisierte Musikwelt und würde mir deshalb wie eine Vergeudung meiner Kräfte aussehen!“ Merkwürdig, fast das gleiche schrieb Frau

von Mouchanoff unter dem Eindrucke seiner neuen
 Triumphe: „Seit dem Konzert unterhandle ich nicht mehr.
 Die Größe Bülow's hat mich entmutigt und, obschon er
 sehr geneigt wäre, zu uns zu kommen, beschwöre ich ihn, in
 Deutschland zu bleiben, wo seine Tätigkeit unentbehrlich
 ist, sein Talent ohnegleichen, wo seine Intelligenz einen
 Wirkungskreis finden wird, der seiner würdig ist!“ Aber
 welcher Art sollte dieser sein? Hatte Bülow Hoffnung,
 ihn zu finden? In der That eröffnete sich ihm ein neuer
 Ausblick, über den er selbst in dieser Zeit vertraulich an
 Bechstein berichtet: „Von Amerika zurückgekehrt, gebe ich
 den wiederholten Bitten des Großherzogs von Baden
 Gehör und etabliere mich — natürlich nicht für ewig —
 in Karlsruhe, wo ich, weil dann hoffentlich Rentier, die
 Stellung jeden Tag aufgeben kann, wenn sie mir zu klein-
 lich oder ungemütlich würde.“ Aber die nächste Zukunft
 aber dachte er folgendes: „Wenn ich nun nicht in War-
 schau mich domiziliere, so mache ich München zum Haupt-
 quartier und unternehme dann von da Ende Oktober zu-
 nächst eine Konzertreise in Oesterreich, mit Prag beginnend.
 Später vielleicht Holland und Belgien, vielleicht Rußland.
 Ich werde nichts übertreiben, Gesundheitszustand ab-
 warten und sonstige günstige Umstände. Hauptwort **VER-
 ZUGEN** spielt natürlich dabei die erste Rolle. Das
 Amerika-Aufgeben-Müssen hat mich eigentlich furchtbar
 verstimmt und in jeder Beziehung derangiert. Mit Amerika
 wäre ich gerade ausgekommen, die Erfüllung meiner Fa-
 milienverpflichtungen zu beenden — jetzt muß ich noch ein
 weiteres Jahr (1873—74 über den Ozean — verschoben
 ist natürlich nicht aufgehoben) meines Lebens daran

spendieren. Es ist greulich.“ Für den Aufenthalt in München bildeten die vom König gewünschten Tristan=Wiederholungen unter seiner Direktion nur den offiziellen Vorwand. Der eigentliche Grund lag in Privatverhältnissen. Wegen des „Tristan“ aber gab eine Indiskretion Niemanns zu Gerüchten von einem Renkontre Bülow's mit dem Meister Anlaß. Aber als ihm Bechstein davon Mitteilung machte, schrieb er ihm: „Kölner Renkontre mit Herrn Wagner — oho! — nein, teuerster Beflügler, in diesem Jahrhundert kommt so was nicht mehr zustande. Wie können Sie nur glauben!“ Dieses Schreiben ist bereits von Amsterdam aus datiert. Denn schon wieder führte ihn sein musikalischer Siegeszug sozusagen kreuz und quer durch Europa, durch Holland und Belgien, durch England und nach dem Osten. Nur im Sommer gönnte er sich einige Ruhetage in Baden. Bereits im Oktober ist er wieder auf neuer Fahrt, zunächst nach England. Die Tournee wird nur unterbrochen durch einen schönen und durch ihn wie die Liebenswürdigkeit des Herzogs und der Freifrau Ellen von Heldburg verschönten Aufenthalt in „Schloß Meiningen“. Dann ging es im Februar 1874 mit einem raschen Sprunge von der Themse an die Newa. Bis tief in den April hinein hielt ihn Rußland fest. Es war eine Tour, die an seine physischen Kräfte und an seine Nerven äußerste Anforderungen stellte, zumal er an seinem Impressario keine Hilfe hatte, sondern nur Ärger und Aufregungen erlebte. Die Folge war eine Überspannung seiner Kräfte, die sich über kurz oder lang rächen mußte. „Das viele Reisen,“ schrieb er an Frau Laussot, „hat mich so demoralisiert, daß ich kaum

mehr zwei Nächte unterm nämlichen Dache zubringen kann und meine vier Stunden mindestens täglich Eisenbahnbewegung beinahe so nötig wie irgend was sonst zur Lebensnotdurft Gehöriges brauche.“ Den Nervösen aber machte Musik und Musizieren der Italiener noch nervöser. In dieser Stimmung schreibt er über seine Eindrücke in Mailand einen Artikel „Musikalisches aus Italien“ für die „Allgemeine Zeitung“. Scharf, allzu scharf! Und er hat später über manches anders gedacht und gesprochen. Aber auch hier der Drang nach unmittelbarem Ausdruck seiner Anschauungen, seine Freude an Kampf und an Polemik. In Mailand fand ihn übrigens das erlauchte Paar von Meiningen und lud ihn nach der Villa Carlotta am Comersee, wo er sich wohl und heimisch fühlte und gerne länger verweilt wäre, wenn ihn nicht die Freunde in Florenz sehnsüchtig erwartet hätten. Aber er kam nach der Arnostadt nur zurück, um Abschied zu nehmen und seine Sachen zu packen. Der italienische Traum war aus, und er schied von Florenz unter dem heftigen Groll der italienischen Chauvinisten, die er in seinem Mailänder Artikel schwer gekränkt hatte. Zum 12. Juni aber führte er einen Entschluß aus, der ihm am Herzen lag. Er fuhr nach Rom, biszt in der Villa d'Este zu besuchen. Dieser schrieb über das Wiedersehen an seine Tochter: „Hans hat mir gestern und vorgestern Gesellschaft geleistet. Er ist wohl auf und stark kritisch. Die rasende Erregung der italienischen Presse auf Grund seiner beiden Artikel über Glucka und die Aufführung von Verdis Requiem in Mailand (S. „Allg. Zeitung“ 28. und 31. Mai) hat ihn aufgeheitert. Seine Konzertplage hat ihm

die reine Summe von 150000 Fr. eingebracht, die er für seine drei Töchter angelegt hat. Juli und August wird er in Salungen bei Meiningen verbringen. Die Wahl hängt mit seinen neuen guten Beziehungen zu dem dortigen Herzog und der Freifrau von Heldburg zusammen, die er jüngst am Comersee besucht hat. Villa Carlotta, ehemals Villa Sommarion, wo ich oft mit Deiner Mutter verweilte, kurz vor Deiner Geburt! Im Oktober kehrt Hans nach London zurück, nach meiner Meinung seinem besten Operationsfeld, denn die Engländer haben den gesunden Sinn, von Anfang an zu erkennen, daß Bülow nicht nur ein berühmter Künstler, sondern auch eine hohe und überragende künstlerische Individualität ist. Seine Mutter hat sich bei ihrer Tochter Frau von Bojanowski, Gemahlin des kaiserlich deutschen Generalkonsuls in London, dauernd niedergelassen. Die Klaviertournee Hansens in Amerika wird sich unter der internationalen Leitung Almanns vollziehen, mit dem er sehr zufrieden ist, und zwar in der Saison 76/77, beginnend Ende August 75. Bei seiner Rückkehr hoffe ich, daß er auf meine Bitten nach Pest kommen wird, um mir Beistand zu leisten.“ Seine Beziehungen zu Hans waren seit der ersten Begegnung in Rom vortreffliche gewesen und der Briefwechsel nicht mehr abgerissen. Im Juni 1873 hatte er ihn nach Weimar in sein neues Heim in der Hofgärtnerei geladen, und Bülow hatte nicht gezögert, zu kommen und die Tage bei ihm zu verbringen. Und wenige Wochen darauf hatte er ihm von Bayreuth und seinen Töchtern berichtet: „Lulu und ihre Schwestern sind entzückend. Es ist unmöglich, besseres Benehmen und liebenswürdigere Haltung zu haben. Ein

guter Beobachter sagte mir: „Das sind keine Kinder wie andere, und ich bin der gleichen Meinung.“ Jetzt freute er sich herzlich der Begegnung. Und auch der Mailänder Artikel machte ihm Spaß. Erinnerte er ihn doch an Taten und Leiden seiner eigenen Jugendzeit. Freilich sah er darin auch eine Variation jenes Münchner Motivs „Schweine-Hund“, das er launig mit „Porco-Asino“ ins Italienische übertrug.

Bülow schied mit tiefen Eindrücken von Rom und schrieb Liszt aus Salzungen in der alten Wärme und Herzlichkeit. Es ist, als fühlte er sich ihm wieder näher, nachdem ihm die Akklimatisierung in Italien in keiner Weise gelungen und er die letzte Reise nach Florenz als letzten „Alpenübergang“ betrachten mußte. Der Mutter gegenüber aber meinte er: „Ich fühle mich immer erleichtert, wenn ich von irgend etwas definitiven Abschied genommen. Ich lechze und strebe mit allen Kräften nach Konzentration, nach Einfuhr in mich selbst, nach Abschluß von der Außenwelt; sind die beiden nächsten Jahre vorüber, so mache ich's meinem Meister nach, nämlich nicht bezüglich des Kleides (Abbé), aber bezüglich des Menschen. Das einzige, erreichbare Glück ist doch nur in der Resignation und dem unpersönlichen Leben zu finden.“ Diese Idee führt er Liszt gegenüber näher aus: „Mein hauptsächlichstes Streben ist, nicht als insolvent zu sterben; und da ich sehr klar sehe, daß die Zeit vorwärts eilt, und daß es zu spät für mich — etwas zu schaffen aus meiner eigenen Individualität heraus, so wird die Befriedigung dieses Ehrgeizes in meinem Egoismus kein Hindernis finden.“ Auf diesen Brief nimmt Liszt wehmütigen Her-

zens Bezug in den Zeilen an Cosima: „Ich schulde Hans vielfachen Dank: er schenkte mir einen mir sehr willkommenen Bücherfund und verpflichtete mich in hohem Maße, daß er den Antrag Härtels wegen des vierhändigen Arrangements von meinen symphonischen Dichtungen annahm. In meinem letzten Briefe schrieb ich ihm zwei vertrauliche Worte über die befremdende und allzu schwere Haltung von Daniel Stern zu Dir. Ich lege Dir die Antwort mit der Information bei, die er mich bittet, Dir mitzuteilen. Der Rest des Briefes ist tieftraurig . . . aber da er nichts Beunruhigendes mitteilt, so schweige ich darüber, doch gräme ich mich tief über seine Lebenshaltung mit all den übertriebenen Reises Strapazen, Konzerten usw. Wie wäre hier Einhalt zu tun? Er allein vermag da das Geheimnis zu finden. Sein gegenwärtiger hypochondrischer Zustand macht ihn zum Verkleinerer seines Lebens und seiner Werke. Mehrere, zumal die Fürstin W., die ihn in Rom gehört, versichern mir, daß er noch an Ausdruck und Kraft der Virtuosität gewonnen habe, sodaß er in dieser Beziehung völlig auf der Höhe steht. Was sein Dante-Sonett „Tanto gentile, tanto onesta pare“, das er an Stelle eines Hochzeitsstraußes der Gräfin Masetti, jetzigen Ballavicini, überreicht hat, jetzt aber geradezu malträtirt und für schlecht erklärt, so finde ich es für meinen Teil scharmant. Da hier die Sänger fehlen, so spiele ich's und hab' es sehr sorgfältig und sozusagen mit Raffinement transkribiert.“ Darin hatte Liszt recht. Bülow unterschätzte sich, wie er gerade jetzt aus Salzungen an La Mara schrieb: „Wenn Selbstzufriedenheit das wesentlichste Merkmal des Genies wäre, so würde ich zu

großen Ansprüchen berechtigt sein.“ Zu dieser Stimmung trug wohl die Umgebung bei. Er war, von zwei Schülerinnen abgesehen, völlig allein. Einsamkeit aber bedrückte ihn immer, und im Verein mit der nachwirkenden Abspannung trat das Gefühl der Heimatlosigkeit, der Anrast, zu der er sich verurteilt fühlte, noch stärker hervor.

Inzwischen beschäftigte ihn bereits wieder seine neue Tournee, die er im Laufe Oktobers antrat. Sein nächstes Ziel war England. Und mit einem Male scheint trotz vielfachen gesundheitlichen Rückschlägen seine alte Tatkraft, ja Lebensfrische erwacht, sein Interesse an Literatur und Politik lebendiger als je. Er interessiert sich für die Münchner Altkatholikenfrage wie die Konversion der bayerischen Königin, einen Schritt, den er verteidigt, wie er von jener meint: „Wer im Döllingerianismus was anders als einen verschämten Atheismus sieht, dem hilft kein Frauenhofer.“ Von London aus bestellt er für einen Freund ein Siegel mit Bismarcks Kopf. Verfolgt er doch dessen Tat und Werk mit steigendem Enthusiasmus. Wie schreibt er am 7. Dezember 1874 entzückt an Bechstein: „Himmel, was hat der Mann wieder anbetungswürdig gesprochen. Was für ein kolossaler Heros! Der zertritt der Schlange den Kopf oder keiner. Die englischen Zeitungen sind dieser Tage voll von ihm. Ich bin wirklich stolz darauf, daß ich vom allerersten Anbeginn sein Bewunderer war.“ Und auch in allen literarischen Fragen hält er Fühlung mit Deutschland, er kennt sie alle, nimmt zu allen Stellung.

Aber es ist auch die große Zeit des Pianisten. Was er sich vorgenommen, will er vollenden. Und so tritt er

im Oktober 1875 die Reise nach Amerika an. Hatte er im Jahre 1873 einhundertfünfzehn öffentliche Konzerte gegeben, so betrug ihre Zahl in Amerika an einhundertneununddreißig. Und wenn ihn der Erfolg glücklich machen konnte, so durfte er glücklich sein. Und er hatte in der That Augenblicke höchster Befriedigung. In einem solchen schreibt er der Mutter: „Ich bin ein ganz neuer Mensch, ein neuer Künstler. Jede Note, die ich spiele, jedes Wort, das ich sage, zündet und schlägt ein:

„Dürst' ich zum Augenblicke sagen:

Verweile noch, du bist so schön.“

Und lange hielt sich, freilich in einer forcierten Weise, die sich rächen mußte, diese Stimmung wach. Dann kam der Rückschlag auf all die äußeren und inneren Erregungen, des Jagens von einer Stadt zur andern! Im April fühlte er sich am Ende seiner Kraft. Er mußte der Tortur und dem Aufenthalt in diesem Lande erliegen, in dem er sich als Schaffender, Wirkender so sehr, ja fast zu sehr gefiel, sodaß er Gedanken und Urteil selbst über das, was ihm hoch und heilig war, hemmungslosen Lauf ließ. Er fühlte das schließlich selbst. Und doch wäre es eine wichtige Aufgabe, Bülow's Wirken in Amerika Schritt auf Schritt zu folgen. Indessen mußte es an Ort und Stelle selbst geschehen. Im Mai aber war er krank und elend, und wenn er Spontini's „Cortez“ zitierte: „Fort, fort aus diesem Lande“, so war dies der Notschrei des Selbsterhaltungstriebes. Ein tiefer Ekel an diesem ganzen Leben hatte ihn erfaßt. Zugleich aber auch die Sehnsucht nach alten Freunden. Und es ist einer der ergreifendsten

Augenblicke in seinem Leben, wie er jetzt, völlig gebrochen, das von ihm zerrissene Band mit seinem Freunde Bechstein wieder anknüpft. Er vernahm, daß dieser in Amerika weilte, vermochte ihn aber dort nicht zu erreichen, so sehr er sich nach ihm sehnte. Wäre er ihm in seinem trostlosen Zustande doch die beste Stütze gewesen. Aber wenigstens versöhnen wollte er sich mit ihm, und so schrieb er ihm: „Es ist mir Bedürfnis, Sie auf dem Boden der ‚Neuen Welt‘, auf dem wir uns in dieser Stunde gemeinschaftlich befinden, herzlichst um Vergebung zu bitten.“ Und er schilderte ihm seinen Zustand mit den erschütternden Worten: „Als ich die entsetzliche Sklavenkette (nach dem 139. Konzert) gebrochen, fand ich mich selbst (körperlich und geistig) so sehr gebrochen, daß ich mich willenlos einer — leider ungenügenden — ärztlichen Behandlung in möglichster Abgeschlossenheit überlassen mußte. Ich verlasse Newyork übermorgen, um zunächst nach London zurückzukehren. Es bleibt mir keine andere Wahl übrig, da kein Versuch, die Trümmer meiner zerrütteten Gesundheit zu fitten, in diesem Lande irgendwelche Aussicht auf Erfolg haben würde. Demzufolge ist mir die Möglichkeit abgeschnitten, Sie aufzusuchen. Es ist so überaus unwahrscheinlich, daß wir uns persönlich je wieder begegnen — die vollständige Nervenzerrüttung und Erschöpfung, der ich durch Überarbeitung in einer Karriere verfallen bin, für welche ich eigentlich ganz und gar nicht geschaffen war, stellt mir nur ein unheilbares Siechtum in Aussicht; umsomehr wird Ihnen begreiflich erscheinen, wie innig ich mich moralisch darnach sehne, daß in Ihrem Gedächtnisse von unserer alten beinahe zwanzigjährigen

freundschaftlichen Verbindung nur die früheren Lichtseiten verharren möchten. Mein Kopf ist überaus invalid — die Folgen des vor 15 Monaten in London erlittenen Gehirnschlages, eine Zeitlang durch neue Aufregung neutralisiert, sind leztthin wiederum aufs empfindlichste eingetreten. Ich vermag nur unfertig zu denken.“

So kehrte er denn gebrochen heim — ein aufgegebenener Mann. Anfang Juli finden wir ihn in der Kuranstalt Godesberg bei Bonn, wohin ihn auf Anraten eines deutschen Arztes in London seine Schwester gebracht. Sehr gegen seinen ursprünglichen Willen. Denn gerade in diesen Sommertagen, da sich in Bayreuth der Gedanke erfüllte, für den auch er gerungen und gekämpft, hatte er Deutschland meiden wollen. Er klagt es Bohl mit den schmerzlichen Worten: „Ich vermag nur schwer ein Gefühl der Scham zu überwinden, daß ich's zu solcher Ausgespielt-heit gebracht. Und das mußte nun gerade Anno Bayreuth passieren, im Jahre, das ich in Amerika zu verleben beschloß, wegen der gewissermaßen beiderseitigen moralischen Unmöglichkeit für mich, demselben — dem Festspiele — als Wagnerianer de la veille nicht beizuwohnen und ihm beizuwohnen. Das ist eigentlich das Allerbitterste an der Sache. Verbleiben in Amerika wäre aber bei totaler ruinierter Gesundheit langsamer Selbstmord geworden. Hätte das vielleicht doch vorziehen sollen.“ Sein Los gemahnt an die Gestalt des Grafen Gözen im letzten Bande von Gustav Frehtags Ahnen. Auch er hatte alles bereiten helfen für den Kampf — und als die Stunde schlug, da mußte er fehlen, fehlen im doppelten Sinne. Die freundliche und taktvolle Einladung, die ihm

aus Bayreuth zukam, aber erregte ihn aufs äußerste, und so ließ er durch Pohl sein „schmerzlichstes Bedauern ausdrücken über sein gänzlichcs Unvermögen, dem interessantesten kunstgeschichtlichen Ereignisse des Jahrhunderts beizuwohnen“. Hier liegt eine ungeheure Tragik. Gehörte doch jede Faser in ihm der großen Sache in Bayreuth, und wenn Stunden des Grollens und der Entfremdung kamen, so war dies eine Art von Koriolan-Gefühl, das ihn beherrschte. Aber der Grundton seines damaligen Zustandes war das Gefühl eines ungeheuren Wehs, das sich erst zu legen begann, als ihn der von Bayreuth kommende Bronsart in wirklichem freundschaftlichen Empfinden besuchte, tröstete und, da er davon einzig Besserung erhoffen durfte, ihn zu sich nach Hannover nahm. Auch hier ein Zustand schweren Leidens. So fand ihn Liszt. Ein ergreifendes Wiedersehen! Aber so sehr ihm der alte, „wunderbare Zauberer“ wieder imponierte, so fühlte er sich ihm doch gänzlich entfremdet. Wenigstens für den Augenblick. Liszt hatte ihm während der Bayreuther Tage tröstend geschrieben, tröstend in seiner Art. Er hatte aber auch hinzugefügt: „Mehr als jeder andere fühle und erkenne ich das hohe Heldentum Deines großen Charakters.“ Und schon im Januar des Nibelungenjahres hatte er ihm zu seinem 46. Geburtstage die Bitte ausgesprochen: „Seit mehr als 25 Jahren bist Du mir unablässig ein Freund ohnegleichen, kraftvoll bis zum Heroismus und von innerster Verwandtschaft. Bleib' mir's und halten wir's so weiter!“ Und Bülow hatte ihm mit voll hingebender Herzlichkeit geantwortet. „Er ist herzzerreißend,“ meinte Liszt von dem Brief, „und von wunderbarer Herzens-

güte. Wenn die Tränen sich schreiben ließen, mein Brief würde lang werden. Aber weinen ist nicht männlich: ich verwehre mir's und ich will nicht verzweifeln. Das wäre undankbar gegen die Vorsehung, die mir einen Freund gegeben wie Dich." Aber in Bülow's Naturell entwickelte sich der Stimmungswechsel zu einer Naturgewalt, die ihn bis in die tiefste Tiefe zu erregen vermochte. Nur dorthin, wo die Treue die Flut fesselte, vermochte sie nicht zu dringen.

Genug. Bronsart und seine Gattin umgaben ihn mit rührender Liebe, und unter der Behandlung eines tüchtigen Arztes, der ihm auch als Musiker Freundestheilnahme entgegenbrachte, begann er sich langsam zu erholen. So konnte er im März nach Berlin reisen, wo er im Bechsteinschen Hause ein trauliches Asyl fand. Dann ging's an den Genfer See nach Vevey und weiter nach Vevey. Aber keine Kur wollte helfen. Immer wieder wechselte scheinbare Erholung mit besorgniserregendem Tiefstand des ganzen Organismus. Mutter und Schwester pflegten sein. Wieder aber trat der alte Gegensatz, die Unverträglichkeit der Naturen zwischen Franziska und ihm zutage, die ihm neue Qualen bereiteten. Und die Matrone, die am Erblinden war, bedurfte selbst der sorgfältigsten Pflege und zärtlichsten Aufmerksamkeit. Wie hätte er, der Kranke, sie auf die Dauer bieten können. So siedelte er nach Kreuznach über. Aber nun beschäftigte ihn ein anderes und ließ alle alten Wunden aufbrechen und die alte Liebe sich regen mit neuer Qual. Er hatte mit wachsender Erregung das traurige Nachspiel von Bayreuth verfolgt — von dem schwer auf Wagner lastenden Defizit

gehört. Ein Jammerbild düsterster Art aus der deutschen Kunstgeschichte! Selbst Liszt war erschrocken über die Kunde, daß sogar das Bayreuther Asyl gefährdet sei und der Meister und Cosima aus Wahnsfried weichen müßten. Er stellte ihnen seine ganze Habe zur Verfügung. Bülow aber hörte durch Almann: „Das Defizit der Wagnerfestspiele beträgt mehr als 100000 Fr. Wagner hat nicht einen Sou davon berührt.“ Er vernahm von den Schritten des Meisters, dem Übel zu steuern, wie er selbst wieder zum Dirigentenstab gegriffen und — von den finanziellen Mißerfolgen in „Albert Hall“! Da bemächtigte sich seiner eine ungeheure Erregung. Er war keine Konnetable-Natur. So wollte er, wenn nicht helfen, doch warnen. So veranlaßte er Almann, Schritte bei der Familie Wagner zu tun, reiste selbst nach Paris zu seinem Agenten und besprach mit ihm die Frage und die rettenden Maßregeln. Liszt übernahm die Übermittlung seiner Vorschläge nach Bayreuth. Ein wahrhaft edler und ergreifender Vorgang, dem es wahrlich keinen Abbruch tut, daß er dabei die Verhältnisse zu schwarz sah und ungerecht wurde auch gegen solche, die es so treu und ehrlich meinten wie er, wenn sie auch nicht so großzügig waren. Und er beauftragte auch Bohl, der Vermittler seiner Warnungen zu sein. „Sende,“ schrieb er ihm in höchster Erregung, „von Deinen freien Stücken aus dem Almannischen Brief an die Gemahlin des Mannes, den es betrifft —. Sie muß wenigstens informiert werden. Seit langem bin ich übrigens der A.schen Ansicht, unterschreibe alles, was er sagt. Welche schändliche Mausefalle, — welches Lumpengesindel! Weißt Du, wie einige meiner aufgeklärten Genossen in

London diesen Dummkopf schon vor drei Jahren getauft: „President of the mutual. admiration society in spe“. Unsinn, Du hast wieder einmal glänzend gesiegt. — Ich bin so aufgeregt, daß ich nicht zu Bett gehen kann, bevor ich mir durch diese Buchstaben Luft geschafft. O Gott, was geht mich denn das alles noch an? Aber, wo könnte ich hinfliehen, um endlich einmal vor ähnlichen Attentaten auf meine zerrütteten Nerven wenigstens während sechs Wochen sicher zu sein! Oh, diese verdammtten Zeitungen, die mich überall signalisieren. Na —, bin ich einmal in Schottland —, so begeben sich mich nicht wieder in Gefahr —, also in die Heimat. Und doch tut mir's zuweilen leid, daß G. v. B. Versidie mir den Wirkungstriangel in Karlsruhe unmöglich gemacht hat. Ich habe mit den Intendanten Unglück.“ Ja, nach einem Wirkungskreis oder vielmehr nach Tat und Werk begann er sich wieder zu sehnen. Und gerade in der Zeit, da er diesen Brief schrieb, hatte er ein Engagement für Glasgow und die umliegenden größeren Städte abgeschlossen. Dorthin — „in die Nähe der Singalshöhle“, wollte er sich zurückziehen. „Ich werde,“ schrieb er, „ein Eliteorchester bekommen und vielleicht gelingt es mir, etwas Dauerhaftes und relativ Musterhaftes zu gründen in jener Ultima Thule, die mir jedenfalls ein Asyl bietet gegen allzu widerwärtige deutsche Eindrücke.“ Dazu quälten ihn seine finanziellen Verluste, die er infolge der „Orientalischen Rummel“ erlitten und ihm, dem Gewissenhaften, Beschränkungen aller Art auferlegten. Schwebte doch auch in der folgenden Zeit sein ganzes, so schwer erworbenes und durch Machenschaften niedrigster Art während seiner amerikanischen Reise geschä-

digtes Vermögen in Gefahr. Aber trotzdem besserte sich sein Zustand, und er sehnte sich, das „Purgatorio“ an der Lahn, das ihn trotzdem in manchen Stunden befriedigt, mit Baden-Baden zu vertauschen. Und der Arzt, der bisher zu einer Nachkur in Gastein geraten, erlaubte ihm, dorthin zu gehen, wo er vor allem Gesellschaft und Zerstreuung zu finden verlangte. Dafür war ihm Pohl ein willkommener Geselle und auch Jessé Laussot wurde dort mit Karl Hillebrandt erwartet. Rührend, ja ergreifend ist, wie er Pohl drängt, ihm ja eine spottbillige Wohnung zu besorgen, aber auch ein wenig für Amusement zu sorgen, „Aubersche Dubertüren, — Ballett, wenn es geht, in der Schaubude, — Zimmerhocken und Arbeiten taugt mir eben noch nicht, obwohl das weniger schädlich wäre als Verkehr mit antipathischem Musikantenpöbel“. Aber Pohl hatte für ein schönes, ruhiges Unterkommen gesorgt, und er empfand Baden-Baden dem Segesener Kreuznach gegenüber als Paradies, und gleichsam aufatmend schrieb er an Bronsart: „Seit langer Zeit fühle ich mich wieder einmal wohlgenut und fähig, einem ‚retour à la vie‘ entgegenzusehen.“ Er fand denn auch die alten Freunde aus Florenz, Madame Laussot, Hillebrandt und seinen Schüler Buonamici. Dazu eine Pester Operettengruppe, die ihm viel Vergnügen bereitete. Pohl aber wußte ihn auch für das dort spielende Karlsruher Schauspielensemble zu interessieren und zumal für eine junge Künstlerin, deren Ähnlichkeit mit Liszts Tochter ihm aufgefallen war. Bülow fand die Ähnlichkeit in der Tat bestätigt. Und er schrieb nach einer Aufführung der „Minna von Barnhelm“ an Bronsart: „Welches unverwüßliche Muster=

lustspiel doch noch heute! Heldin — ein Fräulein Schanzer, wahres Bijou von Jugend, Anmut und großem, freilich noch nicht ganz fertigem Talente. Den Brief des Königs hat sie gelesen, daß man sich der Rührung nicht erwehren konnte.“ Und er legte ihm nahe, sich diese junge Kraft nicht für sein Hoftheater entgehen zu lassen. Bronsart aber hatte inzwischen ihn selbst gewonnen. Schon längst hatte er den Gedanken gehegt, ihm in Hannover einen neuen Wirkungskreis zu bieten, wie auch Liszt ihn als seinen Mitarbeiter nach Pest geladen. Lange hatte Bülow all diesen Vorschlägen widerstrebt. Nun aber bot der Tod des Kapellmeisters Fischer Bronsart Gelegenheit, ihn als ersten Leiter des Orchesters nach Hannover zu rufen. Er tat es in der doppelten Eigenschaft als Intendant und als Freund und in einer Weise, die aufs neue bewies, wie sehr er ihn schätzte, wie treu er ihn liebte und daß er an Noblesse und Ritterlichkeit ihm gleich war. In der That, wenn man sich diese beiden Lisztschüler „Hans I.“ und „Hans II.“ im Geiste nebeneinander dachte, so mußte man von ihrem Zusammenwirken das Beste und Schönste erwarten. Zwei Kavaliere und Künstler bester Art, verbunden durch das gemeinsame Gefühl für den Meister und für die Kunst, die sie hochhielten mit ihrem edelsten Empfinden! Dem freundlichen und freundschaftlichen Drängen konnte denn auch Bülow nicht widerstehen. So gab er nach, zumal er sich in Baden-Baden überzeugt hatte, daß sein Taktstock den alten Zauber ebensowenig eingebüßt wie sein Spiel. Am 21. September schrieb er ihm frisch und freudig: „Im Geiste schon bei Dir.“ Wenige Tage später schon traf er in Hannover ein.

Er hat in der nun anhebenden Zeit freudigen, ja oft jubelnden Wirkens diese dritte Epoche seines Lebens seine zweite Renaissance genannt. Und im gewissen Sinne hatte er recht. Aber er war darin doch ein anderer geworden. In Leben und Schaffen trat etwas Forciertes, Heftiges zutage, ein Drängen, dem Tage alles abzutrocknen, wie er sich gleichsam in den Worten, die er seinem Freunde Spitzweg schrieb, den Wahlspruch gab: „Ich kenne nur eines, was Selbsterhebung über unabwendbares Leid, unerseßlichen Verlust verleiht: Unterordnung der Personen unter Ideen. Lebt man für letztere, so ist man gefeit gegen alle Schicksalsschläge.“ Es war der Niederschlag der Schopenhauerschen Philosophie. Dazu kam eine andere Parole: „Erst Künstler, dann Mensch.“ In diesem Sinne wollte er wirken und begann er sein Wirken in Hannover, das an ihn selbst und das Theater die höchsten Anforderungen stellte. Aber Ziel und Weg war er sich völlig klar, als er, um seine alten Verpflichtungen einzulösen, nach Glasgow ging. Und mitten unter der reichen und fruchtbaren Tätigkeit entwarf er den Reformplan für Theater und Konzertsaal seiner neuen „Residenz“. Zwei Dinge hatte er vor allem im Auge, die er denn auch als Bedingung seines Kommens gesetzt: die Aufführung des „Benevenuto Cellini“ und der „Zarenoper“, um deretwillen er sich in Mailand mit dem italienischen Volke verzanft hatte. Sofort nach seiner Rückkehr im Januar begann die Arbeit. Eine Periode der Reformen brach an, die in der That die Wagnerischen Forderungen zur Grundlage hatten und, wurden sie erfüllt, das alte Welfentheater zu einer deutschen Musterbühne machen konnten. Die Neu-

ordnung der Orchesteraufstellung und der Proben, die Neueinstudierung der alten Opern, all das hatte System. Und als er am 6. Februar 1879 unter dem Jubel des Publikums den Cellini herausbrachte, da hatte er in der That einen Höhepunkt seines Wirkens erreicht, den Bronsart selbst mit einem freudigen und begeisterten Sonett feierte:

„Wahrer Kunst Vorkämpfer, kühnster, freister,
Siegreichster Spieler — stets die Hand voll Trümpfe,
Uns allen ‚benvenuto‘, Freund und Meister!“

Es war auch der Höhepunkt seines Wirkens. Er fühlte sich selber wohl wie noch nie, und die Ferientage in Ischl zeigen ihn mit Hillebrandt's in selbst ausgelassenem Übermut. Das Leben schien ihm die heitere Seite endlich zuzufehren. Und so auch in Hannover. Eine treue Freundin, die ihn in Amerika siegen und leiden gesehen, war heimgekehrt nach Europa und gesonnen, ihren Wohnsitz in Hannover aufzuschlagen, flug und freudig, ihn verstehend und das Edle und Große in ihm erkennend. Ein neues beruhigendes und befriedendes Element mehr in dem aufgeregten Wellengange seines Lebens. Dazu kam Liszt auf acht Tage nach Hannover, und zwar auf eine Einladung, die Bülow ihm durch Bronsart hatte zukommen lassen. Er hatte vieles für ihn bereit: die Prometheus-Chöre und die „Neunte Symphonie“, „Cellini“ und „Das Leben für den Zaren“. Und der Meister schrieb über ihn an seine Tochter: „Beim Musikfest in Wiesbaden erweist mir Hans den Freundschaftsdienst, das Konzert (vom 5. Juni) zu dirigieren. Bald darauf wird er einige Konzerte in

England geben. Monsieur Thiers erhob den Anspruch, daß die Republik eine Form sei, welche die geringsten Unterschiede macht. Für Hans bietet sich in England ein analoger Vorteil: sein persönliches Genie wird dort viel echter eingeschätzt und aufgenommen als anderswo. Inzwischen hat er in Hannover Wunder gewirkt; unter seiner Leitung haben Orchester, die Ehre und das ganze musikalische Personal doppelt und dreifach an Wert gewonnen.“ Bülow selbst aber jubelte gerade über jene Tage: „Es ging toll her — dann Joachim — jetzt amerikanischer Engel — ja Engel!“

Bezeichnend war, wie Liszt auch diesmal den „Hopliten“ wieder gegen Bülows Unzufriedenheit und Vorwürfe — sie betrafen äußerlich dessen Haltung in und für die N. Z. f. M. — zu besänftigen suchte. Auch Bülow hatte ihm zu Beginn des Jahres einen Wunsch erfüllt, der ihm ja selbst sehr sympathisch war, und bei Bronsart eine Einladung an die junge Karlsruher Künstlerin erwirkt, die ihm in Baden-Baden zunächst wegen ihrer Ähnlichkeit mit Liszts Tochter aufgefallen und ihm als Minna tiefen Eindruck gemacht hatte. Anfang Januar konnte er ihm schreiben: „Eben aus dem Theater gekommen, eile ich, bevor ich zu Bett gehe, um eine kolossale Grippe zu soignieren, Dir über das Debut von Fräulein M. Sch. als Maria Stuart eine erfreuliche Botschaft zu geben. Entschiedener Erfolg, was bei unserem, wie Du selbst Dich überzeugt, unglaublich mißtrauischem, stockigem, ungastlichem Publikum sehr hoch anzuschlagen ist. Fräulein Schanzers Wärme, Adel, Poesie — mich hat sie entzückt und Herrn und Frau v. Br(onsart) ebenfalls,

troßdem der Intendant nicht unbegründete Ausstellungen zu machen hatte. Bewährt sich Frä. S. als Minna — so ist das Engagement abgeschlossen. Ich tue meinerseits mein möglichstes, wie Du Dir denken kannst. Ich habe Frä. Sch. nur einen flüchtigen Besuch gemacht: sie ist ebenso schüchtern als sympathisch, und das werden auch andere respektieren. Aber unter der Hand arbeite ich für sie.“ Doch ihre Darstellung als Minna enttäuschte diesmal auch ihn, wie er sehr verstimmt an Bohl berichtete. Indes der folgende Brief besagt: „Nach dem leider unbestreitbaren Mißerfolg hat gestern Frä. Maria Sch. als Julia einen ebenso unbestrittenen Erfolg gehabt. Hätte sie doch mit dieser Rolle angefangen. Dann wäre das Engagement sicher zustande gekommen. Jetzt, fürchte ich, ist's zu spät. Doch möglicherweise — die Dinge sind jetzt sehr kompliziert. Stäk ich in der Haut des Intendanten — doch wer weiß, ob ich dann nicht das Blut ebenfalls wechseln würde. Eines steht für mich fest, unsere Sympathie muß unter allen Umständen von Karlsruhe fort, höchstwahrscheinlich Schwerin — wenn Du ihr aufrichtiger Freund, mußt Du ihr dazu raten.“ Was für ihn eine Lebensfrage werden sollte, war eben damals eine leidige Theaterfrage wie viele andere, die seine Stimmung stark zu dämpfen begannen. Er hatte Augenblicke, wo er sich von Hannover fortsehnte, und in seinem Pulte das Entlassungsgesuch liegen, in das er nur das Datum einzusetzen brauchte. Er war recht nahe daran, es auszufüllen, — nur eine treue weibliche Hand hat ihn daran gehindert. Und in Stunden, wo er Werk und Tat überblickte, mußte er sich sagen, daß es so gut war und er in Bronsart wirklich einen

Freund hatte, der es ehrlich mit ihm meinte, ja ihn deckte, wo er konnte, die Differenzen, die nur allzuoft entstanden, auszugleichen suchte und ausglich. Beim Publikum hatte Bülow in Konzert und Theater volle Resonanz, selbst dann, wenn er dessen Aufnahmefähigkeit allzuviel zumutete, wie drei Beethovensche Symphonien an einem Abend, ein Meisterstück, das der Musiker nur bestaunen und bewundern kann. Und so ernst er alles trieb, er hatte doch auch am Spiel mit dem Feuer seine Freude. Er überspannte den Bogen in dem Glauben, alle seien so leistungsstark wie er. So gab's Konflikte genug. Der tragische, entscheidende aber kam von einer Seite, von der er's nicht hätte erwarten dürfen — von dem Tenoristen Schott. Er war der Großen keiner, und es ist traurig, daß seiner Person ein Bülow wich. Dieser hatte ihn für seine Konzerttour nach England mitgenommen und ihm neben anderem in Beethovens Zyklus „An die ferne Geliebte“ einstudiert. Einzig Bülow hatte es daher dieser Sänger zu danken, wenn sein Ruf und Ruhm sich erweiterte und die Welt auf ihn aufmerksam ward. Er hat es ihm mit schlechtem Danke gelohnt. Längst war freilich der Gegensatz vorhanden — der stolze Sänger wollte sich nicht der künstlerischen Zucht fügen, die für die Durchführung von Bülows Reformgedanken Grundbedingung war. Dann kam die Einstudierung des Lohengrin, an die Bülow nur mit schwerem Bedenken, ja mit ahnungsvollem Bangen und nervösem Aberglauben herangegangen war. Allzufrüh, ehe das Werk stand, kam es auf Drängen des Intendanten heraus. Das war vielleicht der einzige Fehler, den sich Bronsart Bülow gegenüber hat zuschulden

kommen lassen, der ihm sonst wirklich als der getreue Eckardt zur Seite gestanden. Im Liebesduett des 3. Aktes entzog sich Schott dem Stabe des Dirigenten, dessen ganzes Schicksal, aber auch — neben Tristan und Meistersingern — stolzesten Erinnerungen sich gerade an dieses Werk knüpften. Wenn je, so mußte hier ein Sänger, und wäre er von weit höherer Bedeutung und echterem Können gewesen als Schott, sich dieser in allem überlegenen Leitung fügen. Mit Mühe verhütete Bülow ein völliges Fiasco. Nur seine Geistesgegenwart und Energie vermochte das Werk zu Ende zu führen. Tiefster Groll erfaßte ihn und entlud sich. Der Sänger fühlte sich gekränkt und flüchtete in die Öffentlichkeit, und trotzdem Bülow eine formelle Ordnungsstrafe von Berlin aus judiziert erhalten, weigerte er sich mit Berufung auf sein Offiziersehrenwort je wieder unter Bülow zu singen. Jetzt sah sich Bronsart vor die Alternative gestellt. Er forderte vom Sänger energisch die Erfüllung seiner dienstlichen Pflichten, und als jener auf seiner Weigerung bestand, forderte er seine Entlassung. Da tat Bülow den gleichen Schritt. Noch gab es eine Hoffnung, ihn zu halten. Das begeisterte Publikum richtete eine Adresse an den Kaiser, und Bronsart hoffte bis zum letzten Augenblick auf Erfolg. Aber der Bescheid aus Berlin lautete verneinend. Bülows Entlassung war dadurch entschieden. Das war am 21. Januar 1880. Hannover trauerte. Vor allem auch Bronsart; und ritterlich schrieb er dem ritterlichen Freunde den Abschiedsgruß: „Ich habe mit Erledigung dieser Angelegenheit den letzten Rest von Liebe und Lust zu meinem Berufe verloren, den mir die Hoffnung, mit Dir tätig sein

zu können, zu einem wahren Glück gestalten zu wollen schien. Der Dirigent, der stetig auf dem eingeschlagenen Wege fortschreiten könnte, existiert meiner Überzeugung nach nicht, und wenn sich eine Erscheinung, wie Du es bist, überhaupt wiederholen kann, so mag es alle Jahrhunderte kaum möglich sein.“ Aber wenn jetzt Bülow von einem Getreuen schied, so wurde er von anderen nicht minder treuen Freunden aufgenommen. Schon gleich nach Losbruch der Katastrophe hatte er von Herzog Georg von Meiningen das Telegramm erhalten: „Wiederhole, daß ganz außer uns über Ausgang der Affäre Schott, und daß wir Sie mit offenen Armen empfangen, wenn Ihnen eine Rast in Freundeshaus nach der aufopfernden Hannoveraner Tätigkeit erwünscht.“ Und nach Meiningen rief ihn nicht bloß ein hochsinniger Fürst, sondern auch ein gütiges Geschick. Nicht eine zweite Renaissance galt es dort, sondern das große Fazit zu ziehen aus seinem hohen und genialen Künstlertum.

Bülow freilich beschritt auch diesen neuen Lebensweg mit jenem seltsamen Zögern, das sich in ihm in jedem entscheidungsvollen Augenblick regte. Sein erstes Gefühl nach solchen Katastrophen war immer ein gewisser Drang nach Weltflucht. So hatte er sich auch von Hannover aus an Bechstein mit dem Ansuchen gewendet, ihm auf kurze Zeit ein Asyl zu geben: „Ich stehe im Begriff, an einem der ersten Tage nächster Woche Hannover definitiv zu verlassen. Ich gehe zugrunde, setze ich mich noch länger dem Leberfraß aus. Rettung für mich ist nur in der Flucht. Verbrechen Sie sich nicht den Kopf über die Ursachen. Es passiert nur das, was mir schon so oft im Leben passiert

ist — — kurz, zum Danke dafür, daß ich ihn in die große Welt eingeführt, vertreibt er mich aus der kleinen. Freilich mag ich es ihm erleichtert haben, sein lange gehegtes Vorhaben auszuführen. Genug. Ich kann vor Ekel nicht mehr.“

Aber Meiningen war doch nicht bloß Asyl, sondern bot ihm Raum, sein Lebenswerk fortzusetzen, freilich auf engere Grenzen zurückgeführt, sozusagen auf sein Element der absoluten Musik. Und die gastlichen Freunde waren ihm nicht fremd. Die Gattin des Herzogs, die Freifrau von Heldburg, war in Berlin seine Schülerin gewesen, die Freundin des jungen Baars, und hat beiden die treue Freundschaft immer bewahrt. Und Bülow hatte sich an dem bescheidenen Meininger Hofe wie in Villa Carlotta am Comersee immer unendlich wohl gefühlt. Das erlauchte Paar und die Art, wie es die Kunst pflegte, hatte auch auf ihn immer Eindruck gemacht. Mochte er sie „Statisterei virtuosität“ nennen, so mußte er doch zugestehen: „Man studiert die Stücke, wie ich leider noch nicht alle Beethovenschen Sonaten studiert habe.“ Und nun boten sie ihm einen Wirkungskreis, wo er neben dem Theater, dessen Leiter der Herzog selber war, als Intendant der Hofmusikkapelle eine nicht minder bedeutende Blüte der Musik herbeizuführen vermochte. Und was man ihm bot, so wenig es im materiellen Sinne bedeutete, war doch eine fürstliche Gabe und eine Stellung, in der er für sein künstlerisches Wollen freie Hand hatte, soweit nicht die bescheidenen Kräfte eine Grenze zogen. Es war ein kleines Orchester, bei dem vielfach der Fleiß an die Stelle des Talents treten mußte. Indessen der Herzog drängte „tam-

bour battant“, und Bülow ließ sich drängen, wenn er auch mit einem hohen Grad von Skepsis meinte: „Was Du auch tun magst, Du wirst's bereuen.“ Wenn er's später wirklich tat, so lag die Schuld nicht in dem Willen des edlen Paares, das ihn als Künstler so richtig einschätzte wie damals nur wenige. Außerdem bot ihm sein Amt Zeit genug für seine Pianistenfahrten. Und diese trat er jetzt sofort wieder an, um seinen großartigen Plan zu Ende zu führen und für den Bayreuther Fonds die Summe von 40000 Mark zu erspielen. Das war die edle Opfergabe, die er bot, das deutsche Volk in seiner indolenten Gesamtheit beschämend und zugleich ermahnend. Eine edle Tat und ein großes Beispiel! Das wollte er geben. Vor allem auch den Künstlern. Ich habe selbst gehört, wie er im Winter 1880 in Regensburg meinem Vater sein Bedauern aussprach, daß dieser sein Klavierspiel nicht wie er in diesem Sinne gepflegt und genützt. „Denn,“ meinte er, „wenn fünf das gleiche tun, wie ich, dann hat der Meister, was er braucht.“ Er spielte damals auch in Bayreuth — für Bayreuth. Zum ersten Male sah er das Festspielhaus. Mit wehstem Herzen und doch mit Bewunderung. Der Eindruck war über alle Erwartung groß. Doch er litt schwer, und in der Nacht schrieb er jenen Aufsatz „Die Geigenfee“, um seine Gedanken abzulenken. Doch mit Hans von Wolzogen, dessen Aufsätze über den „Stil“ ihm besonderes Interesse eingeflößt, trat er in nähere geistige Beziehung. Er fühlte solche zwischen Bayreuth und sich. Er wollte sie übertragen auf sein Meiningen, das er Klein-Bayreuth nannte. Er war bereit, auf die von Wagner selbst gestellte Frage: „Was ist Stil?“ von sich aus die

Antwort zu geben. Aber es war noch ein anderes Moment, das zwischen ihm und Wolzogen persönlich zur Sprache kam, nämlich die damals von Dr. Bernhard Förster eingeleitete antisemitische Petition, die auch Bülow unterschrieben. Die Folgen waren ähnliche, wie sie die Erneuerung des „Judentums in der Musik“ und wohl auch die Schrift Wagners „Über das Dirigieren“ hervorgerufen, die Bülow gerade in den schwersten Tagen seines Lebens mit tiefstem Interesse und dem Gefühl unzerreißbaren Zusammenhangs mit dem Meister in allen künstlerischen Fragen gelesen. Aber nun kam die Anregung doch von anderer Seite und aus anderen Motiven heraus, als sie Wagner gezeigt. Indes die Wirkung war für Bülow die gleiche. Und da verließen ihn die Nerven. Er fühlte sich vereinsamt und in dieser Frage von Bahreuth sogar im Stich gelassen, aber auch in seiner künftigen öffentlichen Wirksamkeit bedroht. So komplettierte er die Summe für den Fonds aus seinen Ersparnissen, freilich auch mit der Motivierung, daß er durch seine neue Stellung in der Bewegungsfreiheit gehemmt und seine Pianistenmission in den Hintergrund treten lassen müsse. Aber er fürchtete nicht minder, durch die Verfemtheit in der Presse und den Bohfott durch „Sem und Hebron“ infolge seiner Stellung zur Försterschen Adresse eine Minderung seiner Einnahmen um mindestens 50 Prozent. Diese Verluste hätte Bülow ganz gewiß nicht gescheut. Wie überhaupt keinen Kampf, wenn seine Nerven standzuhalten vermochten. Hier aber spielten andere Motive herein. Gewiß, er war, wie Taubig, Lebh und Lassalle, auf deren Anschauung er sich später sogar berief, und mit der Mehrzahl des deut-

schen Judentums unbedingt gegen das Eindringen der Ostjuden und alles, was damit zusammenhing. Und durch sein ganzes Leben läßt sich dieser Zug innerlich verfolgen. Aber er hatte gerade für Bayreuth und dessen Existenz diesen Gegensatz ausschalten wollen. Ähnliche Gedanken kehren mehrfach wieder. Er spricht sie einmal während seines Aufenthalts in Glasgow sehr prägnant aus: „Was braucht Bayreuth? Geld? Wo ist's Geld? Bei den Juden. Damit sie ihr Portemonnaie öffnen, muß man sie streicheln. Ich habe es getan, aber durchaus nicht gegen meine Überzeugung (Meherbeer=Jugendliebe)!“ —

Doch im Herbst begann seine Wirksamkeit in Meiningen. Zunächst eine Filigranarbeit mühevollster Art. Kleine Mittel — aber große Ziele. Meiningen sollte „Beethovenopolis“ werden. Und wurde es. Er brachte die 9. Symphonie in einer Weise heraus, daß die Leute schluchzten und jubelten, trotzdem er ihnen das ungeheure Werk, das alle Gefühle vom düstersten Druck des Daseins bis zum jauchzenden Jubel durchkosten läßt, zweimal unmittelbar nacheinander zu hören gab. Aber sein und Meinings Ruf war begründet. Der Herzog und seine Gemahlin waren auß tiefste ergriffen, und er konnte der Mutter zu Beginn des Jahres schreiben: „Dieses letzte Jahr meines Lebens war kein verlorenes, ich habe meinem Namen, der Mutter, die mir ihn gegeben, ich habe der Kunst Ehre gemacht, ich habe noch niemals so Bedeutendes geleistet, einen solchen Willensextrakt sozusagen zusammengebraut.“ Er trat in der Tat mit seiner Kapelle „die Reise um Beethoven in 80 Tagen“ an, um sie dann aus dem Engeren ins Weitere zu führen. Wie das Mei-

ninger Schauspiel als Träger einer großen Idee von Stadt zu Stadt zog, so auch die kleine, unscheinbare Kapelle, die Herrlichsten zu leisten mußte. Die Musikgeschichte kennt nicht desgleichen. Schon von seinen ersten Taten drang Kunde zu dem „Zauberer von Rom“, und zwar durch keinen geringeren als den Kardinal von Hohenlohe. „Er schreibt mir,“ so erzählt Liszt seiner Tochter, „von seinem Entzücken über das von Bülow dirigierte Konzert, und zumal über dessen Leitung. Ich nahm an, daß es das Konzert war, in welchem die 9. Symphonie zweimal an demselben Abend aufgeführt wurde. Das zahlreiche Publikum verlangte sie noch einmal, und die kleine, aber ausgezeichnete Meininger Kapelle wird unter Bülows Ägide groß und berühmt werden. Der Herzog und seine Gemahlin, Deine alte Freundin, hatten das richtige Gefühl, dies zu erfassen und sich Bülow zu gewinnen. Möge er in seiner neuen Laufbahn als Intendant und Leiter der Meininger Kapelle einige Jahre aushalten.“ Liszt war umsomehr erfreut, als er ihn im August in sehr krankem Zustand in München getroffen hatte. „Er leidet,“ berichtete er, „sehr an einer Neuralgie des linken Armes, ein berühmter Spezialist, Professor Föschel, behandelt ihn täglich mit Elektrizität und Massage. Es geht etwas besser, aber immer noch schlimm genug.“ Doch freute er sich damals schon über die herzliche Zuneigung des Meininger Paares zu seinem Schüler, und seine Hoffnungen sah er rasch genug erfüllt.

Bülows Aufenthalt in München hatte übrigens zwei Kompositionen im Geleit, die ihm selber Freude machten: seinen Huldigungsmarsch für König Ludwig II. und

eine Jubiläumshymne, mit der er sich an der Konkurrenz für das siebenhundertjährige Jubiläum des Hauses Wittelsbach beteiligt hatte. Er hatte im Februar die Freude, den Marsch im achthändigen Arrangement von Joh. von Vegh in Budapest mit Frau von Eötvös, Liszt sowie Michalovich gespielt zu hören. Er war entzückt und begeistert, wie von der ganzen Reise, die einem Triumph gleich, trotz der Presse, die freilich nicht seiner Kunst nahe treten konnte, sondern nur seinem Experiment, mit dem er nun hervortrat, die fünf letzten Sonaten von Beethoven an einem Abend zu spielen. Wer je das Glück gehabt, sie von ihm zu hören, dem ist ein Eindruck fürs Leben geblieben. Wer Größtes bietet, darf auch von den Hörern Schwerstes verlangen, und übernahm er die Rolle des Vergil, der den Dichter durch das „Inferno“ geleitet. Nicht minder großartig war sein Lisztabend, der ein tönendes Bild von Liszts Schaffen bot. Es war gewissermaßen ein testamentarisches Legat, das er niederlegte, da er sich anderen Geistern zu nähern begann. Schon hatte er für Rubinsteins „Nero“ eine Lanze gebrochen. Nun kam ein anderer, dem er die Krone der Meisterschaft aufs Haupt drückte. Es ist etwas von Siegfrieds Wahn nach dem Genuß des Vergessenheitsstranks dabei — wie dieser dem schwachen Günther das herrlichste Weib gewinnt: — so wird er hier Königsmacher. Kein Talleyrand, — dazu ist er zu ehrlich und ritterlich, aber viel Größeres. Eine Art neuer Pygmalion. Er hauchte der schönen Marmorgestalt Geist von seinem Geiste, seine ganze Poesie ein, die nicht in eigene Werke sich ergoß, aber durch sein Spiel und vor allem durch seinen Dirigentenstab sich offen-

barte für viele, denen er Huld und Gnade erwies, für keinen mehr als für Johannes Brahms.

Sein Wanderweg aber führte ihn damals von Wien über Prag nach Berlin in die Arme seiner Tochter, die er dort nach zwölfjähriger Trennung wiederfand. Es war Liszt, der ihm die lieblich Erblühte, mit allen herrlichen Eigenschaften Ausgestattete, zuführte. Sie war ihm später in Rom selbst Freude und Glück. Täglich lernte er das außerordentliche Wesen mehr bewundern. Nun hielt sie der Vater mit tiefster Ergriffenheit in den Armen. Mit ihr und Liszt besuchte er Daniels Grab, wo ihn sein Gefühl überwältigte und er sich schluchzend über den Hügel warf. Es war für ihn alles ein unsagbar schmerzliches Glück, das ihn tief bewegte. Aber die Freude, der Stolz auf die Tochter war doch eines der wenigen Lichter, das sein tragisches Leben erhellte. Nach „schmerzlich-süßer“ Trennung von ihr besuchte er die alte, dem Erblinden verfallene Mutter in Wiesbaden. Er fand sie wohler, als er hatte hoffen dürfen, und zusammen mit seiner Stiefmutter Luise. „Meinen beiden Müttern Klavier vorgespielt“, besagt eine kurze Notiz in seinem Kalender. In Weimar sah er dann Daniela wieder als Samariterin des schwer erkrankten Großvaters. Auch ihn erschütterte dessen Zustand aufs tiefste.

Ein anderes Bild bot sich ihm im Herbst in Meiningen, wo sich Brahms eingeladen hatte und nun von den hohen Herrschaften mit fürstlichen, von Bülow mit wahrhaft königlichen Gastgeschenken geehrt wurde. Dieser bot ihm seine Werke dar, von der deutschen Messe bis zur C-Moll-Symphonie. Gastlich hegte er sein — fast über

seine eigenen Kräfte und die der Kapelle. „Meister Brahms hat uns viel Ehre erwiesen, aber auch empfindlich im Arbeiten gestört,“ schrieb er aufatmend nach dessen Abreise. Menschlich scheinen sie sich in jenen Oktobertagen nicht nähergetreten zu sein. Das geschah erst zu Anfang des folgenden Jahres in Hamburg, wo er sich nun mit seiner ganzen Überschwenglichkeit ihm weihte. Freilich, zu dieser Künstlerfreundschaft, die ihn mehr erregte als belebte und mehr an Fanatismus in sich trug als wirklichen Enthusiasmus, wenn er auch nun feierlich proklamierte, daß er in der Verehrung dieses neuen Meisters die Erbschaft Carl Taubigs angetreten — kam ein anderes, bedeutungsvolleres Moment. Er sah Maria Schanzer wieder. Seit Baden=Baden fesselte ihn ihr anmutiges Bild, und das mißlungene Gastspiel in Hannover hatte nicht lösend, sondern nur hemmend gewirkt. Und er gesteht es jetzt selbst: „Hätte mir damals Bronsart den Willen getan, die ganze Musikgeschichte hätte einen anderen Verlauf genommen.“ Die junge Künstlerin fühlte sich im Pollinischen Theater in Hamburg gar nicht wohl. Ihre Arbeit schien ihr unfruchtbar und unerfreulich. Da rief sie Bülow nach Meiningen. Denn jetzt glaubte er die Macht dazu zu haben. Er schrieb dem Herzog, daß er die Masern und alle Kinderkrankheiten auf einmal habe, und bat für sie um Gastspiel auf Engagement. Was Bronsart verweigert, das erfüllten der Herzog und seine gütige Gattin. Nach dem Gastspiel erfolgte das Engagement. Damit war der Boden für seine weiteren Schritte geebnet. Zwar erhob die Freisrau warnend ihre Stimme. Aber Bülows Herz hatte nach langem Schwanken entschieden. Ein Zurück gab es

nicht mehr. Am 30. März erhielt er ihr Jawort. Als Bräutigam ging er auf seine Nordlandfahrt, die er in einer seltsamen Art von Reisebeschreibung niedergelegt hat, gleichsam als einer Fortsetzung seiner Reizerezenſion vom Jahre 1877 und den Aufſätzen, die unter dem Titel „Autokratiſches von einer Reiſe in den Inſeln“ in den „Signalen“ erſchienen waren. Sie ſind zu ſehr Bülow, daß man der Verſuchung, ſie mit den Reizebildern Heines zu vergleichen, nachgeben dürfte. Hand in Hand damit gehen ſeine Bräutigamsbriefe. Sie haben etwas Rührendes, Ergreifendes.

Heimgekehrt ſtellte er ſeine Liebe gewiſſermaßen unter die Ägide von Brahms. Er ſchlug ihm ſelbſt vor, nach der Hochzeit ſelbſtdritt in Bayreuth dem „Pariſival“ beizuwohnen. Aber noch ehe deſſen ablehnende Antwort eingetroffen, war dieſer Einfall von ihm ſelbſt wieder verworfen worden. Die Braut aber rührte ihn mit der Idee, daß ſie von ihm Brahmskultus lernen möchte. Das ſchrieb ſie ihm nach Aachen, wo er wiederum mit Daniela, die inzwiſchen mit Liſzt in Rom geweilt, zuſammengetroffen war. Er hatte vor dieſer Begegnung faſt Angst gehabt, aber — ihr Weſen tat ihm unbeſchreiblich wohl. Er hatte ſie in vertrauter Stunde um Rat gefragt, ob er ſich wieder vermählen ſolle. In kindlicher Sorge und in der Hoffnung, daß dem Einſamen daraus neue Befriedigung und Ruhe erblühen würde, riet ſie ihm zu dem ſchickſalsvollen Schritt. Ein Niederschlag dieſer Beſprechungen ſind wohl die Worte an die Braut: „Wenn jemand unfere Verbindung zu ſegnen hätte, ſo wäre ſie, ſie es allein!“ Denn er bewunderte das wunderbare Weſen. „Die Beziehung

zwischen mir und ihr sind eigentlich metaphysischer, übernatürlicher Art. Ich glaube in ihr mein bestes Teil zu erkennen!“ Aber nicht minder tief für ihn fühlte seine zweite Tochter Blandine, die bereits Braut war und wenige Wochen später als er sich selbst vermählte — (seine Hochzeit fand am 29. Juli statt) —, in Bahreuth dem sizilianischen Grafen Gravina die Hand reichte, in Glanz und Stimmung der überwältigend schönen Paraisaltage. Er war beiden Ereignissen fern geblieben und mit seiner jungen Gattin nach dem Badeorte Klampenborg bei Kopenhagen gereist, wohin er vor Jahren einst die erste Gattin gebracht, um ihr von den Anstrengungen Erholung zu bieten, die sich die bis zur Leidenschaft pflichtgetreue Mutter bei der Pflege der tödlich erkrankten Blandine zugemutet. Und von dort, wo er kramphast gegen die Erinnerungen rang und ihnen zu entinnen vergeblich versuchte, blickte er schmerzlich zürnend auf Bahreuth. Auch sein Groll gegen des Meisters neues Werk konnte ihm nicht darüber hinweghelfen. Er war gleichsam vor ihm geflohen und wollte nicht nach Meiningen zurückkehren, bis die Festspiellänge verflungen und das junge Paar nach Sizilien abgereist. Schwere und schwerste Tage für ihn, noch mehr für die junge Frau, die nun geistige und körperliche Samariterdienste zu leisten hatte. Denn krank kam er heim, krank und siech. Erst zu Beginn des neuen Jahres kehrte ihm die Kraft wieder, und jubelnd begrüßte der Herzog seine neuen Taten, an die er trotz aller Schwäche ging. Da geschah ein furchtbarer, geradezu dämonischer Rückschlag. Am 12. Februar erschien Brahms in Meiningen. Bülow empfing ihn mit seinem Musiker=

stabe feierlich am Bahnhof. Dann kam der 13. Februar. Der Meister starb. Als Bülow die Nachricht erfuhr, da raffte er sich, so krank und elend er war, auf, eilte zu Alexander Ritter und brach dort in fassungslosem Schmerz zusammen. Den großen, erschütternden Augenblick empfand er nicht bloß wie alle in seiner ganzen Größe, sondern mit jenem ungeheuern Gefühl für jenen, der doch der tiefste Kern seines Wesens war. Wohl fand er Trost bei dem Freunde Ritter. Die Anwesenheit Brahms' hingegen erregte ihm „peinliche Mischgefühle“. Auf's tiefste aber traf ihn eine Nachricht Liszts, daß seiner Tochter Lebensgeister im Erlöschen, daß sie sterben wolle. Da telegraphierte er ihr nach Bayreuth: „Soeur, il faut vivre.“ Und der Gruß rührte sie stark in ihrem Schmerz.

Der Herzog aber, dem er die Unmöglichkeit seines Wirkens darlegte, nahm seinen Rücktritt nicht an, sondern riet ihm, in der Ferne sich zu erholen: „Andere Eindrücke und die Zeit, die ja alles heilt, werden, so hoffe ich, Ihren Schmerz ob des unerseßlichen Verlustes, der die Kunst durch R. Wagners Tod getroffen hat, lindern, und wird auch diese Wunde vernarben. Sie werden wieder gesunden und dann, wie ich zu hoffen wage, den Dirigentenstab nicht ungern wieder an der Spitze Ihrer Kapelle schwingen.“ So wollte er denn fort. Aber er war noch lange nicht reisefähig. Adolf von Groß, der in jenen Tagen und wie immer der gute Geist des Hauses Wagner war und die Klärung der schwierigen geschäftlichen Verhältnisse übernommen, kam im März nach Meiningen, um mit ihm die Zukunft der Kinder zu besprechen. Er fand

in ihm ein Bild des Jammers. Bülow vermochte nicht, sich aufrecht zu halten. Aber an seiner großen und edlen Gesinnung ließ er keinen Zweifel. Und so sagte er: „Das Jahrhundert hat drei berühmte Männer gesehen, Napoleon, Bismarck und Wagner, die man nicht für Menschliches, ja für nichts verantwortlich machen darf. Frau Wagner selbst ist ein höheres Wesen. Für mich ist sie ein Engel. Und von diesem Gesichtspunkte aus bitte ich Sie, alles, was darauf Bezug hat, zu betrachten.“ Im Zusammenhang mit dieser Unterredung, von der Adolf von Groß in tiefster Ergriffenheit schied, steht der Brief, den ihm Bülow am ersten Jahrestag von des Meisters Tod schrieb. „Bald wird es ein Jahr, als Sie bei dem damals leiblich und seelisch zerrütteten Schreiber dieses eintrafen und ihm im Interesse der hohen Witwe, deren Vorsehung Sie sind, ein Verlangen stellten, das er vollkommen ohnmächtig war, richtig aufzufassen und zu erfüllen. Heute steht die Sache anders. Ich fühle mich fähig, den Todestag des großen Meisters dadurch zu feiern, daß ich seine Tochter Eva als die meinige gelten lassen will.“ Und nun traf er die Verfügung über das Vermögen der Kinder in klarster und großherzigster Weise.

Im März 1883 aber war er nach längerem Kuraufenthalt in Würzburg nach Guringl in der Schweiz gereist. Erst am 30. Juli kam er nach Meiningen zurück, wo er nun sofort die Vorbereitungen für die Winterkampagne traf. Das ermüdete ihn, aber erfreute ihn nicht. Er war allein und fühlte sich einsam. Die Gattin weilte längere Zeit ferne, und erst Ende Oktober brachte Daniela Licht in sein stilles Haus. Ihr Wesen tat ihm ungemein wohl

und erfrischte ihn. Und schwer nur trennte er sich von seinem „herrlichen Kinde“.

Dann wechselten rasch die Szenen und Bilder: ein glänzender Tag in Weimar, hierauf Frankfurt, wo er seinen Geburtstag dem Gedächtnis seines ältesten väterlichen Freundes Raff, der vor zwei Jahren als Direktor der dortigen Musikschule gestorben war, weihte. Und nun weiter durch ganz Süddeutschland. Überall wirkte die Kapelle Wunder. Überall grenzenlose Begeisterung, so daß er selbst jubelnd schrieb: „Viktoria! Viktoria! Süddeutschland ist erobert, der Gipfel ist erklommen.“ Aber nun kam Schweres — der Norden — Berlin. Schon im Jahre 1882 hatte er als Beethoven-Interpret am Flügel und in Gemeinschaft mit Brahms die Berliner aufgeregt und entzückt. Nun erschien er dort mit seiner Kapelle. In den Enthusiasmus über seine Darbietungen mischte sich der Seufzer nach ihm. Da kam der 4. März. Das Programm brachte „Sängers Fluch“ und den Triumphmarsch aus der „Cäsarei“. Dieser wurde da capo verlangt. Er trat dankend an das Pult, und die Kapelle spielte statt seines Werkes den Krönungsmarsch aus dem „Propheten“. Und dann seine Rede vom Zirkus Hülßen! Das Wort erregte in den Kreisen Berlins, die ihn liebten und ehrten, sofort Sorge. Aber was weiter kam, die Erklärung des Intendanten, mußte jeden billig Denkenden empören. Wir gehen darüber hinweg. Dieses Vorgehen entsprach nicht der Würde des Hauses und nicht der Größe des Künstlers. Es konnte Bülow gar nicht berühren. Dazu stand er viel zu hoch. Das Schlimme daran war jedoch, daß man von Berlin aus auf den Meininger Hof einen Druck

übte und der Herzog diesem nachgeben mußte. Bei der zarten Art und Weise, wie er es tat, hätte Bülow über den ganzen Fall lächeln oder schweigen können. Aber er grollte und bat mit einer bei ihm seltenen Humorlosigkeit um seine Entlassung und mußte sich von seinem guten Herrn in warmen Worten sagen lassen, daß über seinen Schritt nur seine Widersacher, nicht zum mindesten Hülsen, frohlocken würden. Aber verstimmt bewirkte er Verstimmung, scherzend und verlegend zu gleicher Zeit.

Doch der Sommer kam, und diesmal ging er zunächst nach Frankfurt, um am dortigen Konservatorium wieder den Lehrer zu spielen: bedeutend und großzügig auch hier, gewachsen durch sein eigenes Spiel und vor allem durch die Arbeit an seinen Klassiker-Ausgaben, die ein Stück Lebenswerk an sich bedeuten. Auch hier geradezu schöpferisch wirkend. Ein Moritz Hauptmann lebt fort als Theoretiker und Pädagoge. Bei Bülow ist das alles ein kleiner Teil seines Lebenswerkes. Freilich war es zugleich der Ausfluß stärkster Fähigkeiten. Und er fühlte sich in diesem Wirken wohl, wohler als in Meiningen, wohin er mit steigender Unlust zurückkehrte. Zunächst konnte sie nicht stärker hervortreten. Denn es ging alsbald wieder zu neuer Fahrt. Und auf dieser genoß er wirklich stolze Stunden. In München vor allem, wo er Rheinberger ehrte und der Wittve Rassis Tränen der Rührung weckte, in Budapest, wo er mit Liszt und Brahms zusammentraf. Liszt hatte zu Anfang des Jahres seiner Bewunderung für ihn und seine Kapelle durch die Widmung seines „Bülow-Marsches“ Ausdruck gegeben, dessen Vorwort ihn würdig und herzlich feierte als Förderer alles Edlen, echten, froh- und

feinsinnigen Schaffens. In dem Begleitschreiben hatte er die Kapelle über jeden Vergleich, in gewisser Hinsicht selbst über das Orchester des Pariser Konservatoriums gestellt. Ein größeres Lob gab es nicht.

In Budapest nun spielte ihm Bülow Brahms vor, und der Meister gab ihm und dem „neuen Meister“ das Geleit nach Preßburg. Liszt hatte es verstanden, der eigenartigen Situation einen würdigen und selbst schönen und befriedigenden Charakter zu verleihen. In Wien aber erfolgte ein neuer Zusammenstoß. Nicht mit der Intendanz, wohl aber mit der Presse, und ein noch schlimmerer in Prag, dessen Folgen später in schmerzlichster Weise zutage treten sollten. Der verhängnisvollste Schritt indessen geschah in Dresden. Dort traf er die „Meininger“ in vollem Wirken und bei ihnen die Gattin. Gezwungen, zu einem Abonnementskonzert nach Meiningen zu fahren, wollte er nicht ohne sie reisen. Ein Mißverständnis in der Einholung des Urlaubs, in welchem ein Verstoß gegen die bei allen Bühnenmitgliedern streng eingehaltenen Satzungen gesehen wurde, veranlaßte das Entlassungsgesuch der Frau von Bülow und daran anschließend das des Gatten. Das erste wurde sofort angenommen. Bülow aber gab der Herzog freie Hand. Dieser hoffte wohl, daß er sich anders befänne. Aber blieb er auf seinem Entschluß bestehen, so war Bülow vom 1. April 1885 an dienstentbunden.

Inzwischen trat er seine Konzertreise an, die ihn durch Rußland und dann über Ost- und Westpreußen führte bis ins Rheinland und weiter nach Paris, an das sich für ihn so viel große und stolze Erinnerungen knüpften. Das Publikum nahm ihn auch diesmal mit großer

Wärme auf. Aber die Zeitungsberichte erinnerten in ihrer Roheit und Bosheit an jene über seine ersten Konzerte in Wien. So war er froh, als er wieder deutschen Boden betrat. In Berlin fand er seine Tochter Daniela, die während der russischen Reise bei der Stiefmutter in Meiningen zu Besuch geweilt hatte. Bülow selbst hatte sich, trotzdem sein Verhältnis zum herzoglichen Hofe verschoben war, doch entschlossen, seiner Schöpfung wegen zu bleiben. Aber er sah sich um einen Helfer um, den er in dem jungen Richard Strauß suchte und fand. Seine Beziehungen zu dem Sohne seines erbittertsten Gegners im Münchner Orchester hatte sich von schroffer Abneigung allmählich zu starker Hochschätzung entwickelt. Er erkannte rückhaltlos sein Können an, und war er einmal so weit, dann war er hilfreich und gut. Und so steigerte sich seine Anerkennung immer mehr. Sein letztes Urteil freilich meinte, daß er „Berlioz überliefert“ habe. Jetzt aber sah er in ihm seinen Nachfolger, wenn er auch nicht an ein rasches Scheiden von Meiningen dachte. Das kam in anderen Zusammenhängen. Brahms hatte sich angesagt, um sich seine eben vollendete vierte Symphonie vorspielen zu lassen. Am 1. November fand denn auch die erste Ausführung in Meiningen statt. Bülow hatte sie zu einem Fest gemacht. Der Herzog gab selbst das Zeichen zum Beifall. Unter diesen Eindrücken entschloß sich Brahms, mit der Kapelle zu reisen, die sein neues Werk nun in Deutschland in hervorragender Weise propagierte. Bülow begann darunter zu leiden. Das allzuoftes Hören ermüdete ihn. Und schließlich tat Brahms einen Schritt, der ihn aufs tiefste verletzte. Am 19. November schrieb er Bülow:

„Von Frankfurt fand ich hier Telegramm und Brief vor, die um C-Moll-Symphonie für das Museum bitten, falls sie nicht in Deinem Konzert gemacht würde. Ich habe Dich nicht damit behelligt, da ich meine Dummheit doch auch büßen muß, so unüberlegt und rücksichtslos gewesen zu sein. Aber Dummheit und alles Mögliche, Dein Name ist — Brahms.“

Bülow war betroffen und gekränkt. Diese Rücksichtslosigkeit gegen ihn hatte er nicht erwartet. Ja es traf ihn so tief, daß er den Herzog um seine Entlassung bat. Er hatte selbst den Meininger Hof — verbrahmst, und der Maestro konnte sich auch fürder in der Gunst des Herzogs. Aber Bülow erhielt jetzt den Abschied bewilligt. Ein unsäglich trauriger Moment! Paul Marsop hat das Verhältnis des Komponisten Brahms zu dem Dirigenten Bülow in der „Gegenwart“ sehr gut beleuchtet und auf das Staunen der Hörer hingewiesen, die nach Bülows Tod ein größeres Maß von Frische und Eigenart in Brahms Symphonien voraussetzten, als jene ihrem Wesen nach bieten konnten. Es war gewissermaßen wie im Märchen. Durch des Zaubrers Gunst tritt der Begnadete in den Zaubergarten. Aber als er dem Zauber entrückt um sich schaut, ist all das verschwunden.

Genug! Der Fall war tragisch, tragischer, als er auf den ersten Blick scheinen mag. Mochte Bülow immerhin in seiner Anrast glauben, seine Meininger Mission sei erfüllt. Er rechnete nicht mit der Kapelle, die in seiner Hand eine lebendige Seele geworden, und nicht mit dem erlauchten Paare, das ihm stets wahres und echtes Gefühl entgegengebracht. Auch in Weimar unter Karl August hatte

es an Verstimmungen nicht gefehlt. Aber die Freundschaft hat zwischen Fürst und Dichter doch gedauert bis ans Ende. Und so hätte es auch in Meiningen geschehen können, vor allem zu Bülow's Heil.

Er hat vor der Öffentlichkeit stets diesen Fall verschwiegen, ja auftauchende Gerüchte zurückgewiesen, so von seiner neuen Fahrt nach Petersburg aus. Und auch Brahms gegenüber blieb sein Verhalten stets gleich edel und ergeben. Aber sonst trat von neuem die Unrast, die von je sein Erbteil war, in seinem sozusagen geistigen Gebaren immer stärker hervor. Künstlerisch selbst stand er auf absoluter Höhe, von der es bis zur Erkrankung keinen Abstieg gab. Aber in der Richtung seines Fühlens und Denkens verliert die Magnetnadel seiner Kunstanschauung die Kraft, und das Steuer wird fortan mit starker, aber unruhiger Hand geführt. Selbst den letzten Satz der neunten Symphonie schüttelt er ab, als den Ausgangspunkt der „Neuen“, zu denen er doch selbst gehört und die er hat großmachen helfen. Immer mehr tritt seine Koriolan-Natur hervor: der, auch da er feindlich vor Roms Mauern steht, doch im Innersten fühlt, daß Rom immer Rom bleibt, die Etrusker und all die kleinen Feinde Latiums weit überragend. Und doch war seine volle Lösung von Vitz erfolgt. Sein letzter Brief an den Meister datiert vom 22. Mai 1884. Merkwürdig, wie er seitdem sich mehr und mehr von ihm abgewendet. Noch mehr aber von dem Toten. Denn seit dem 31. Juli war auch er nicht mehr unter den Lebenden. Der Herrliche, Gütige hatte in Bayreuth seine letzte Heimstadt gefunden. Nicht in Weimar, ob schon Bülow oft bitter scherzend gesagt, Vitz habe keinen

anderen Ehrgeiz, als in der Fürstengruft begraben zu sein. Bülow's Stimmung verschärfte sich immer mehr. Wohl nicht im Herzen selbst. Die Musik, die ihn an Vergangenes erinnerte, schien ihm Pein zu wecken. So schwand Liszt und auch Wagner mehr und mehr aus seinen Konzerten. Ein Wertmesser war das jedoch nicht. Denn er nahm in seine Programme gar vieles auf, was der Tag ihm zutrug und den Tag nicht überlebte. Und er sagte selbst, als er deshalb von einem alten Freunde befragt wurde, mit nervöser Bitterkeit, daß die Programme nicht er mache, sondern Hermann Wolff, der Arrangeur und Unternehmer seiner Konzerte. Furchtbar aber war die Qual, da er in Köln an der Seite seiner Tochter Daniela, die sich inzwischen mit dem Kunsthistoriker Heinrich Thode vermählt hatte und in Bonn lebte, einer Aufführung der „heiligen Elisabeth“ beiwohnte. Er konnte sie nicht zu Ende hören, verließ den Saal und kehrte allein nach Bonn zurück. Gewiß waren die Worte, die er am nächsten Morgen an seine Gattin schrieb, der Ausdruck einer unglaublich überreizten Stimmung, aber er konnte sie doch nur schreiben, weil er musikalisch von Liszt geschieden war. Es kommt nun freilich hinzu, daß Liszt's Instrumentation bei ihm stets Bedenken erregte und gewisse häufige Wiederholungen ihn abspannten. Aber wenn man vergleicht, was er 1865 über das Liszt'sche Oratorium gesagt und wie er jetzt empfand, so vermag man ihm nicht zu folgen. Rührend war die Tochter, die ihn am anderen Morgen besuchte und ihm in ihrer „herzensguten“ Weise durch zarteste Schonung über die peinliche Stimmung hinweghalf. Aber freilich „vom

Bären“ (Brahms), meinte er, „will sie nichts wissen, scheint auch kein Jota davon verstehen zu können“.

Doch wir haben vorgegriffen. Zunächst hatte er die Folgen seiner sogenannten Prager Konzerttrede in tschechischer Sprache im Winter 1884 zu ernten. Er tat es mit einem gewissen Troß, mit Unkenntnis und selbst Mißachtung der politischen Verhältnisse Böhmens. Es gibt aber gewisse Gesetze, die auch der größte Mensch nicht überschreiten darf. Doch wurde seine Haltung von den Tschechen politisch ausgeschlachtet, und so kam es zu Gegenständen schärfster Art: in Prag und dann in Dresden. Bülow ist hier von einer gewissen Schuld nicht freizusprechen. Und es ist schade, daß sein in so vielen Dingen klares politisches Gefühl gerade hier völlig versagt hat.

Inzwischen hatte er mit Pollini in Hamburg abgeschlossen und sich damit in die Hände eines der gerissensten Theatermenschen begeben. Ein Schritt, der ihm Kränkungen und Täuschungen nicht ersparte, die auch von schweren inneren Konflikten begleitet waren. Andererseits darf man nicht übersehen, daß vielleicht auch in Meiningen schon das absolute Fehlen der Oper, also der dramatischen Musik, mit der er sozusagen von Kind auf verwachsen war, ihn einseitiger gemacht hatte nach der musikalischen Seite hin. Doch kaum war der leidige Vertrag mit Pollini abgeschlossen, der auf die Dauer nicht halten konnte, hatte er in Berlin ein neues Erlebnis, das ihn mit Recht aufs tiefste erregte. Am 28. Februar 1887 wollte er das Hoftheater besuchen. Man gab — seltsames Schicksal — den „Merlin“ von Rüfer. Da wurde ihm vom Portier der Eintritt in das Opernhaus verweigert. Ein unglaublicher

Alt des Intendanten! Ein unbegreiflicher Mangel an Takt! Ein nicht minder undiplomatisches Vorgehen, das aber nur dazu beitrug, Bülow nun wirklich populär zu machen. Im günstigsten Augenblick. Bot sich ihm doch gerade jetzt in den philharmonischen Konzerten ein bedeutsamer Wirkungskreis. Und nun brachte er in der That Berlin die musikalische Blüte. Der einst Verfeimte wurde Führer und Erzieher zugleich. Bald fand sich eine Gemeinde von edlen und edelsten Freunden, die ihm äußerlich zwar fern blieben, aber jeder seiner Darbietungen mit Andacht lauschten. Gab er doch sein Bestes, freilich aus einem aufs höchste gespannten Wesen heraus. Und diese Spannung, ja Überspannung, charakterisiert die letzte Periode seines Lebens, der es gewiß nicht an Größe gebricht, weil er eben selbst groß war. Es fehlte nur eines — die Ruhe. Diese kannten an ihm nur die wenigsten. Trat sie doch eigentlich nur zutage in den Zeiten leidenden Zustandes, die freilich öfter denn je wiederkehrten. So schildert ihn seine Tochter, da sie ihn im September 1890 in Schlangenbad besuchte. Er war im Juni von seiner zweiten Amerika-tour fast ebenso schwach und elend zurückgekehrt wie von der ersten. Sie fand ihn aufs tiefste erschöpft. „Die Nerven,“ schrieb sie an eine Freundin, „sind erschlappt. Sein Körper versagt die Dienste — sein Geist ist müde, traurig, voll Gram und Hoffnungslosigkeit, aber seine Stimmung milde, grenzenlos weich und gütig, ohne Bitterkeit, nur ein Wunsch und ein Gedanke, der ihn beseelt, sich auszu-söhnen mit allen, sich den Frieden zu erwerben in und um sich.“ Diese Weichheit verbarg er sonst in seinem Innersten, wie er es auch früher getan. Aber sie zeigte sich

doch in bedeutsamen Augenblicken seines Lebens. So als er im August in Berlin die Mutter begrub. Die Greisin hatte, völlig erblindet, das 88. Jahr erreicht. Sie war, die alte Neigung stärkend, zum Katholizismus übergetreten, für den ja auch der Sohn trotz allem eine tiefe, sozusagen musikalische Sympathie hegte. Trotz Schopenhauer, Max Stirner und Nietzsche. Denn auch letzterem brachte er stets ein starkes Gefühl entgegen, wenn auch der Einsiedler von Sils Maria hierin nach seinem Abfall von Wagner auf ihn sehr falsche und vergebliche musikalische Hoffnungen gesetzt hatte — für sich nicht minder wie für seinen Freund Peter Gast. Sie trafen sich wohl in vielem, so in der Neigung zu Bizet, aber weiter folgte ihm Bülow nicht. Doch hat Nietzsche über ihn trotz alles Trennenden ein sehr gutes Wort gesprochen: „Bülow hat eine — Noblesse, auf die man bauen kann. Er hat sich zehnmal mit Brahms überworfen (und mit wem nicht?), aber das hindert ihn nicht: umgekehrt, es spornt ihn an, einer von ihm einmal erkannten Kraft und Originalität sich zu widmen.“ Das ist ein wahres Wort. Geist und Herz waren und blieben bis ans Ende von einer großartigen Integrität. Eben darum verwarf er beide, Nietzsche und Peter Gast, als Musiker.

Geistig stand er auf der Höhe der Zeit. Sein Kenntnisdrang blieb ungeschwächt und der enge Zusammenhang mit der Literatur ihm innerstes Bedürfnis. Jeder neue Ibsen interessierte ihn, wie er auch bei den „Alten“ immer Neues auszugraben wußte. Und an einem Gedanken seines Lebens hielt er unerschütterlich fest: an seiner Liebe und Verehrung für Bismarck. Jene Widmung der

„Eroika“ für unser politisches Genie dürfen wir ruhig zu seinen schönsten und edelsten Taten rechnen: zur Leitung des „Tristan“ und der „Meistersinger“. Seine Begegnung mit dem greisen Heros, dessen ganze Bahn er von Anfang an mit Bewunderung begleitet, zählt er selbst zu den schönsten Stunden seines Lebens. Sie geschah im Hause des Hamburger Bürgermeisters Petersen, den er als „Souverän“ und Freund ehrte und liebte. Ihm und der Stadt hat Bülow den „Ehrenbürgerbrief“ für Brahms entlockt. Ihn schätzte, für ihn wirkte er. Hat er doch trotz allen Gegensätzen unendlich viel Liebe ausgegeben.

Aber es wollte Abend werden. Noch einmal hatte ihm die Sonne Italiens geleuchtet und seinen leidenden Körper, auch seinen Geist erquickt. Fand er doch in Florenz die Jugendfreundin Jessy Lauffot wieder, vor allem aber seine Töchter Blandine und — nach 24jähriger Trennung — zum ersten Male Isolde. Ein Ereignis, das ihm, wie er selbst meinte, von unsagbarer seelischer Bedeutung war.

Aber mit dem Jahre 1892 ging auch seine Kraft zu Ende. Am 4. Oktober hat er unter tausend Schmerzen zum letzten Male öffentlich gespielt. Die Töne verklangen, die Brust, die sie geweckt, war am Erlöschen. In Hamburg dirigierte er am 24. November noch einmal die ersten Sätze der „Neunten“. Sie übte auf ihn die alte Wirkung, die wohl verstärkt durch die Ahnung des Todes. „Mir war's,“ sagte er, „als müßte ich mich in diesen Abgrund von Tönen stürzen.“ Am 5. Dezember folgte die „Faust-Ouvertüre“ und zum guten Ende die „Eroika“. Es waren die letzten Atemzüge der Künstlerseele.

Merkwürdig, da sie am Erlöschen, kam noch einmal

ein Ruf an ihn aus München: Bossart frug an, ob er bereit sei, die alte Stelle wieder zu übernehmen. Ruhig gab er den einzig möglichen Bescheid. Dann bat man den Müden nach Berlin: zum Besten des Orchesterpensionsfonds! Noch einmal im Dienste der Wohltätigkeit, wie so oft! Es war der letzte Taktschlag, den er getan. Tags darauf brach die Krankheit, die ihn längst gequält, völlig aus. Er sollte nicht mehr genesen. Eine furchtbare Leidenszeit brach an: in Pankow, in St. Blasien und Wschaffenburg, wo er überall Heilung suchte und nicht fand! Zu allem noch falsche Diagnose der Ärzte! Da kehrte Richard Strauß genesen aus Agypten zurück. Das weckte eine neue, letzte Hoffnung! In fieberhafter Hast wird die Reise nach dem Pyramidenlande angetreten. Über Wien und Triest. Dorthin eilt die Tochter, von einem alten Freunde des Hauses benachrichtigt. Ein erschütterndes Wiedersehen voller Liebe, voller Qual! Eine gemeinsame traurige Fahrt nach Miramare. Dann kam der Abschied — für immer. Die Tochter schildert diesen in einem Briefe an eine edle Freundin: „Am 1. und 2. Februar war ich in Triest, meinem heißgeliebten Vater das Geleit auf das Schiff zu geben — sein Anblick machte mich hoffnungslos — er sah aus wie ein Sterbender, der Glanz der geliebten Augen war erloschen, sein Geist, seine ganze Natur waren ein Hindämmern. Er konnte kaum mehr stehen oder gehen — wie ein krankes, müdes, himmlisch geduldiges Kind lehnte er in meinen Armen, trug ich ihn die Schiffbrücke hinauf — die wenigen Worte, die er sprach, waren Worte des Segens für mich. — ‚Gott segne dich, mein Kind! Ich weiß es, er wird dich segnen.‘ In all meinem



Jammer dankte ich Gott für solche Gnade.“ Und der „Amphytrion“ trug ihn nach Brindisi. Von hier ging die Fahrt nach Alexandrien, dann mit dem Schnellzug nach Kairo. Noch qualvolle Tage im Hotel, dann ein Schlaganfall. „Am 9. brachte man ihn ins deutsche Diakonissenhospital; dort haben ihn die lieben frommen Schwestern wie die Engel gepflegt. Die Ärzte hatten gar wenig Hoffnung — am 12. mittags ist er gestorben.“ Zu Schiffe trat der Sarg die letzte Fahrt an — nach Hamburg, wo die Einäscherung erfolgte. Eine Feier voll Ergriffenheit! Sein Schwiegersohn Heinrich Rhode sprach edle Worte, wie sie dem Edlen gebührten. Und Deutschland trauerte um ihn, den Künstler und Ritter! Die Trauer lehrte, was es an ihm besaß und immer besitzen wird.

Seine zweite Gemahlin hat ihm mit bewunderungswürdiger Energie ein bedeutsames Denkmal gesetzt durch die Herausgabe seiner Briefe und Schriften, die einen so starken Niederschlag seines Wesens bilden und uns eine Welt für sich eröffnen, voll Höhe und Tiefe, voll Sturm und Drang, voll geistiger Größe! Ein Lebenswerk! —

Als Richard Wagner starb, hatte er der Witwe zugerufen: „Soeur, il faut vivre!“ Sie hat ihn überlebt und das Werk, an dessen Grundmauern er so treu und tatkräftig mitgearbeitet, als der Größten und Besten einer, vollendet und auf eine Höhe geführt, wie er sich's kaum geträumt. Sie hat damit auch ein Stück seines eigenen Willens vollbracht. Es war fertig, da er starb. Ihm, den sie als Mädchen geliebt, der sie immer geehrt, hat sie in jenen Februartagen, da er starb — einen Tag vor des Meisters Todestag, — in trauerndem Sinnen

die Worte nachgerufen, mit dem schwarzen Schleier gleichsam seinen Sarg schmückend:

Von der milden See mit den bunten Ufern
Wandert das Schiff zu dem wild wogenden Meer.
Wellen umschäumen es, sich hehend und brechend,
Eintönig Geräusch auf der wüsten Öde,
Drüber die Wolkenschicht in schwerer Last,
Unabsehbare Nacht dehnt sich über Himmel und Flut:
Einsam unbeweglich stumm fährt in heil'ger Ruh'
Der rastlos Angestüme durch des Lebens schauriges Meer:
Da — an Tristans Fels

Hebt die Sinkende sich noch einmal vor dem Untergang:
Überströmt blutig golden Wasser und Himmel,
Erhebet sich und sagt: Ich komme, ich scheide
Und scheuche scheidend das nächtliche Heer,
Banne der Böen dunkle Wut,
Gebe dir Einsamen mein göttlich Geleit!

Erhebe, Ermatteter, dich zu mir,
Und ich singe feierlich dir mein Lied:

„Heil dir, Lauterer, meine Boten, die Strahlen grüßen
dich!

Heil dir, Mutiger, sieh mein Gewand, wie es dich umfängt!
Heil dir, Edelguter, das Himmelsauge saugt dich ein,
Heil dir, Feuriger, die leuchtende Mutter übergibt dich
der Flut!“

N a ch w o r t

Eine Biographie Hans von Bülow's war ebenso schwer wie notwendig. Wenn sich der Verfasser daran gewagt, geschah es, weil er durch seinen Vater einer der wenigen, die in der Tradition lebten. Aber er wäre nicht imstande gewesen, die Arbeit zu leisten und durchzuführen, wenn ihm nicht von so vielen Seiten geholfen worden wäre, und zwar in einer Weise, die ihn zu tiefstem und bleibendem Danke verpflichtet. Es darf nicht vergessen werden, daß Freifrau Marie von Bülow, geb. Schanzer, in ihren Herausgaben der Schriften und Briefe ein großes und bedeutendes Werk geschaffen hat, das für jede Biographie ihres Gemahls von grundlegender Bedeutung ist. Dazu kommt die immerhin reiche und zahlreiche Bülowliteratur und nicht zuletzt alles, was mit der Geschichte seiner beiden Meister, Liszt und Wagner, zusammenhängt. Denn zu ihnen gehört er. Aber mir ist außerdem vieles Wertvolle zur Verfügung gestellt worden, das dem Buche den eigentlichen Wert verleiht. Und da habe ich zumal den Familien Bechstein und Klinkerfuß zu danken für die Förderung, die mir von ihnen zuteil geworden. Der Briefwechsel Bülow's mit seinem edlen und gütigen „Besflügler“ ist ja einzig in seiner Art und zeigt den Menschen und Künstler in einer stets gleich-

artigen Beleuchtung. In bester Weise wurde ich auch unterstützt durch die beiden Töchter Hans von Bülow's Frau Gräfin Blandine Gräfin und Frau Geheimrat Daniela Thode, sowie deren Mutter, Frau Rosina Wagner, Freifrau von Helldburg, die Familie Humperdinck, Frau Professor Bringsheim, geb. Dohm, Frau Lola Lorme, Georg Schaumberg, Fräulein Helene Raff, Dr. Paul Marsop, Hans von Wolzogen und in besonders gütiger Weise durch meinen hochzuverehrenden Freund Geheimrat Adolf von Groß in Bayreuth.

Ich hoffe, in Bälde einen Ergänzungsband mit wertvollem Material, Belegen usw. folgen lassen zu können.

München, im November 1920

Dr. Richard Graf Du Moulin-Eckart

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	5
Erster Teil:	
Jugend und Werden	13
Zweiter Teil:	
Weimar	39
Dritter Teil:	
Lehrjahre	143
Vierter Teil:	
Berlin	195
Fünfter Teil:	
München	327
Sechster Teil:	
Lebenshöhe und Ausgang	425
Nachwort	499

Boston Public Library
Central Library, Copley Square

Division of
Reference and Research Services

Music Department

The Date Due Card in the pocket indicates the date on or before which this book should be returned to the Library.

Please do not remove cards from this pocket.

BOSTON PUBLIC LIBRARY



3 9999 06003 939 1

